

von

Hermann Detzner

Hauptmann der deutschen Schutztruppe




THE CELLAR BOOK SHOP
18090 WYOMING
DETROIT, MICH 48221
U.S.A.

Hermann Detzner

Vier Jahre unter Kannibalen



Vier Jahre unter Kannibalen

Von 1914 bis zum Waffenstillstand unter deutscher Flagge im unerforschten Innern von Neuguinea

von

Hermann Detzner

Hauptmann der Deutschen Schutztruppe

Mit 9 Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers und einer Karte

7.—12. Tausend

1921

August Scherl G. m. b. H. / Berlin



Einbanddecke, Schutzumschlag und Buchschmuck
zeichnete Albert Schaefer, Berlin

„Seid stolz! Ich trage die Fahne,
„Seid ohne Sorge! Ich trage die Fahne,
„Habt mich lieb! Ich trage die Fahne . .



Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch

Zweites Buch

Drittes Buch

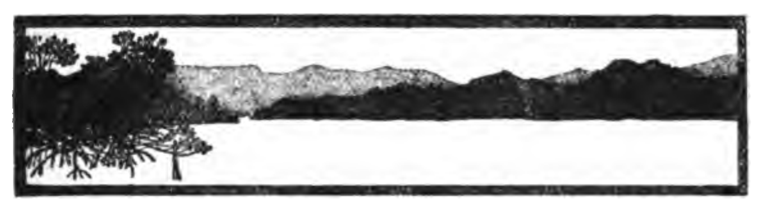
Viertes Buch

Fünftes Buch

Sechstes Buch

Siebentes Buch

Achtes Buch



Erstes Buch

1

Vom ersten Grenzknick zum Ono-Flußabschnitt



Die weißen Wölkchen, die den fernen Horizont umsäumten, färbten sich dunkler, nahmen allmählich einen champagnerfarbigen Ton an. Ich mußte meinen Beobachtungsposten, der 3500 Meter hoch gelegen war, verlassen, wenn ich noch vor Einbruch der Nacht das Expeditionslager, das über vierzig Minuten entfernt war, gewinnen wollte. Fast täglich, in den frühesten Morgenstunden schon, hatte es mich auf diesen Aussichtspunkt gezogen, seit ich ihn auf der Suche nach einem Gipfel, der alle Himmelsrichtungen freigab, vor etwa vierzehn Tagen entdeckt hatte. Fern im Süden erglänzten die Wasser des Papua-Golfes, im Norden blinkte die Seefläche des Huon-Golfes, vom weiten Nordwesten her strebte in mächtigem Zuge die Hochkette des zentralen Gebirgstockes, der das Rückgrat der großen Insel Neuguinea bildet, auf mich zu; mehrere hundert Kilometer übersehbar, schien sie sich in die Unendlichkeit zu verlieren, nachdem sie tief im britischen Papua im Owen-

Stanleygebirge ihren Höhepunkt erreichte. Die dunkle Fläche des Urwaldes, der die höchsten Kuppen in Gestalt von immer feuchtem Mooswalde bedeckt, schien nur hier und da von hellen Farngrasflächen und Bergwunden unterbrochen, welche die Erosion und in selteneren Fällen wohl Erdbeben an allzu abschüssigen Bergwänden geschlagen haben mochten. Nach Nordosten und Süden stürzte das Hochgebirge terrassenförmig zu den mächtigen Golfen ab; nach der britischen Seite zu war es offen und gut übersehbar, nach der deutschen hin, durch die den Hauptstrom Waria im Nordosten begleitenden, bis 2600 Meter Höhe ansteigenden Ausläufer des Zentralstockes verdeckt. Seine Gipfel hatte ich in den letzten Monaten trotz der abergläubischen Gegenvorstellungen der Eingeborenen fast sämtlich bestiegen, um Übersichtspunkte für meine kartographische Aufgabe zu erhalten.

Dunkler wurde es allmählich, die Nacht drohte einzubrechen. Als sollte meine Geduld im letzten Augenblick noch belohnt werden, trat unter einer weißen Wolkenkuppe plötzlich der Belemkopf hervor, auf dessen Anblick ich zwei Tage gewartet hatte, nach mühevollsten Abholzungsarbeiten in dichtem Nebel sitzend, vor Regen und Frost bebend. Meine Eingeborenen verstanden die Ausdauer nicht, ununterbrochen hatten sie mich bewegen wollen, mein Vorhaben aufzugeben und mit ihnen hinabzusteigen. Stets auch waren sie mit einer Erklärung meines Mißerfolges bei der Hand gewesen. „Ja," sagten sie, „dich Weißen vermochte der Tamburan, der böse Berggeist, nicht zu töten, denn du bist stark und mächtig. Aber Kälte und Nebelregen hat er dir geschickt zur Strafe dafür, daß du in sein Reich eindrangst. Wir hätten nicht wagen dürfen, was du auf dich nahmst, uns Kanakern hätte er sofort den Garaus gemacht."

Hier auf den Höhen über dreitausend Meter aber schien es sogar Herrn Tamburan zu kühl zu sein, denn bisher war mir nur das herrlichste Wetter beschieden gewesen. Der böse Berggeist wird es wohl gemacht haben wie die Eingeborenen selbst und diejenigen meiner Landsleute, die ich von meinen Durch-

querungsplänen unbedingt hatte verständigen müssen: resigniert den Kopf schütteln und den Dickkopf ruhig gewähren lassen.

Sicherlich, es war heute ein entscheidender Tag für mich und meine Expeditionsteilnehmer gewesen und, falls dies Unternehmen nicht an höheren Gewalten scheitern sollte, vielleicht auch für die so lange brachgelegene Erforschung des Innern von Kaiser-Wilhelms-Land. Noch einmal hatte ich heute, als ich einsam oben auf der Kuppe weilte, meinen jäh erwachten Plan überdacht, das Für und Wider gegeneinander abgewogen, bis der Plan zum unumstößlichen Entschluß geworden war: vom Chapmangipfel wollte ich entlang der Hauptwasserscheide der großen Insel das bergige Innere in nordwestlicher Richtung durchqueren, Anschluß an das Quellgebiet des Sepik gewinnen, um von dort nahe der holländischen Grenze die Küste zu erreichen. Dadurch sollte der geheimnisvolle Schleier, der über dem Innern unseres hauptsächlichsten Südseeschutzgebietes lag, etwas gelüftet werden, ohne daß es nötig war, Millionen zu opfern, wie es ein im Jahre 1913 durch riesige Reklame ins Leben gerufenes Luftschiffunternehmen erforderte.

Sicherlich, ich hatte bisher Glück gehabt. War es mir doch bereits nach vier Monaten gelungen, den ersten Teil meiner Aufgabe, die Grenzkontrolle von der See entlang dem achten südlichen Parallel bis zu seinem Schnittpunkt mit dem hundertsiebenundvierzigsten östlichen Meridian durchzuführen und den gesuchten Kreuzungspunkt nach möglichst genauen astronomischen Beobachtungen innerhalb dreier Wochen auf dreitausendzweihundert Meter Höhe festzulegen. Eben grüßte er von Osten zu mir herüber, der mächtige, sonst von verdeckenden Wolkenfetzen umhüllte Gipfel, den die Briten Mt. Bachelor getauft hatten. Auf seinem Hange, nur zwanzig Meilen etwa von meinem Standort entfernt, war einst die britische Grenzkommission, die gemeinsam mit einer deutschen Abteilung unter Hauptmann Förster im Jahre 1909 die Festlegung des gleichen Grenzstückes durchführen sollte, infolge von Überanstrengungen, Krankheiten und feindlichen Überfällen zur Umkehr gezwungen

worden. Das ersehnte Ziel lag damals in greifbarer Nähe und war dennoch nicht erreicht worden. Und ich — allerdings hatte ich alles, selbst das Kleinste, auf das sorgsamste erwogen. Schon auf großzügigen Expeditionen in Kamerun hatte ich reichliche Erfahrung gesammelt und in den verflossenen fünf Monaten Gelegenheit genug gehabt, die afrikanischen Kenntnisse für dieses viel schwierigere Gelände umzuformen. Und endlich hatte ich mir einen Plan ausgearbeitet, der nicht das geringste dem Zufall überließ. Meine Expedition mußte mit der mitgeführten Verpflegung auskommen, selbst wenn, wie behauptet wurde, die gewaltigen Bergmassen gänzlich unbewohnt sein sollten. Dazu kam die vor und während meiner ersten Expedition vom Reichskolonialamt an mich ergangene Aufforderung, nach Beendigung der Grenzkontrolle einen Durchbruch nach dem großen Stromgebiete im Norden zu versuchen. Wer würde nicht die unendliche Anziehungskraft begreifen, die diese unbetretenen und unbekannten Länder auf mich ausüben mußten, die tausend Stimmen, die mir zuriefen: Komm, komm! Wir wollen dir ungeahnte Schönheiten zeigen, wollen dir die Geheimnisse einer Natur erschließen, die nie eines Weißen Fuß betreten durfte. Wir wollen dich ungeahnte Schönheiten sehen lassen, dir das Innerste, wenn auch unter mannigfachsten Gefahren, offenbaren.

Ich schwankte nicht lange. Mochte dem sein wie immer, mochten die Schwierigkeiten, die sich mir entgegenstellen würden, noch größer sein, als sie tatsächlich werden konnten, mein Entschluß stand fest. Ich trat den Rückweg von meinem Beobachtungsgipfel an, geführt von meinem treuen chinesischen Schäferhunde, der sich der Zuneigung aller farbigen Expeditionsteilnehmer erfreute, nicht nur wegen seiner Wachsamkeit, sondern vor allem wegen seiner Fähigkeit, die Wallabis im Laufen zu erhaschen und dadurch nicht selten eine saftige Fleischkost zu liefern. Nach wenigen Minuten tauchte ich in dem duftenden, von herrlichen roten Blüten besäten Rhododendronwaldgürtel unter. Nach Durchqueren eines schmalen Streifens von Moos-



Papua vom Semiten-Typ

und Bambuswäldern, in denen ungezählte Scharen Tauben eben ihr Brutgeschäft besorgten, erreichte ich die offene Farngrasfläche, die mitten im Dornbusche von einem nicht zu beschreibenden Farbenreichtume von Vergißmeinnicht, Alpenröschen und Alpenveilchen durchsetzt war. Bis nahe an mein Zelt reichten die an das heimatliche Hochgebirge erinnernden Blumen und Blüten heran. Morgen mit der Heimatpost, die wohl für lange Monate die letzte sein würde, sollte ein Sträußchen dieser tropischen Alpenblumen als Gruß an die fernen Lieben abgehen.

Vor dem auf hundert Schritte kaum sichtbaren Expeditionslager traf ich mit meinem Sergeanten Konradt, meinem einzigen weißen Begleiter, zusammen. Sein Gewehrjunge trug eine Paradieselster, die mit ihrem grünen Brustschmucke und den violett schimmernden, nahezu ein Meter langen Schwanzfedern prachtvoll anzusehen war.

„Na Konradt, ein seltener Buschgruß für die Braut zu Hause?"

„Jawohl, Herr Hauptmann, auch zwei Kasuare habe ich erlegt, die ich den Trägern überließ, damit sie morgen besser laufen können."

Wir hatten das Lager erreicht; aus den Dächern der in den Boden eingegrabenen, langgestreckten Soldaten- und Trägerhütten wirbelte der Rauch der Kochfeuer, und lebhaftes Stimmengewirr verkündete, daß die Farbigen mit ihrer liebsten Arbeit beschäftigt waren: Kochen und Essen. Auch in meiner Behausung war alles zum Abend vorbereitet. In der Bratpfanne brutzelte eine schmackhafte Bergtaube, Yamklöße und Büchsengemüse harrten meiner. Sogar das Brot schien meinem Kochjungen wieder einmal gelungen zu sein. Leider mußte ich den braven Kerl morgen auf Nimmerwiedersehen mit zur Küste schicken, da ein bösartiges Übel sein linkes Auge — das einzige, das er noch hat — ergriffen hatte und die gänzliche Erblindung nur eine Frage der Zeit war. So blieb mir für den weiteren Vormarsch nur ein einziger Mangai, ein Neu-Pommer aus

der Gegend der Langköpfe, der allerdings tüchtig genug war, gemeinsam mit einem findigen Soldaten Zelt und Küche in Ordnung zu halten.

Beim gemeinsamen Abendbrot und einer letzten halben Flasche Pfälzer gab ich meinem noch unerfahrenen Sergeanten, der frisch aus Deutschland gekommen und erst im März zur Expedition gestoßen war, nochmals die nötigen Verhaltungsmaßregeln und schärfte ihm besondere Vorsicht den Lamanis gegenüber ein, die ein recht eigentümliches Wesen zeigten, und durch deren Ortschaften er morgen ziehen mußte. Nur acht Soldaten und vier Träger behielt ich auf meiner einsamen Höhe, um ihm zu seinen vierzig Trägern möglichst viele Soldaten zur Verfügung stellen zu können. Er sollte beim Austritt des Bubu-Flusses, an dessen Quelle wir lagerten, in die Wakaia-Ebene hinab, um dort den Stations-Polizeimeister von Morobe zu treffen, der im Laufe der nächsten beiden Tage mit 240 Lasten Reis und einer Menge Tauschwaren und sonstigen für die Expedition notwendigen Ausrüstungsstücken, vor allem aber mit der Trägerablösung den Taleingang erreichen würde. Der Polizeimeister sollte dann die abgeschlossenen Ergebnisse der Grenzkontrolle, unsere Heimatpost, die abzulösenden Träger und meine schriftliche Meldung an den Gouverneur von Konradt übernehmen. Ich hatte mitgeteilt, daß ich vom Beginn des Juli an sämtliche Verbindungen nach rückwärts abbrechen würde und daß weitere Nachrichten von meiner Expedition wohl kaum vor Ausgang des Jahres 1914 erwartet werden könnten. Nur zu gern wäre ich selbst mitgezogen. Es ging aber nicht. Wichtige Arbeiten am Grenzpunkte und die Erkundung des weiteren Vormarschweges durch das zerrissene Hochgebirge hielten mich zurück. Überdies sollte Konradt bei dieser seiner ersten selbständigen Aufgabe die Fähigkeit erweisen, daß ich mich auf ihn würde verlassen können, wenn im weiten Innern Not am Mann sein würde. Versagte er hier, in dem schon so oft von uns durchzogenen Gelände, den hiesigen Eingeborenen gegenüber, deren Eigenschaften ihm

genau bekannt waren, so mußte ich überhaupt davon Abstand nehmen, ihn am Durchbruch zum Sepik teilnehmen zu lassen.

„Mußte mich durch das Gebiet der Lamanis, die Feindseligkeiten eröffneten, durchschlagen. Zwei Soldaten verwundet, mehrere Hilfsträger tot. Hoffe, mein Ziel am befohlenen Tag zu erreichen." So lautete die kurze Meldung Konradts, die ich zwei Tage nach seinem glatt verlaufenen Abmarsch erhielt. Das konnte ja gut werden, wenn sich der Gegner zur Aufnahme ernster Feindseligkeiten entschloß und sich wegelagernd zwischen die getrennt liegenden Abteilungen schob. Doch es wurde noch viel heiterer, als ich überhaupt annehmen konnte. Am Spätabend zog heller Feuerschein aus der Richtung der auf dem jenseitigen Bubu-Flußufer gelegenen Dörfer, die uns Hilfsträger gestellt hatten, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Das waren unmöglich Buschfeuer, Grasbrände oder Feuersignale. Nicht lange sollte ich im unklaren bleiben. Von Schweiß triefend, kamen in der Dunkelheit mehrere Eingeborene im Lager an und meldeten, die Lamanis hätten plötzlich ihre Dörfer überfallen und angezündet. Glücklicherweise seien alle Frauen und Kinder in den Busch entkommen. Da hieß es, sollte die Bewegung nicht zu großen Umfang annehmen, ein Exempel statuieren.

Die Ungeduld wollte mich verzehren, als selbst am fünften Tage noch keine Nachricht von meiner Trägerkolonne, geschweige denn von Konradt selbst, kam. Es half nichts. Ich mußte von den neun mir verbliebenen Soldaten die drei gewandtesten auf dem Umweg über das jenseitige Flußufer nach Sopa, dem Treffpunkt der beiden Unteroffiziere, mit dem Befehl entsenden, sofort, wenn notwendig, auch ohne Träger, ohne die von der Station herangeschafften Expeditionsgüter bis zu den Lamanidörfern vorzurücken und dort mein Eintreffen abzuwarten.

Ich selbst war nach der Brandschatzung der treugebliebenen Eingeborenendörfer über den Berggrat hin zu den über 2000 Meter hoch gelegenen feindlichen Ortschaften von der Bergseite her vorgedrungen, so daß der Gegner, selbst wenn er sich nach

2*

seiner Gewohnheit in die Bergwälder zurückziehen sollte, von mir gefaßt zu werden vermochte. Daß dabei nur zwei Soldaten, denen mehrere treue Bubu-Krieger beigegeben waren, zum Schutz des wertvollen Lagers zurückgelassen werden konnten, tat nichts zur Sache. Endlich, am achten Tage, beobachtete ich die Kolonne Konradts, die sich den gegnerischen Feldern näherte. Nun begann ein Kesseltreiben, das den überraschten Feind nach einigen hartnäckigen Widerstandsversuchen mit Weib und Kind in unsere Gewalt brachte. Wie ungläubig schüttelten sie die Köpfe, als wir sie nicht zum Siegesschmaus verzehrten, sondern den Verwundeten auch noch ihre Verletzungen sachgemäß verbanden und uns mit der Einäscherung der Dörfer begnügten. Auch wir mußten einen braven Soldaten mit allen militärischen Ehren bestatten; er ruht dicht neben dem mächtigen Grenzpfeiler am 147. Längengrad. Mehrere ernst verwundete Soldaten mußten an die Küste gesandt werden, um von ärztlicher Hand geheilt zu werden. Nur die uns begleitenden Bubu-Dorfleute grollten; sie vermochten es, obwohl sie sich den Bauch mit abgeschossenen Dorfschweinen, Hunden und reichen Mengen von Yam- und Süßkartoffeln vollstopfen durften, nicht zu verstehen, daß sie von Patrouillengängen nach versprengten Lamanistrupps, die sie nach ihrem unverhüllten Geständnis im Kochtopf sehen wollten, ausgeschlossen waren.

Der Austausch der Träger — die neu angekommenen sahen ganz erbärmlich aus, und ich war fest entschlossen, sie nach Erreichen des Ono-Abschnittes gegen kräftigeres Material umzutauschen — das Umpacken der Lasten für den Transport im Hochgebirge und andere Schlußvorbereitungen nahmen die letzten Junitage in Anspruch. Dann ging es los ins Unbekannte; die Verbindungen nach rückwärts waren, wie wir glaubten, abgebrochen. Am 5. Juli hatte die Expedition den Vormarsch angetreten.

Außer uns beiden Europäern bestand sie aus 25 farbigen Soldaten und 45 Huon-Golf-Trägern; zwei Hausjungen, ein

Dolmetscher und ein Trägervormann vervollständigten die Zahl, so daß die Abteilung im ganzen aus 74 Köpfen bestand. Auf Grund meiner vorausgegangenen Erfahrungen und des Arbeitens im Hochgebirgsgelände war es mir klar geworden, daß für eine so großzügige, ins Unbekannte vordringende Expedition nur eine möglichst beschränkte Zahl den Erfolg verbürgen würde. Andererseits durften wir nicht zu dürftig vorgehen, da wir täglich 340 Lasten fortzubewegen hatten. Viele Träger vermochten eine größere Summe Expeditionsmaterial nach vorwärts zu befördern, dafür aber verzehrten sie eine um so größere Menge des mitzuführenden Reises.

Am 5. Juli hätte ein Flugbeobachter auf dem langen, nach Nordwesten streichenden und sanft ansteigenden Grasrücken des Chapman-Stockes und in den Mooswäldern westlich davon eine über acht Kilometer lange Relaislinie arbeiten sehen können, auf der sich meine mit etwa 200 Meter Abstand voneinander aufgestellten Träger wie Ameisen hin und her bewegten, jeder auf der ihm zugewiesenen Strecke die Last seinem Vordermann zutragend, die ihm sein Hintermann gebracht hatte.

Dieses zunächst versuchsweise eingeführte, dann zur Regel gewordene Vorwärtsbefördern der Expeditionslasten hat sich sehr gut bewährt.

Zügig ging der Vortransport in den nächsten Tagen vonstatten, mit mäßigen Durchhauarbeiten konnte durch Soldatentrupps rechtzeitig die Trasse durch den auf Stelzwurzeln stehenden Mooswald freigeschlagen werden, und schon winkte in der Ferne ein neuer, ausgedehnter Grasrücken, der bereits im Quellgebiet des Ono-Flusses gelegen sein mußte, und den ich zum nächsten Marschziel erwählte. Doch sollte es nicht so leicht werden, dieses Ziel zu erlangen. Eine Strecke Bambuswalddickicht von einer Dichte und einem Ineinander-verwachsensein, wie ich es weder vor- noch nachher wieder angetroffen hatte, verlegte uns den Weg über den breiten Nordhang des Chapman-Berges, und es mag eine Vorstellung von der Schwierigkeit, hier durchzukommen, geben, wenn ich berichten muß,

daß 40 bis 45 Haumesser und Äxte, die von morgens sechs Uhr bis zur gleichen Abendstunde, angefeuert von Konradt und mir, ununterbrochen tätig waren, pro Tag die Trasse nicht weiter als zwei Kilometer vorzutragen vermochten. Endlich, nach dreitägiger Arbeit, waren wir durch, ich froh, daß es nun wieder im zügigen Vortransport weitergehen konnte, meine Träger kopfhängerisch und mutlos, voll Furcht, daß noch mehr solcher Strecken zu überwinden sein würden.

Nachdem ich den Platz des nächsten Lagers auf dem vorgenannten Farngrasrücken bestimmt hatte, der sich als eine verzweigte Hochebene von mäßiger Ausdehnung und von gleichem Charakter wie jene am Grenzeckpunkt herausstellte, konnte ich Konradt den weiteren Nachschub der Lasten überlassen und selbst mit fünf Soldaten und einigen Trägern zur Erkundung des ferneren Vormarsches, zu kartographischen Aufnahmen usw. vorstoßen. Vier Tage lang durchzog ich die Farngrasfläche, stieß durch die sie ringsum begrenzenden bewaldeten Bergrücken von 3000 bis 3200 Metern Höhe in nordwestlicher Richtung hindurch, in der Hoffnung, Spuren von menschlichen Siedlungen oder wenigstens Eingeborenen-Jagdpfade zu treffen. Schon hatte ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß wir abermals mit Messer und Kompaß einen schwierigen Hochpfad über Kuppen hinweg und durch jähe Schluchten hindurchzuschlagen haben würden; bereits hatten wir den Rückmarsch zur Hauptkolonne angetreten, die schon am folgenden Tage mit den letzten Lasten im Lager eintreffen mußte, da stießen wir, einen Bogen nach Norden schlagend, auf einen stark begangenen Jagdpfad, der am Rand der Grasfläche verschwand und sich nach Norden mit mehreren anderen strahlenförmig zusammenlaufenden Wegen vereinigte. In gehobener Stimmung, ich voll Spannung, mit was für Leuten wir es zu tun haben würden, meine Jungen voll Hoffnung, die ewige Reiskost der verflossenen Tage wieder einmal durch Feldfrüchte ersetzt zu erhalten, kehrten wir zum Lager zurück.

Doch hier wartete meiner eine äußerst peinliche Über-

raschung. Kummervoll saß der Sergeant vor seinem Zelt, verlegen standen die Soldaten auf dem Platz herum, der kaum gereinigt, geschweige denn von der feuergefährlichen Nähe des leicht brennbaren Grases befreit war; sonst war niemand zu sehen, kein Lärm zu hören, wie ihn über 40 Träger nach getaner Arbeit und auch sonst zu machen pflegen. Auf meine mir ganz unwillkürlich in den Mund gekommene Frage, die die ganze traurige Wahrheit vorausahnte: „Sind die Träger ausgerissen?" nickte er nur. Wir saßen auf 2900 Metern Höhe mit 300 Lasten unbeweglich fest, lahmgelegt in dem Augenblick, da eine in letzter Stunde erfolgreiche Erkundung den Vormarsch auf Eingeborenenpfaden wesentlich erleichtert hätte, vielleicht für Wochen zur Untätigkeit verdammt, wenn überhaupt von Morobe neues Trägermaterial zu erhalten war, und gezwungen, kostbare Wochen der trockenen, zum Vormarsch allein günstigen Jahreszeit verstreichen zu lassen.

2

Vom Ono-Tal zum Lawson-Berg



och Widerstände und Hemmnisse verdoppeln nur die eigene Widerstandskraft. Bereits am nächsten Frühmorgen befand sich Konradt mit achtzehn Soldaten und der Hälfte der mir verbliebenen acht Träger, welche mit mir auf Erkundung gewesen waren, auf dem Marsch nach der Küstenstation, um neue zweiundvierzig Leute anzufordern und im beschleunigten Tempo nach dem Expeditionslager zu bringen. Mit den zwölf mir verbliebenen Soldaten und Trägern suchte ich in diesen erzwungenen Rasttagen die nach der Flucht der Träger noch auf dem letzten Lastenbeförderungsweg liegengebliebenen Kisten und Säcke nach dem Depot zu schaffen, das

Lager weiter auszubauen, vor allem den gefährlichen Dornbusch und Farngrasbestand im angemessenen Umkreis zu entfernen und, falls es die Zeit gestatten sollte, einen Erkundungsmarsch auf dem entdeckten Eingeborenenpfad zu den ersten Ono-Dörfern zu unternehmen. Diese schienen keine Ahnung von unserem Hiersein zu haben, ebensowenig wie wir jetzt schon vermuten konnten, daß wir über einem nur fünf Stunden entfernten, dicht besiedelten Flußtal lagerten. Hatte denn dieser Stamm gar nichts von den Gefechten in dem bloß zwanzig Kilometer entfernten Bubu-Tal vernommen? Sollte denn absolut gar keine Verbindung zwischen den einzelnen Seitentälern des Waria-Flusses bestehen?

Die Beantwortung dieser Frage sollte der in den letzten Julitagen unternommene Erkundungsmarsch geben. Die Ono-Leute hatten in der Tat keine Ahnung von unserem Anmarsch über den Nordrücken des Chapman-Bergstockes. Als wir nach etwa vierstündigem Laufen aus der Deckung des Waldes in die Grashänge des Ono-Tales hinaustraten, rannten überraschte Männer, Weiber und Kinder aus den nächstgelegenen Feldern kopflos talabwärts; die ganze Gegend, die von unserem Austrittspunkt aus weit nach Nordosten zu übersehen war, und deren Hänge gut bebaut und von geschlossenen Ortschaften übersät waren, hallte von gellenden Angst- und Verständigungsrufen wider. Durch den Feldstecher sah man Frauen, Kinder und Greise, mit flüchtig zusammengeraffter Habe bepackt, eilig dem nahen Rand des Waldes, welcher die Rückenlinie des Gebirgslandes bedeckt, zulaufen, während die Männer und wehrfähigen Knaben von allen Seitentälern bewaffnet im ausdauernden Laufschritt einem Versammlungsplatz zustrebten, wo sich in erstaunlich kurzer Zeit Hunderte von farbigen Gestalten im Kriegsschmuck einfanden, die eifrig gestikulierten, nach uns heraufdeuteten und drohend mit Speer und Bogen schüttelten.

Etwa zwei Kilometer Entfernung trennten uns noch von ihnen. Ohne Zögern trat ich mit meinen fünf Soldaten und

vier Trägern den Vormarsch an, ließ, auf etwa dreihundert Meter an den wimmelnden Haufen herangekommen, meine Begleiter zurück und ging selbst, anscheinend unbewaffnet, die Browning jedoch verwendungsbereit in der Hosentasche, der Sitte gemäß einen grünen Zweig zum Zeichen der Freundschaft hin und her schwingend, allein an die Versammlung heran. In etwa fünfzig Meter Entfernung von ihr setzte ich mich auf einen am Pfade liegenden Felsblock, zog eine Zigarette hervor und begann zu rauchen, dabei winkend, doch zu mir herzukommen. Neues Beraten, Gestikulieren, Tabakqualmen, Sichumherstoßen, Rufen und Schreien; endlich lösten sich zwei ganz Tapfere aus der vordersten Gruppe los und näherten sich Schritt für Schritt meinem Sitzplatz, während die Masse nun lautlos ihre und meine Bewegungen verfolgte. Ein paar Lamani-Brocken, deren ich mich erinnerte, veranlaßten sie, nach kurzem Kopfschütteln des Nichtverstehenkönnens einen Dritten heranzuwinken, der, von den anderen nach vorn geschoben, zögernd näherschlich. Unterdessen war meine Zigarette fertiggeraucht, und eine neue sollte an ihre Stelle treten; da! Das Aufleuchten des Zündholzes, der ganze platte Prozeß des Anzündens des Glimmstengels erregte ihre lebhafteste Aufmerksamkeit, und nach wenigen Minuten saßen wir alle vier schmauchend zusammen; einige gestiftete Zigaretten und eine verschenkte Schachtel Streichhölzer hatten ihr Mißtrauen vorderhand verjagt, vielleicht auch ihre Begehrlichkeit angestachelt. Immer mehr Gestalten, dann ganze Gruppen lösten sich von der versammelten Masse los und gesellten sich uns zu, bis etwa dreihundert Mann im Kreis um mich herumsaßen. Zum Teil glotzten sie mich an, einige besonders Kecke betasteten mich ungläubig an Haut und Kleidern und Schuhwerk.

Nun winkte ich auch meine schußbereit zurückgelassenen Leute heran, und bald war ein allgemeines „Verhandeln“ im Gang. Zündholzschachteln wanderten von Hand zu Hand. Messer und Hobeleisen wurden erklärt und probiert, und den

staunenden Dorfleuten wurde bedeutet, daß sie diese wertvollen Dinge gegen Verpflegung haben könnten. Bald half eine Schar unter Lachen und Schreien mit, den Lagerplatz herzurichten, während andere auf die nahe gelegenen Felder eilten, dort Feldfrüchte ausbuddelten und sie heranschleiften. Nicht enden wollte ihre Verwunderung, als ich mit der Doppelflinte ein Kakadupärchen, das Weibchen schon im Abflug, erlegte. Ihr Vertrauen schien gewonnen zu sein, und ihre Zutraulichkeit wurde so groß, daß sie nach Einbruch der Dunkelheit von der weiteren Untersuchung meines Zeltes, vor allem des Bettes, dessen einzelne Teile immer erneute Erstaunensausbrüche hervorriefen, abgehalten und mit sanftem Druck nach ihren Dörfern weggesandt werden mußten, damit wir endlich etwas Ruhe erhielten. Noch lange beobachteten sie den das Betreten des Lagerplatzes hindernden Posten vor Gewehr.

Und sie kamen, wie versprochen, in der Morgenfrühe wieder, brachten wegekundige Führer mit und rissen sich um die wenigen Traglasten, die sie, sich nach kurzen Wegestrecken ablösend, johlend und springend vorаustrugen. Auf der dreitägigen Erkundungsreise lernte ich nun das gut besiedelte Ono-Flußtal stromauf und -ab kennen und fand den Verbindungsweg, welcher nach einem unserer Vormarschrichtung quer vorgelegenen bewohnten weiteren Flußtal führen sollte; auf dem Rückweg schoß ich einige kleine Enten, die den Fluß entlang strichen, der in raschem Lauf, doch stark gewunden, das mit mächtigen Quarzriffen durchsetzte Tonschiefertal durchströmte. Ich nächtigte, ehe wir die Rückkehr zum Expeditionshauptlager antraten, in einem stattlichen, 2000 Meter hoch gelegenen Dorf, das von einem verteidigungsfähigen Zaun umgeben und in der Regel auf der Rückseite von einer Tamburan-Hecke abgeschlossen war. Meine Befriedigung über das günstige Ergebnis unseres Erkundungsmarsches, das der Expedition nicht nur ein zügiges Vordringen auf Eingeborenenpfaden, sondern auch Trägerunterstützung gesichert hatte, wurde noch erhöht, als ich bei meinem Eintreffen

im Hauptlager bereits Konradt mit zweiundvierzig kräftigen Maria-Leuten, die einige Stunden zuvor angelangt waren, vorfand. Auch Heimatpost war mitgekommen, datiert vom vierundzwanzigsten April, die letzte, welche ich für die folgenden fünf Jahre erhalten sollte. Weniger erfreulich war die von Konradt mitgebrachte Kunde über das Schicksal der vor sechzehn Tagen ausgerissenen Melanesierträger. Sie waren, da ihnen ein anderer Weg zur Küste unbekannt war, durch das Bubu-Flußtal gezogen und dort bis auf vier entkommene Überlebende von den rachsüchtigen Lamanis und den durch die Aussicht auf ein rechtes Kannibalenfest mit ihnen nun wieder verbündeten, bei den Junigefechten treu gebliebenen Bubu-Leuten erschlagen und verspeist worden. Ein trauriges Ende und eine entsetzliche Strafe für ihr unberechtigtes Davonlaufen, das um so blöder war, als ich ihnen fest versprochen hatte, sie nach Erreichen des Ono-Abschnittes, an dem wir nun angelangt waren, wegen ihrer bewiesenen Untauglichkeit unter gesichertem Schutz an die Küste zurückführen zu lassen und gegen kräftigeres Material umzutauschen.

Der für den 2. August angesetzte Ruhetag sollte im Gegenteil anstrengend werden. Die neuen Träger, mit dem leicht brennbaren trockenen Graswuchs der Hochfläche unbekannt, hatten in ziemlicher Entfernung vom Lager das Gras in Brand gesteckt, um der zahlreichen Wallabis leichter habhaft zu werden; den ganzen Spätnachmittag und die halbe Nacht hindurch hatten wir nun mit dem rasenden, uns von allen Seiten einkreisenden Element zu kämpfen, bis das Feuer sich endlich selbst verzehrt hatte. Ein sturmartig die geneigte Ebene widerstandslos herunter fegender trockener Südwind, der schon die ganzen Tage her wehte, hatte das Feuer immer wieder angefacht und weitergetragen. Mit der Jagd war es also dieses Mal nichts gewesen; was an Getier dabei umgekommen war, lag mit verkohlten Knochen umher. Nun: pro Kopf eine Büchse Fleisch, eine Reiszulage, Salz und Tabak ließen den neuen

Trägern, mit deren größtem Teil ich bereits gelegentlich der Grenzarbeiten am Waria zusammengearbeitet hatte, den ersten Tag bei der Expedition annehmbar erscheinen. Lauter prächtige Gestalten waren es, diese zweiundvierzig Leute vom Papuastamm, der den britischen Mabarabezirk und auf deutscher Seite den Wariaunterlauf bewohnt. Mit Jungen solchen Schlages vermochte ich noch schwierigere Berge als den Chapman-Stock zu überwinden. Hei! Wie sie zupackten, als sie am 4. August 1914 auf ihren Relaisstücken die durchschnittlich fünfunddreißig Pfund schweren Lasten vorwärts bewegten! Das steckte anders als vor drei Wochen mit den schwachbrüstigen Melanesierjungen! Und was die Ono-Leute für Augen machten, als sie nach einigen Tagen die großen Gestalten in ihren Dörfern sahen! Wie Zwerge nahmen sie sich daneben aus, sie, die wie der größte Teil der Bergvölker dem großen, einen semitischen Typus aufweisenden Stamm der Papua angehören, welcher die Hoch- und Mittelgebirge des deutschen Teils von Neuguinea von der Südgrenze ab bewohnt, das Bismarckgebirge, den Zentralstock fast gänzlich, die Hochstöcke der Finchhafen-Halbinsel bevölkert und bis zum Quellgebiet des Sepik ausgedehnt ist.

Wer konnte angesichts dieser zur Schau getragenen Arbeitslust meiner Wariamänner ahnen, daß sie nur widerwillig dem Befehl des Stationsleiters von Morobe zur Dienstleistung bei meiner Expedition gefolgt waren und schon in den ersten Tagen einen schlau ausgedachten Plan ausgeheckt hatten, um mich zum baldigen Abbruch und zu ihrer Rückführung in ihre Heimat zu zwingen? Die Gelegenheit zur Ausführung ihrer Absicht schien ihnen günstig, als ich, wie gewöhnlich, zu Erkundungszwecken und zu kartographischen Aufnahmen einige Tagesmärsche vorausgeeilt war. Leider kam ich etwas zu frühe in das Lager zurück und brachte dadurch den Plan zum Scheitern. Was hatten die Kerle angestellt? Von den von Posten zu Posten vorgeschafften Reissäcken hatten sie während des flotten Transportes zum nächst gelegenen Depot nicht weniger

als dreiundvierzig Stück in hohlen Baumstämmen seitlich des Pfades im Urwald versteckt, sieben Sack in ein die Vormarschroute kreuzendes Wasser auslaufen lassen. Zum Glück zählte ich sofort nach meiner Rückkunft die Säcke nach — der Reis bildete ja das Rückgrat für das Gelingen der Expedition —, stellte den Verlust fest und begann sogleich mit den Nachforschungen, die sechsunddreißig Säcke unversehrt wieder einbrachten; die sieben ins Wasser geschütteten waren natürlich verloren. Ein strenges Strafgericht folgte, und ein Abzug von fünfzig Gramm Reis von der täglichen Ration, bis der Verlust wieder eingebracht war, sorgte dafür, daß derartige Kindereien niemals wieder versucht worden sind.

Ich selbst mußte dem Strafgericht im Langstuhl sitzend anwohnen, da ich bei den persönlich geleiteten Nachforschungen bei Anbruch der Dunkelheit in ein tiefes Loch gestürzt war und mir dabei eine so ausgiebige Knöchelgelenkauskugelung zugezogen hatte, daß ich mit stark geschwollenem Fuß, von dem der Stiefel heruntergeschnitten werden mußte, auf einer Zeltbahn aus 3000 Metern Höhe ins Lager auf den Ono-Hängen getragen werden mußte. Zum Glück war nichts gebrochen, aber vierzehn Tage lang war ich zum Stilleliegen gezwungen, bis die Schwellung einigermaßen zurückgegangen war und ich den Fußmarsch wagen konnte. Alles schien sich gegen meinen Plan verschworen zu haben, und es bedurfte meiner ganzen Selbstzucht, um nicht nach den widrigen Erfahrungen der letzten Wochen die Flinte ins Korn zu werfen.

Da ich gelegentlich des Erkundungszuges das Ono-Tal nach dem Oberstrom eingehend kennengelernt hatte, so war ich wenigstens in der Lage, Konradt genaue Anweisungen für den Anmarsch zum nächsten Depot und zu dem Punkt, an dem ich aus dem Tale heraustreten wollte, zu geben, so daß keine wesentliche Verzögerung des Weiterdringens eintrat, während ich mit Bleiwasserumschlägen und Jodtinktur an mir herumarzten mußte. Mit den letzten Lasten vermochte ich denn auch selbst mitzuhumpeln. Es war ein schmerzensreicher Marsch

entlang den schlüpfrigen Hängen aus mächtigem Tonschiefer-gebirge, das mit riesenhaften Quarzschichten durchsetzt war; er führte bald durch drei Meter hohes Elefantengras, bald über heiße Alangflächen hinweg, durch schmalen Waldgürtel und über zahlreiche rasch zu Tal stürzende Bäche hinweg und zwischen Yam-Zuckerrohr- und Batatenfeldern hindurch. Überall von den mich bereits kennenden Eingeborenen begrüßt, erreichte ich endlich das letzte Lager unmittelbar am Ufer des dort bereits fünfundzwanzig Meter breiten Ono-Flusses auf vierzehnhundert Meter Sohlenhöhe.

Ein fettes Dorfschwein, eine Menge von Feldfrüchten, unter denen sich Tomaten und Gurken befanden, boten uns die vollzählig versammelten Ortseingeborenen zum Kauf an, so daß der letzte Tag im Ono-Tal zu einem Fest für alle Teilnehmer der Expedition wurde. Die scheulose Haltung der Dorfbewohner stellte meinem Sergeanten das beste Zeugnis aus; hatte er doch hier den Verkehr mit den Bergleuten selbständig regeln müssen. Die angebrachten Tomaten, welche von den Eingeborenen selbst nicht gegessen werden, und die europäischen Gurken stellten die letzten Spuren der zumeist australischen Goldsucher dar, die nach Auffinden ziemlich reicher Alluviallager im Waria-Flußgebiet versucht hatten, zwecks Entdeckung der Goldriffe in die Täler der Nebenflüsse einzudringen, durch die feindselige Haltung der den Taleingang sperrenden Bewohner jedoch zurückgewiesen worden waren. Sie hatten Samen der verschiedenartigsten Feldfrüchte mitgebracht, von denen nur die in den Tropen wie Unkraut wuchernden Tomaten und Gurken übriggeblieben waren, die uns nun als willkommene Zuspeise dienten. Der Ankauf eines Schweines ist immer mit großen Schwierigkeiten und langen Verhandlungen verknüpft, da nicht ein einzelner das Verfügungsrecht darüber besitzt, sondern die ganze Familie, zuweilen die Sippe, mit dem Verkauf einverstanden sein muß. Dieser gehören denn auch die Äxte und Haumesser, die wir als begehrlich entgegengenommene Bezahlung leisteten und die hier am Oberlauf des Flusses noch eine große Seltenheit waren,

während ich weiter unterstrom wohl in jeder Sippe ein Exemplar vorgefunden hatte, das auf dem Handelsweg gegen teure Gegenleistung eingetauscht worden war. Einige an halbwüchsige Jungen verteilte Glasperlen verschafften mir in kurzer Zeit eine Menge der in den Schluchten häufig vorkommenden herben Himbeeren. Schon wenige Tage darauf hatten wir mit sämtlichen Lasten die 3200 Meter hoch gelegene, dicht bewaldete Paßhöhe erreicht und übersahen von dort durch eine natürliche Lichtung hindurch fast das ganze Ono-Tal mit seinen in allen Tönen des satten Grün leuchtenden Hängen, aus welchen sich die braun gebrannten Neufelder und Alanggrasflächen, an Abbruchsstellen das tiefe Schwarz der Tonschieferschichten, das helle Weiß der in diesen eingesprengten Quarzgänge, in farbenreichem Wechselspiel abhoben, während das dunkle Grün der Urwälder auf den Rücken- und Kammlinien der Berge dem Auge neue Genüsse bot. Hell glänzte in der Tiefe das Silberband des gewundenen Ono-Laufes, aus Nordosten blauten die den Waria im Norden begleitenden Gebirge herüber. Fast in jedem sichtbaren Dorf waren die den Kanakern geschenkten schwarz-weiß-roten Fähnlein hochgezogen.

Im flotten Vorwärtsbefördern der Lasten ging es bergabwärts in nordwestlicher Richtung, bis die untere Waldgrenze wieder erreicht war und wir von neuem in die Grasflächen eines weiten Quertals hinaustraten, welches nur in vergrößertem Maßstab den gleichen Charakter wie die Bubu- und Onotäler trug. Schon auf den ersten Blick von einer weiteste Rundsicht gewährenden Bergnase aus vermochte man festzustellen, daß dieses viel weiter ausgelagerte Tal als die früher besuchten die doppelte Anzahl Dörfer barg als jene zusammen; aber auch die nicht weniger überraschende Tatsache war sofort klar, daß unser Vordringen auch hier unangemeldet war. Die schon öfters gemachte Erfahrung, daß zwischen den nahe beieinander gelegenen Paralleltälern in der Regel keine Verbindung bestand, bestätigte sich hier wiederum; außerdem ließen sich diese Berg-

leute wohl kaum träumen, daß ein Weißer, von dessen Existenz sie nur vom Hörensagen vernommen, vom Quellgebiet der Flüsse aus in ihr Bereich einfallen könnte, nachdem die Fremdlinge bisher stets von unterstrom von der Waria-Ebene aus einzudringen versucht hatten, woran sie jedoch mit Erfolg gehindert worden waren. Noch hatte uns niemand bemerkt, mit dem scharfen Zeißglas konnte das lärmende Spielen der Kinder auf dem Dorfplatz beobachtet werden; aus den Hütten stieg allenthalben der Rauch der zum Bereiten der Abendmahlzeit entfachten Feuer, einzelne Männer und Frauen kehrten soeben von den Feldern heim, das weibliche Geschlecht schwer mit Früchten und Feuerholz beladen, die Männer rauchend, nur ihre leichten Waffen geschultert.

Der Abend nahte, die Kolonne war dicht aufgeschlossen, wir mußten weiter, das deckende Gehölz verlassen, um Unterkunft für die Nacht zu erhalten. Sogleich waren wir entdeckt, und nun ging es wieder los, das Heulen, Schreien, Rufen, das Durcheinanderlaufen und Aufpacken der Habseligkeiten, das Davonrennen dem gegenüber gelegenen schützenden Ufer zu, das Zusammenrotten der Männer, denen von allen Seiten und aus der Richtung der entferntesten Ortschaften Hilfskräfte zuströmten. Doch die drohende Haltung der Männer flaute ab, einige zogen scheu davon, unsere Zahl schien Eindruck gemacht zu haben; jeden meiner siebzig Leute — ich hatte der ungeklärten Verhältnisse halber heute den geschlossenen Marsch gewählt — ließ ich Zweige hin und her schwenken, um den Eingeborenen zu bedeuten, daß wir uns in friedlicher Absicht ihren Plätzen näherten, und wirklich, es fanden sich einige Tapfere, die uns vor dem ersten Ort stehend, zitternd und schweigend erwarteten. Ihre Angst wich jedoch bald der Neugierde, welche die Unmenge Lasten, Kisten und Säcke, die gewandten Handreichungen der mit dem Aufschlagen der Zelte beschäftigten Soldaten, vor allem aber die zu ihren Füßen ausgebreiteten Tauschartikel — Tabak, rote Farbe und Stahlmesser — in ihnen erweckte. Sofort

wollten sie sich auf die schönen Dinge stürzen, die, je länger vor ihren Augen entfaltet, desto mehr ihre Begehrlichkeit anstachelten, und sich mit der Beute zurückziehen. Doch der Dolmetscher, dessen immer mehr versagende Sprachkenntnisse wenigstens eine stockende Unterhaltung ermöglichte, versuchte ihnen klarzumachen, daß ich ihnen diese Kostbarkeiten zum Geschenk mitgebracht habe, vorausgesetzt, daß sie für meine Leute Feldfrüchte als Gegengeschenk anbringen würden. Etwas enttäuscht zogen sie sich zurück, als sie sahen, daß ich fest dabei blieb, daß erst neben den Tauschwaren eine angemessene Menge Yam- und Süßkartoffeln, Zuckerrohr und anderes aufgetürmt sein müßte, ehe ich ihnen die seltenen Dinge ablassen würde. Doch schon kurze Zeit danach sah man eine Menge dunkler Gestalten, die unterdessen von den „Tapferen" unter fürchterlichem Geschrei zusammengetrommelt worden waren, in die nahe gelegenen Yamfelder ziehen und die schmackhaften Knollen ausgraben. Es gewährte einen komischen Anblick, als kurz vor Einbruch der Dunkelheit eine lange Reihe Männer, von denen jeder eine einzige Yamknolle in der hochgestreckten Hand hielt, zum Lager gezogen kam. Natürlich versuchte jeder eine Axt oder zum wenigsten ein Haumesser für die eine angebrachte Einzelfrucht einzuhandeln. Das ging nun zwar nicht, aber wir waren bald handelseinig, und nicht unbefriedigt zogen unsere neuen Gastwirte davon, die Gesichter meist mit der eingetauschten Farbe brennend rot angestrichen.

Mit Photographieren, kartographischen Aufnahmen und Besuchen in den zahlreichen Ortschaften — das Tal mag ungefähr zweitausend Seelen beherbergen —, ferner mit Erkundungsmärschen, um den günstigsten Austritt aus dem weiten und doch tief eingeschnittenen „Waria-Süd"-Tal über die hohen Bergrücken in nordwestlicher Richtung zu entdecken, verflossen die nächsten Tage, in denen gleichzeitig die Lasten nachgezogen wurden. Das Verhältnis zu den Talbewohnern blieb ein freundlich-scheues; man sah sie, und nur die Männer, lediglich,

wenn sie zum Einhandeln begehrenswerter Gegenstände gegen Früchte ins Lager kamen, sonst blieben sie abseits, beobachteten ängstlich alle meine Bewegungen, denen sie, in dem hohen Elefantengras versteckt, folgten, und schienen befriedigt, als wir bald unser Lager nach dem südlichst gelegenen Dorf verlegten, von wo aus ein Pfad in unserer Vormarschrichtung weiterführte. Denn auch hier wie überall in den wenig oder noch gar nicht betretenen Gegenden Neuguineas, waren Führer zu den Nachbargebieten nicht aufzutreiben; die Angst vor der Rache der über das Zuführen der Fremden in ihr Bereich erbosten Nachbarstämme hielt sie davon ab. Doch genügte es mir, herausgebracht zu haben, daß wir in Richtung der untergehenden Sonne nach nicht allzu langen Märschen auf besiedeltes Land stoßen würden.

Eines komischen Zwischenfalles muß ich hier noch Erwähnung tun, der beinahe zu ernsten Auseinandersetzungen, nicht zwischen uns und den Talbewohnern, sondern zwischen einigen Eingeborenenkriegern selbst geführt hätte.

Auch andere Reisende berichteten schon von dem zum Lachen reizenden Gebaren der von ihnen zum erstenmal besuchten primitiven Völker, die in einen ihnen vorgehaltenen Spiegel befremdet hineinschauen, kopfschüttelnd das eigene ihnen daraus entgegensehende Bild ohne Zeichen des Erkennens betrachten, das spiegelnde Glas umkehren, um den vermeintlich dahinterstehenden Besitzer des ihnen selbst fremden Ebenbildes zu schauen oder, wie es bei Affen auch beobachtet worden ist, mit der Hand hinter den Spiegel greifen, in der Meinung, daß ein anderer Mann dahinter stände, der durch das Glas hindurchblicke. Und was für Grimassen schneiden sie dabei, welches Gekicher und Gelächter begleitet da das von Hand zu Hand gehende Wunder, in das alle auf einmal hineinschauen wollen! Genau so verhielten sich unsere Hochlands-Papua! Aber noch befremdeter gebärdeten sie sich, als ich ihnen eine wohl gelungene photographische Aufnahme einer gut getroffenen Gruppe

von ihnen vorhielt. Mit freudigem Staunen, mit Stolz, mit Schadenfreude und Gelächter errieten sie den und jenen auf dem Abzug. Nur sich selbst, mochte er auch noch so lebenswahr wiedergegeben sein, erkannte kein einziger. Noch nie im Leben hatte er bewußt sein Spiegelbild gesehen. Und das ist nicht zu verwundern. Denn hierzulande gibt es keine stehenden Gewässer, nicht einmal Wasserlachen. Das bergige Land läßt keine langsam fließenden Gewässer zu, in denen der Eingeborene sein Gesicht, seine Gestalt zurückgeworfen sehen könnte. Haupt- und Nebenflüsse eilen in ewigen Kaskaden und Stromschnellen zu Tal und geben höchstens an den Windungen ein stark verschwommenes Bild wieder.

Nun erkannte aber auf dem Lichtpapier der eine den anderen, machte seinen Nachbarn auf dem Bild, oft unter blödem Lachen, darauf aufmerksam: das bist du; und zum dritten: das stellst du vor. Der sein Ebenbild nicht kennende Angeredete wies diese Behauptung energisch zurück, behauptete aber selbst von dem anderen, den er auf dem Abzug wohl erkannte: hier stehst du und dort hockst du! Nun war die Reihe an diesem, die Zumutung, in der ihm unbekannten Figur sich wiederzuerkennen, zurückzuweisen. Immer aufgeregter wurden Rede und Gegenrede, und nur durch unser energisches Eingreifen konnte eine allgemeine Prügelei und Speerstecherei hintangehalten werden. Auch unserer Bestätigung gelang es nicht, den Besitzer eines Konterfeis von der Wahrheit unserer Behauptung zu überzeugen, daß er selbst der „feine Kerle" sei, den er nicht zu identifizieren vermochte. Wenn er uns alles, auch den größten ihm aufgebundenen Bären geglaubt hätte, diese Zumutung hätte er nie angenommen, obwohl er zugeben mußte, daß er gestern um vier Uhr nachm. zwischen dem und jenem, von ihm auch sofort wiedererkannten Dorfgenossen stehend und, als Zielscheibe für meine Kamera nach langem Überreden dienend, vor dem Apparat aufgestellt worden war. Die Machart und Gestaltung seines Nasenringes, seiner sonstigen, von denen der

anderen abweichenden Schmuckstücke erkannte er als ihm gehörig an, aber der Mann, der sie auf der Kopie trug, blieb ihm fremd. —

Zum Vordringen stromabwärts konnten wir das Hochwasserbett des Waria-Süd benutzen, der in einer Breite von durchschnittlich fünfundzwanzig bis dreißig Metern nicht allzu reißend in langen Schleifen nach Nordosten floß. Das Hochwasserbett selbst zeigte eine Weite von nahezu achtzig Metern, so daß wir uns eine Vorstellung davon machen konnten, zu welch gewaltigem Fluß der nun so zahme Wasserlauf in der Regenzeit anschwellen konnte. Wie in den Bubu- und Onotälern, waren auch hier die geschlossenen umzäunten Ortschaften auf halbem Hang der von zahlreichen Wasseradern durchschnittenen Tonschieferrücken nahe der unteren Waldgrenze angelegt. Zuckerrohr- und Batatenfelder umgaben die Niederlassungen, die die Hauptnahrung liefernden Yamäcker waren an die sonnigen Berglehnen nahe an das Flußbett hinabgeschoben. Die Taroknolle wurde auch hier nicht angebaut. Sitten und Gebräuche im Kampf, bei Geburten, Beschneidung und Todesfällen wiesen nichts Neues auf. Hier wie dort waren die von lebenden hohen Hecken eingezäunten Geisterplätze direkt hinter dem Dorfplatze angelegt, und fast jeder Ort zeigte die eigenartigen, jungen Pappeln ähnelnden Blattgerüste, in die die Gefallenen oder Verstorbenen aufrecht hineingestellt werden, deren Gebeine nach vollendetem Verwesungsprozeß dann in den Hütten aufbewahrt werden. Der Kannibalismus ist offene Landessitte.

Auf 1620 Metern Meereshöhe überquerten wir die Flußsohle und arbeiteten uns von neuem die bewaldeten Bergrücken hinan, deren Grat wir auf der 3000-Meter-Grenze und etwa 30 Kilometer nördlich der Papuagrenze überschritten. Hatten wir uns eines verhältnismäßig flachen Anstieges erfreuen können, so begann nun eine anstrengende Kletterei die steil nach Norden und Nordosten abfallenden Berghänge hinab.

Und plötzlich änderte sich das Landschaftsbild. Von einer durch eine einfache Jagdhütte gekrönten grasigen Bergnase aus — wohl dem äußersten Vorposten der Wariabewohner — vermochten wir das Vormarschgelände zu überschauen. Greifbar nahe lag er vor uns, genau in Kompaßpeilung 304° meiner allgemeinen Marschrichtung, und nur etwa 25 Kilometer entfernt, der markante Spitzkegel des Lawson-Berges, den ich bereits vom Chapman-Stock aus gesichtet und als nahe der Grenze liegend zum vorläufigen Richtungspunkt gewählt hatte — wie ein drohender Finger reckte er sich bis zu 2700 Metern Höhe empor, ein gigantischer Strebepfeiler eines nach Süden streichenden, hohen Ausläufers der zentralen Wasserscheide, die wir soeben, ohne es zu ahnen, überschritten hatten.

Eine tief eingeschnittene, dicht bewaldete Talschlucht lief von uns aus direkt auf ihn zu, in der zahlreiche Nadelbäume, Araukarien, noch um Haupteslänge über das dichte Urwaldblätterdach hinausschauten. Was für mächtige Koniferen mußten es sein, die im Wettrennen nach dem Licht die Urwaldriesen noch um Kronenhöhe geschlagen hatten!

Helle Grasflächen auf dem dem Lawson-Berge vorgelagerten Rücken, aus welchem dünne Rauchsäulen aufstiegen, deuteten Niederlassungen von Eingeborenen an. Die Waria-Süd-Leute hatten also richtig berichtet.

Steil war der Abstieg zu dem Quellwasser des nach Nordwesten rauschenden Baches; ein Waldesduft, eine Atmosphäre, eine Vegetation umfing uns plötzlich, wie wir sie seit Monaten nicht mehr gekannt, die Treibhausluft der den Salzwinden ausgesetzten Küstenberge! Die feuchtwarme, wasserdampfgesättigte Luft, die Windstille wirkten auf uns, die wir seit Mai die trockene Witterung der Hochgegenden, die immer trocken wehenden Winde der Grasflächen gewohnt waren, ermattend. Eine Anzahl von lange nicht mehr gesehenen Blutegeln zapfte uns das Blut in solchen Mengen ab, daß zwei der kräftigsten Träger, welche es vernachlässigten, die Sauger von Zeit zu Zeit mit

kleinen Stäbchen abzustreifen, vor Blutverlust nahezu ohnmächtig wurden.

Wo waren wir auf einmal hingeraten; woher dieser unvermittelte Übergang? Wohin floß der Hauptfluß, dem das Bächlein, welchem wir eben folgten, und das zur freudigen Überraschung meiner Leute mit vereinzelten, früchtetragenden Betelpalmen bestanden war, zustrebte?

Nun verlor sich der Pfad, der von Ufer zu Ufer wechselte, in einem alten, von Alang-Gras überwucherten Feld, ein stark ausgetretener Eingeborenenweg bog nach Nordnordosten ab, die steilen Höhen hinan. Ihm folgten wir, verließen die Sohle der Schlucht auf neunhundert Meter Meereshöhe und erreichten nach mehrstündigem Anstieg durch dichten Urwald, welcher von vielen Araukarien durchsetzt war — ein zur Probe gefällter Baum wies einundsechzig Meter Stammlänge auf — bald wieder zweitausenddreihundert Meter Höhenlinie. Auf dieser Höhe gingen wir noch ein gut Stück nordwärts und gewannen dann wieder große Grasflächen, von deren bergwärts gelegenem Rand wir uns eines bedeutenden Überblickes über das gestern aus der Ferne gesichtete Haupttal erfreuten. Eine große Zahl von Dörfern gleicher Bauart wie die der zuletzt durchzogenen Täler bedeckten, von Frucht- und Schattenbäumen umstanden, von Bataten- und Yamfeldern umsäumt, die hellen Grashänge, deren Lichtgrün in so starkem Gegensatz zu dem Dunkel der Wälder stand, die die Berghänge krönten.

Hatten wir es hier mit einem noch größeren Quellfluß des Waria zu tun? Reichte der Oberlauf eines anderen zum Huon-Golf abfließenden Stromes so weit nach Süden? Die weiße Wolkenschicht, die um den ganzen Horizont alle Kuppen verhüllte, verbot vorerst weitere Schlüsse. Auch wurde eben unsere Aufmerksamkeit von näherliegenden Dingen vollauf in Anspruch genommen. Wir waren von einem Dorf aus bemerkt worden. Das alte Schauspiel, die Verwirrung im ganzen Flußtal, das Drohen der Männer, das Flüchten der Weiber und

Kinder holten wieder an. Der einzige Zusammenhang zwischen den nahegelegenen Hauptflußtälern besteht im ganzen Papua-Land lediglich im Wissen voneinander, in der seltenen Berührung miteinander gelegentlich der jahraus, jahrein dauernden Fehden und mehr oder minder feindlichen Begegnung an den Jagdgrenzen.

Von neuem erprobte ich mit Erfolg mein Verfahren, allein und anscheinend unbewaffnet an die versammelten Männer heranzugehen und mit Zigaretten und Zündhölzern den friedlichen Verkehr anzubahnen. Am Abend saßen wir bereits auf einem günstigen Lagerplatz dicht neben dem ersten Ort, und vor einem Zelt war angesichts der auffällig ausgebreiteten Tauschwaren ein lebhafter Handel im Gang. Angespornt durch ihre Begehrlichkeit brachten die eingeborenen Männer, die dem gleichen Typ wie die vom Waria-Tal ab angetroffenen Papua angehörten, so viele Feldfrüchte, daß wir für mehrere Tage an Reis sparen konnten. Etwas in Verlegenheit brachten mich die guten Kerle durch Anschleifen einer respektablen Menge Tabakstauden, wodurch sie weitere Schätze einzuhandeln suchten. Und ich führte doch selbst den sonst so begehrten Stangentabak kistenweise mit. Sollte der von nun ab wertlos sein, da hier überall Tabakfelder in großer Ausdehnung angelegt waren?

Selbstredend war ich nicht zur Ruhe gegangen, ehe ich nicht das Rätsel der Flußrichtung und der oro- und hydrographischen Verhältnisse gelöst hatte. Wir hatten in der Tat die Hauptwasserscheide zwischen Papua- und Huon-Golf überschritten, der Fluß entsprang im weiten Norden und floß in südwestlicher Richtung weiter; es war der südlichste Quellfluß des dem Lakekamu zustrebenden Tiveri-Flusses, Taiweli nannten ihn hier die Bewohner, wie aus mühsamen Versuchen einer sprachlichen Verständigung zu entnehmen war. Lediglich mit einigen kargen Wortbrocken vermochte der Dolmetscher noch eine holprige und von häufigem Achselzucken begleitete „Unterhaltung" aufrechtzuerhalten; und damit sollte es morgen auch vorbei sein.

Und das kam so! Am folgenden Tag erkletterte ich, geführt

von einem Dorfoberhaupt, eine Kuppe, die eine freie Rundsicht gewährte. Weit im Norden und Nordosten begrenzte die zentrale Wasserscheide, in der frühen Morgenstunde von jeder Wolkenbildung frei, den Horizont. Dichter, dunkler Urwald bedeckte ihren Hauptgrat und die nach Südosten streichenden Nebengrate. Den Kilometermessungen zufolge erreichte sie die Dreitausend-Meter-Grenze. Also nicht entlang der deutsch-britischen Grenzlinie, wie die bisher veröffentlichten Phantasiekarten darstellten, sondern hier bereits über dreißig Kilometer nördlich davon, und wie mein weiteres Vordringen der nächsten Monate bewies, zog sie sich schon in der Höhe des folgenden Längengrades bis hundert Kilometer in deutsches Gebiet zurück. Und nicht wildes, zerrissenes und unbewohnbares Hochgebirge, wie bisher angenommen, bildete das Grenzgelände, sondern ich konnte gut besiedelte, wenn auch schwer zu überquerende, doch nicht allzu schroffe, zum Teil weit ausladende, im allgemeinen südlich gerichtete Täler feststellen, welche ihre Bewohner hinreichend ernährten und bis zur wirklichen Grenze bewohnt waren, wo eine jähe Terrasse zu den Sumpfniederungen des Hinterlandes des Papua-Golfes jede Anbaumöglichkeit beendet. Deutlich bot sich im fernen Süden die helle Seefläche des Golfes ab, und mit meinem scharfen Glas konnte ich die der Küste vorgelagerten Inseln als dunkle Punkte erkennen. Meine Begleiter, voran der Dolmetscher, wollten nicht begreifen, daß das gesichtete „sodawater“ ein anderes war als das „ihnen gehörende“, nämlich der Huon-Golf. Alle meine Erklärungen, daß wir hier ein „sodawater belong english“ vor uns hätten, stießen auf ein ungläubiges Kopfschütteln. Nach ihrer Meinung wollte ich ihnen nicht die Wahrheit zugeben, um sie an einem etwaigen Davonlaufen in ihre vermeintliche Heimat zu verhindern. Nun, heute nacht hatte ich vor, eine astronomische Zeitbestimmung zu machen, um den Gang der Chronometer zu kontrollieren; vielleicht half die abergläubische Scheu und ihr kindliches Zutrauen zu diesem meinen nächtlichen Befragen des Sternenhimmels, die Ungläubigen zu überzeugen, wenn ich

ihnen mitteilte, daß mir die Gestirne verraten hätten, daß die heute gesichtete See nicht ihr Heimatsmeer sei.

Nach den Angaben unseres führenden Häuptlings führte nun ein Pfad von einem etwas mehr nach Oberstrom gelegenen Ort quer über die Talsohle, deren Meereshöhe ich mit 1460 Metern feststellte, die Hochgebirge hinan zu einem ebenso großen und besiedelten nächsten Tal, das wir in zwei starken Tagemärschen erreichen könnten. Ein anderer Weg sollte zunächst ungefähr einen Tagemarsch flußabwärts zu den von unserem Standort nicht sichtbaren südlichsten Tiveri-Ortschaften gehen, von wo aus ich südlich um den Lawsonberg herum weitere angeblich bewohnte Gegenden gewinnen würde.

Ich entschloß mich zu letzterem, um einerseits die oben erwähnte, hier eine natürliche Grenze gegen Papua bietende Gebirgsterrasse kennenzulernen und nicht zu weit von der Grenzlinie selbst abzuweichen, andererseits, um meine Träger nicht noch einmal über dreitausend Meter und vielleicht mehr hinwegführen zu müssen.

So zog ich am kommenden Morgen mit meiner kleinen, aber gut eingearbeiteten Erkundungsabteilung auf den jäh zum Hochwasserbett des Tiveri abstürzenden Grashängen zunächst, dann durch jungfräulichen Bergwald auf leidlich gutem Eingeborenenpfad nach Unterstrom. Wir näherten uns gegen Mittag den vom Häuptling gestern angegebenen Orten; es waren die, welche wir bereits vor sechs Tagen beim Überqueren der Wasserscheide vom Waria-Südfluß her gesichtet hatten. Hier schienen wir nicht willkommen zu sein; denn bald verkündeten laute Schmerzensrufe einiger Leute, daß sie in Pfeilspitzen getreten waren, die von den Eingeborenen mit der Hartholzspitze nach oben in den Boden gesteckt waren. Eine geeignetere Stelle für diesen Anschlag hätten die Kanaker nicht wählen können als diese ziemlich steil nach abwärts führende Wegstelle, wo ein Ausweichen nach beiden Seiten wegen der jähen Felswände unmöglich war. Ein Stückchen weiter, und wir fanden den zum

ersten ansehnlichen und geschlossen angelegten Dorf heranführenden Pfad mit Bambusstangen gesperrt, auf denen Menschenschädel aufgesteckt waren. Als wir das Hindernis beseitigten und die Totenschädel den steilen Abhang hinunterkollerten, belehrte uns ein vielstimmiges Wutgeheul, daß wir von einem nahen Gipfel aus scharf beobachtet wurden. Nicht lange danach rückte eine große Schar Bewaffneter mit wildem Kriegsgesang gegen uns acht Männlein, die wir einige hundert Meter über den jenseitigen Ortsrand hinausgegangen waren, an. Zum Verhandeln blieb da keine Zeit mehr; eine auf hundert Metern Entfernung über die Köpfe hinweggejagte Salve, welche ein mehrfaches Echo hervorrief, ließ die dunkle kriegsgeschickte Masse stocken; als aber der Anführer, der meine Zeichen mit einem frischgebrochenen Zweig nicht beachtete, von Baum zu Baum Deckung suchend, die anderen zum Mitgehen ermunternd, vorsprang und den Bogen zum Schuß spannte, jagte ich, meinen Jungen das Feuern zunächst verbietend, aus dem Karabiner ein Geschoß etwa in Kniehöhe durch den ihn gerade deckenden Baumstamm. Laut aufheulend, mit zerschmetterter Kniescheibe, brach er zusammen, und nun war es vorbei! In wilder Flucht eilten die Übrigen nach allen Richtungen in den Wald auseinander und ließen den Verwundeten in unserer Hand. Er sollte uns gute Dienste leisten; sachgemäß verbunden, geschient, gemästet und in jeder Weise freundlich behandelt, gab er uns, auf einer Tragbahre mitgeführt, das Kriegsversteck seiner Landsleute an; in nächtlicher Umstellung überraschten wir die ganze Gesellschaft in dem abgelegensten Ort, schlossen Frieden, tauschten Geschenke aus, erhandelten Lebensmittel und bekamen Führer zu dem tief unter uns tosenden Tiveri-Fluß.

Ohne weiteren Zwischenfall hatte unterdessen Konradt die Lasten nachschaffen lassen, und wir waren wieder vereint, nur ein Träger fehlte. In der vorletzten Nacht waren drei Ungläubige, die trotz meiner Warnungen und meines Sternebefragens an ihrer Meinung, den heimatlichen Huon-Golf ge-

schaut zu haben, festhielten, auf gut Glück losgezogen. Zwei waren heute morgen mit heraushängenden Zungen zurückgekehrt, mit Pfeilspitzen im Gesäß und Rücken; zu dem Schmerz der Operation — es mußten die mit scharfen Widerhaken versehenen Spitzen herausgeschnitten werden — kam der Spott der übrigen. Der Dolmetscher war jedoch geblieben; von den Eingeborenen soll er mit der Steinaxt niedergeschlagen und davongeschleppt worden sein. Von nun ab brauchte ich nicht mehr zu versichern, daß wir es mit einem anderen „sodawater" als ihrem heimatnahen zu tun hatten, und keiner suchte mehr auszuwetzen.

3

Durchs Mittelgebirge zum Joseph-Berg



Am 8. September standen wir nach steilem und langem Abstieg wieder am südlichen Ufer des Tiveri-Flusses. Das Siedethermometer gab nur noch 710 Meter als Talsohlenhöhe an, so daß man sich eine Vorstellung davon machen kann, in welch mächtigen, rasch aufeinander folgenden Kaskaden die Wasser die Gebirgsstraße, unterhalb der wir uns nun befanden, herabstürzen: nicht ganz fünfzehn Kilometer oberstrom war die barometrische Sohlenhöhe noch 1450 gewesen.

Unter ohrenbetäubendem Getose rauschte der ungefähr 45 Meter breite Fluß nach Süden, sich über riesige Felsblöcke stürzend, welche er in der Regenzeit mitgerollt hatte. Erst nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es mir und drei gewandten Warialeuten, schwimmend nach weitem Abtrieb und in ständiger Gefahr, gegen die Felsen in der Mitte des Strombettes geschleudert zu werden, das jenseitige Ufer zu gewinnen. Nach einigem Suchen waren ufernahe Waldriesen gefunden, die so gefällt wurden, daß sich ihre Hauptäste mit den Kronen der

Bäume, die gleichzeitig auf dem gegenüberliegenden Ufer flußwärts umgelegt wurden, während des Stürzens verfingen. Infolge der Strömungsgewalt wurden sie oberstrom an mehrere Felsblöcke angepreßt und stellten so einen Übergang her. Mehrere Male trug uns die reißende Flut die mit Mühe und Anstrengung gefällten Stämme davon, bis es endlich gelang, den Zickzacksteg zu erhalten, welcher mit aus dem Wald entnommenen Rotangtauen gegen die Ufer versteift und mit einer Geländerleine versehen wurde.

Die mächtigen, das Strombett sperrenden Blöcke waren Granit. Es war während meiner ganzen Reise das erstemal, daß ich das Urgestein bloßgelegt sah; nirgends vorher, auch nicht in tief eingeschnittenen Schluchten oder Bergstürzen war es zutage getreten, die Schieferschichten, welche es bedeckten, waren zu mächtig gewesen. Doch was war das? Hier gab es ja plötzlich gar keinen Tonschiefer mehr; eine gewaltige Kalkdecke hatte ihn abgelöst. Wir befanden uns also an einer geologischen Grenzlinie. Und eine weitere Überraschung! Kaum hatten wir uns auf dem nördlichen Ufer häuslich eingerichtet, da hörten wir ein Gurren, welches südlich der Astrolabe-Bucht, weder an der Rey-Küste noch im Huon-Golf, noch in den Nordost- und Südostbezirken von Britisch-Papua, nirgends mehr vernommen wird: das Locken einer männlichen Kronentaube. Ha! Wie schmeckte der saftige Braten zum Mittagbrot am nächsten Tage, eine köstliche Abwechslung nach dem ewigen Büchsenfleisch der letzten Monate, das nur hin und wieder von Schweinernem oder einer Taube unterbrochen worden war! Fischzüge blieben leider erfolglos, die Strömung war zu reißend; aber meine Träger entdeckten weiter unterstrom vereinzelte Sagopalmen, deren Mark eine so schmackhafte Speise liefert.

Soweit war alles gut und schön, der eingelegte Rasttag tat meinen Leuten wohl und gab mir Gelegenheit, meine kartographischen Aufnahmen auf das laufende zu bringen, meinem Sergeanten, die Lasten nachzusehen, vor allem den Reis sonnen und umfüllen zu lassen.

Aber wie aus der Schlucht wieder herauskommen, deren Wände fast senkrecht in die Höhe stiegen? Kein Eingeborenenpfad war da, der uns einen Wink gab, wie die jähen Berghänge am besten zu überwinden waren; und hinauf mußten wir wieder, um diesseits der Grenze zu verbleiben, der wir auf wenige Kilometer nahe gekommen waren; um nicht in das Sumpfgebiet der nach dem Papua-Golf abfließenden Flüsse zu geraten, um zu geographischen Zwecken Übersicht über das auf deutscher Seite liegende Berggelände zu erhalten. Und nach einigem Suchen fanden wir wirklich einen annehmbaren Aufstieg, indem wir zunächst einem sich von Norden mit dem Tiverifluß vereinigenden Nebenbach aufwärts folgten. Wir kletterten um den nach Süden über tausend Meter steil abfallenden, von lichtem Regenwald bestandenen Hang des Lawson-Berges in zweitausend Meter Meereshöhe herum und — saßen wieder fest. Denn das Hinunterkommen nach der Nordwestseite erwies sich an den glatten Felswänden noch schwieriger, als es das Heraufkommen gewesen war. Fünf Tage suchte ich mit meinen gewandtesten Leuten nach einer Abstiegmöglichkeit; überall starrten uns nackte, senkrecht abstürzende Kalkwände entgegen; endlich am sechsten Tage fanden wir das Geröllbett eines nahezu ausgetrockneten Felsbaches, dem wir mittels Tauen und anderen Kletterhilfen zur Not abwärts zu folgen vermochten, wiederum auf 650 Meter Meereshöhe hinab, wo das gangbare Bett eines in unserer Vormarschrichtung ruhig dahinfließenden Wasserlaufes uns ein besseres Vordringen gestattete.

Fast an jedem der nun folgenden Marschtage hatten wir einen breiten, reißend zu Tal strömenden Fluß von ähnlichem Charakter wie der Tiveri auf Stegen aus gefällten Bäumen zu überwinden. Sie stellten sich als lauter Quellflüsse des Tiveri-Flusses heraus, mit dem sie sich hart an der Grenze vereinigten. Die barometrischen Ablesungen auf den einzelnen Talsohlen zeigten ein allmähliches Abdachen des Geländes nach Nordwesten zu, bis das Minimum auf fünfzehnhundert Metern erreicht war. Hier hatte das Stromgebiet des Lakekamu-Flusses

seine westliche Grenze erreicht, wir waren in das Gebiet des direkt zum Papua-Golf strebenden Tauri-Flusses eingetreten. Jedem der seit Überwindung des Lawson-Stockes überschrittenen größeren Flüsse hatte ich eine Flaschenpost in englischer Sprache anvertraut, in der ich, in der Hoffnung, daß wenigstens eine davon, z. B. am Lakekamu-Goldfeld, aufgefangen werden würde, den Gouverneur von Papua bat, das flotte Fortschreiten meiner Expedition dem deutschen Gouverneur in Rabaul zu übermitteln, da unsere rückwärtigen Verbindungen bereits seit dem Juliende abgebrochen waren und direkte Nachrichten wohl auf Monate hinaus unmöglich sein würden. Ich habe nie in Erfahrung gebracht, ob eine dieser auf gut Glück losgelassenen Meldungen je in die Hände der australischen Behörden gelangt ist.

Der Kalkstock des Lawson und seiner nach Süden, Südosten und Südwesten abfallenden Talschluchten war unbewohnt, unbewohnbar. Und doch stießen wir bereits zwei Tagemärsche nordwestlich von dem himmelanstrebenden, über zweitausendsiebenhundert Meter hohen Kegel auf Spuren, welche das Begangensein der unwirtlichen Gegenden durch Jäger und Sagosucher sicher erkennen ließen. Einzelne Bäume des Bergwaldes waren ringförmig eingekerbt, was nur mit der Steinaxt geschehen sein konnte, vereinzelte zerfallene Jagdhütten gaben ganze Gewißheit. Von Süden her konnten Eingeborene wohl kaum die Terrasse heraufgeklettert sein, die weit übersehbar keine Anzeichen einer Bevölkerung bot. Die Spuren konnten also nur von den Bewohnern der Flußoberläufe, aus der zweiten Terrasse, im Norden und Nordwesten herrühren. So bog ich denn mit meinem Erkundungstrupp etwas nach Norden ab, und siehe, bereits nach einem kurzen Tagemarsch stießen wir auf vermehrte Spuren, sogar auf einen ausgetretenen, neben einem gewundenen Bache herlaufenden Fußpfad, der sich bald nach mehreren Richtungen verzweigte. Es war der Oktoberbeginn. Wie aufgeregt gebärdete sich die auf einen Weg entsandte, mehr vom Glück als ich begünstigte Soldatenpatrouille,

als sie nach Vollendung ihres Auftrages, etwa gesichtete Kanaker lediglich, ohne sich selbst bemerken zu lassen, kurz zu beobachten und sofort nach dem befohlenen Treffpunkt zurückzukehren, an der Wegegabel wieder auf mich stieß!

„Master Haumann“ (die beiden Konsonanten pt unterschlugen alle meine Leute), „mari belong this fellow place alltogether get spear, yes, we look them finish!“, d. h. „Herr Hauptmann, die Frauen dieses Landes tragen alle Waffen; gewiß, wir haben es gesehen!“ Nun, das war mir denn doch zu eigenartig, und sie verlachend, folgte ich der Führung der aufgeregten Jungen.

„You no savez look em master? Em true, all mari get spear and bonera!“ (Kannst du es nicht erkennen, Herr, alle Weiber tragen Bogen und Pfeile!) Wirklich, dort in etwa zweihundert Metern Entfernung standen einige dunkle Gestalten vor einer Feldhütte, mit langen Grasschürzen und bewaffnet. Mein scharfer Feldstecher klärte den Irrtum meiner Jungen auf; wir hatten nicht Frauen, sondern Männer vor uns, langbärtige Gestalten mit allerdings fremdartig langen Grasröcken bekleidet. Mit was für einem neuen Papuastamm sollten wir hier im Herzen der großen Insel zusammentreffen?

Es war in der Tat nur ein flüchtiges Unterkunftsdach, das wir nach einigen Gehminuten, quer durch den Sekundärwald und über ein frisch geschlagenes Waldstück hinwegschreitend, erreichten. Die Eingeborenen waren verschwunden, doch entdeckte sie mein Fernglas in einiger Entfernung hinter einem Busch, uns beobachtend, verborgen. Ich winkte ihnen, doch ohne Erfolg. Sie antworteten mit Gesten, die uns aufzufordern schienen, das Feld zu verlassen. Diesen Gefallen konnte ich ihnen zunächst nicht tun, da ich hier das Herankommen meiner Träger abzuwarten hatte, deren Arbeitseifer in den letzten Tagen sichtlich nachgelassen hatte, da ich sie, wie sie sich ausdrückten, immer tiefer in den menschenleeren Busch hineinführte, bis wir alle elendiglich zugrunde gehen müßten. Desto größer war nun ihre Freude, als sie bei ihrer Ankunft am Spätnachmittag die zahl-

reichen von der Feldhütte nach der Bergseite führenden Pfade abzweigen sahen.

„Master, dein Kompaß hat uns doch wieder richtig geführt!" Alle glaubten nämlich, daß ich mit Hilfe der Bussole durch die Gebirge hindurch auf die andere Seite zu schauen und bewohnte Gegenden festzustellen vermochte. Das Zutrauen war wiederhergestellt.

Was mein vorheriges freundschaftverkündendes Winken nicht erreichte, das brachten meine findigen Maria-Leute zuwege; sie streiften die Umgegend ab und brachten kurz vor Einbruch der Dunkelheit zwei Männer an, deren Vertrauen wir durch reiche Geschenke zu gewinnen versuchten. Viel war mit der Zeichensprache, die von nun an unser einziges Verständigungsmittel sein mußte, aus ihnen nicht herauszubringen. Es war mir genügend, ihre Gesten dahin deuten zu können, daß ein von uns schon vorher bemerkter, stärker als die übrigen benützter Pfad über den nordwestlich vorgelagerten Hügelrücken hinweg in bewohnte Gegenden führte, deren südlichste Vorposten wir wohl eben erreicht hatten. Konradt überwachte in den folgenden Tagen das Heranbringen der etwas weniger gewordenen Lasten, während ich mit dem Erkundungstrupp, dem bezeichneten Weg folgend, nach Überquerung des dicht bewaldeten Rückens, dessen Scheitel 1300 Meter Höhe maß, in achtstündigem Marsch die erste eigentliche Niederlassung dieses Neulandes erreichte.

Wir waren endgültig aus den Hochgebirgsregionen in eine Mittelgebirgslandschaft eingetreten, deren Nord-Süd gerichtete Hauptrücken 1500 Meter Meereshöhe selten überstiegen. Die Alanggrasflächen waren verschwunden, jungfräulicher Bergwald mit überraschend lichtem Unterholz bedeckte die Erhebungen, wenn nicht die Felder der Bewohner und sekundärer Buschwald ausgedehnte Lücken in ihn gerissen hatten. Das Gelände, soweit ich es von meinem Aussichtspunkt am 4. Oktober zu übersehen vermochte, trug vorwiegend den Charakter einer Gartenlandschaft, ähnlich jener, die ich vor Monaten am unteren Maria angetroffen hatte. Jede Kuppe, jede Nullebene war mit



Papua-Männer südlich der zentralen Wasserscheide im Herzen der Insel

einem Gehöft und kreisförmig es umgebenden Feldern bedeckt; größere Ortschaften, geschweige denn geschlossene, verteidigungsfähige Dörfer, wie wir ihnen in den Hochgebirgstälern begegnet waren, hatten aufgehört, jede Familie, höchstens Sippe, hauste für sich und bearbeitete die genau abgegrenzten Grundbesitze.

Zunächst war keine Seele zu sehen; die Tür des Hauptgebäudes des Gehöftes, in dem wir haltmachten, war verrammelt; hier waren wir also angemeldet worden. So hatte ich Muße, die fremdartigen Anlagen, welche wir in den kommenden Wochen zu Hunderten antrafen, gründlich zu studieren, ohne mich von dem Geheul einiger Dutzend Eingeborenen stören zu lassen, die vor einem Haus auf einem etwa zwölfhundert Meter entfernten Hügel versammelt waren. Ihr Geschrei verstummte denn auch bald, aber der Handbewegungen, die uns nicht ein-, aber dafür „auszuladen" schienen, wurden sie augenscheinlich nicht müde.

In der Mitte des geräumigen, peinlich sauber gehaltenen, von Ziersträuchern und himmelragenden Edelbambusstöcken eingesäumten Platzes stand das Wohnhaus — denn Hütte konnte man das große Rundgebäude, in dessen Inneren fünfundvierzig Leute bequeme Schlafgelegenheit fanden, nicht nennen. Die Hauptaufmerksamkeit zog das spitz zulaufende, mächtige Kegeldach auf sich, welches aus den Riesenblättern eines eigens zu diesem Zweck kultivierten Strauches hergestellt, und dessen Spitze mit ausgesogenen großen Buschhühnereiern verziert war; etwa acht bis zehn Zentimeter stark war die Blätterlage mit einer staunenswerten Genauigkeit übereinandergeschichtet. Sie bot nicht nur absoluten Schutz gegen Wind und Regen, sondern mußte von einer Haltbarkeit sein, die Jahre überdauerte, ohne daß, wie bei den anderen Papua, häufige Ausbesserungsarbeiten notwendig waren. Mit seinem unteren Blattkranz beschattete das Dach eine um das ganze Haus herumlaufende, etwa 1,50 Meter breite Veranda, auf welcher Feuerholz aufgespeichert lag. Das Haus selbst ruhte auf ungefähr 1 Meter hohen Pfählen. Der Fuß- oder besser gesagt

der Liegeboden, war von einem elastischen Bambusgeflecht von seltener Sauberkeit hergestellt, in der Mitte lag der Feuerplatz, um den Nackenstützen kreisförmig herumliefen. Reichliches Feldbau- und Kochgerät war, sauber geordnet, in einer oft durch Bastvorhänge abgetrennten Ecke aufgehängt; bereits getrocknetes Feuerholz lag auf einem über dem Feuerplatz angebrachten Hängeboden verwendungsbereit aufgestapelt. Zurückgelassene Steinbeile, Basttücher und Netztaschen bezeugten, daß die Bewohner ihr Heim eiligst geräumt hatten. Etwa zehn Schritte vom Haupthaus entfernt stand eine Vorratshütte von rechteckigem Grundriß, deren Wände, um genügend Luftdurchzug zu erhalten, aus einem großmaschigen Geflecht gebildet, deren Inneres in mehrere Fächer abgeteilt waren. Das leichte Dach dieser Hütte war aus Palmblättern hergestellt. Erregten die Sauberkeit und die Ordnung der Gehöftanlage schon die Bewunderung eines jeden, so zwang uns der Feldbau geradezu Erstaunen ab. Große, von Unkraut freigehaltene Tarofelder wechselten mit ausgedehnten Bananenhainen, deren Früchte zum Schutz gegen die fliegenden Hunde, aber auch zwecks Regelung der Reife eingebunden waren. Kleine, aber reingejätete Batatenäcker bewiesen, daß diese wenig Nährstoff enthaltende Knolle nur für die Zeit der Not angebaut wurde. Und mitten in diesen abgelegen angelegten Süßkartoffelstücken standen gut gebaute Schweinehütten, eine „Kulturstufe", zu der die Melanesier und Küstenpapua durch Verwaltung und Mission erst mühsam erzogen werden müssen. Daher die peinlich sauberen Gehöfte! Woher hatte dieser Inlandpapuastamm diese fortgeschrittenen Einrichtungen, er, der noch vollständig in der Steinzeit lebte, der mit Weißen weder in Berührung gekommen war noch je von deren Existenz etwas gewußt hatte, was neben anderen Beweisen besonders klar daraus hervorging, daß die Eingeborenen einen der wenigen unter ihnen vorhandenen Albinos zum Vergleich mit uns beiden Blaßgesichtern anbrachten?

Denn sie kamen wirklich, in ganzen Scharen, am folgenden Vormittag, mit den gleichen Handbewegungen, wie gestern aus

der Ferne, uns zum Fortgehen auffordernd, doch ohne eine drohende Haltung anzunehmen. Ja, sie ließen sich sogar dazu bewegen, ihre Waffen, Speere, Pfeil und Bogen, Schleudern und Steinkeulen, niederzulegen, ehe sie das Lager betraten. Wie bestaunten sie alles, was da aufgebaut und aufgelegt war! Das Zelt, Tisch und Stuhl, die ihnen unverständlichen Gewehre und Patronentaschen der Soldaten, die roten Lendentücher, die, wie die beiden weißen, befühlt, beklopft und betastet wurden, meinen Hund, vor dessen nie gehörtem Bellen sie scheu zurückwichen! Aber was war das alles gegen die Anziehungskraft der schweren Äxte und langen Haumesser, nachdem deren Gebrauchsfähigkeit ihnen ad oculos demonstriert worden war! Mit einigen kräftigen Schlägen lag ja der Stamm, für dessen Fällen sie mit ihren Steinbeilen mehrere Tage gebraucht hatten! Und die rote Farbe: die war ja um vieles greller als das von ihnen selbst aus den Beeren eines Zierstrauches gewonnene matte Farbmittel!

Ich nützte natürlich die Zeit, während der versucht, gefeilscht, hin- und hergerannt wurde, aus, dieses seltene Völklein gründlich zu studieren. Leider konnten wir uns ja sprachlich nicht mehr verständigen, so daß es mir auch in den folgenden Wochen versagt war, tiefer in ihre Anschauungen, Sitten und Gebräuche einzudringen. Ein fremdartiges Bild, dieser Menschenschlag! Kräftige, breite, untersetzte Gestalten von Mittelgröße, mit glattrasierten, lediglich von einer Scheitellocke gekrönten Schädeln, mit langen Vollbärten, hellen bis nahe an die Knöchel reichenden Grasröcken, mit einer Unzahl schräg über den muskulösen Oberkörper laufenden, schön geflochtenen, aus gelben Orchideenranken und schwarzen Wurzelarten hergestellten Schnüren, die wie ein leichter Panzer die Herzgegend und andere edle Teile gegen Pfeilschüsse zu schützen schienen und welche die rege Kauflust meiner Waria-Leute weckten. Die Himbeerkrankheit oder eine dieser ähnliche schien hier stark verbreitet zu sein, denn fast jeder zweite Mann hatte mehr oder weniger diese ekelhaften Geschwürbildungen an sich. Ein Versuch, eine Anzahl

der Männer — Weiber waren natürlich nicht zu sehen — in Gruppen vor die Kamera zu bekommen, mißlang; furchtsam versteckten sie sich hinter Haus und Büsche, sooft der Apparat auf sie gerichtet war; aber es gelang mir dennoch, unbemerkt einige recht scharfe Momentaufnahmen zu erhalten. Leider sind sie, wie meine übrigen photographischen Erinnerungen, mit dem ganzen Schatz meiner astronomischen, geodätischen und geographischen Resultate von den Australiern unter bewaffnetem Einbruch in Missionsstationen, in denen sie verborgen waren, gestohlen, ich fürchte, zum größten Teil vernichtet worden.

Inzwischen war von einer Anzahl Eingeborenen, die endlich verstanden hatten, daß sie die begehrten Eisenwerkzeuge nur gegen Lieferung von Feldfrüchten erhalten konnten, ein ansehnlicher Haufen Taro und Bananen gehäuft worden — das Tauschgeschäft konnte beginnen. Mir war es natürlich darum zu tun, den mitgeführten, von den Melanesiern und den übrigen bisher angetroffenen Papua so begehrten Stangentabak, wovon ich ob seiner leichten Transportfähigkeit mehrere Kisten mitbeförderte, los zu werden. Deshalb war unsere Überraschung groß, als die neben den anderen Dingen ausgelegten Tabakstücke absolut unbeachtet blieben und von mehreren Eingeborenenmännern, denen meine Jungen sie geradezu in die Hand drückten, nach einer verständnislosen Betrachtung und Befühlung zurückgewiesen wurden. Um ihnen Mut zu machen, daß sie es hier mit einem Rauchkraut zu tun hätten, welches ihr eigenes Erzeugnis weit überträfe, ließ ich ihnen durch einige Soldaten die einfachen Handreichungen des Zigarettendrehens vormachen; als sie aber, verlegen glotzend, ohne irgendein Verstehen zu verraten, zuschauten, hieß ich die Jungen, ihnen das Anzünden und das Rauchen selbst zu zeigen, und ermunterte die Männer, sie nachzuahmen. Das taten sie denn auch nach einem kurzen Zögern. Und was war der Erfolg? Sie verschluckten sich, husteten und rannten in plötzlicher wilder Flucht davon, ein Teil vergaß sogar, die Waffen mitzunehmen. — Mehrere Tage war kein Kanaker mehr in der Lagernähe zu sehen.

Welche befremdende Tatsache, daß bei diesem Stamm nicht nur kein Tabak kultiviert wurde, der doch in Neuguinea heimisch ist und in allen Gegenden, die ich kennenlernte, bis über zweitausend Meter angebaut wird, sondern daß ihnen auch das Rauchen selbst vollständig unbekannt war. Noch im Tiveri-Tal setzten mich die Bewohner durch ihren Versuch, ansehnliche Tabakmengen an mich zu verhandeln, in Verlegenheit, und hier, in der lediglich durch den Lawson-Bergrücken von jener getrennten Mittelgebirgslandschaft, kannte niemand den Tabak. Denn das plötzliche Davonlaufen nach der verunglückten Rauchprobe war, wie wir ihren erklärenden Gesten nach Wiederaufnahme des Verkehrs entnehmen konnten, nur ihrer Besorgnis, daß sie vergiftet oder sonst irgendwie geschädigt werden würden, zuzuschreiben. Nun fielen mir auch die verwunderten Bemerkungen ein, welche meine Leute am ersten Tage unseres Aufenthaltes in dem Gehöft hatten fallen lassen: „Master, this fellow place no get smoke!", d. h.: „Herr, hier gibt es keinen Tabak!", hatten sie des öfteren geäußert. In dem Trubel des ersten Zusammenseins mit den fremdartigen Gestalten war es uns allen entgangen, daß die in den anderen Gegenden unentbehrliche, von Hand zu Hand wandernde Zigarre oder Bambuspfeife nicht herumgereicht worden war.

Nur schwer konnte die unterbrochene Verbindung mit den mißtrauischen Eingeborenen wieder aufgenommen werden. Ich brauchte Führer stromaufwärts, um die Grenze der Bewohnbarkeit festzustellen, die bis weit in deutsches Gebiet hineinreichte und sich bis nahe an die zentrale Wasserscheide ausdehnte. Etwa 15 Kilometer nordöstlich hatten wir eine steile Terrasse zu überwinden, oberhalb deren die Landschaft den gleichen Charakter annahm, wie ihn die Hochtäler des Ono- und der anderen Flüsse gezeigt hatten. Auch denselben Papuaschlag trafen wir an wie in den verflossenen Monaten. Das die Mittelterrasse bewohnende Volk erwies sich als der am südöstlichsten vorspringende Keil eines neuen Bevölkerungselements, das, wie die

nächsten Wochen zeigten, weit im Nordwesten, etwa am 140. östlichen Längegrad, vielleicht noch weiter, seinen Anfang nahm.

Noch eine andere Überraschung meteorologischer Art harrte meiner in diesen Gegenden. Die klaren Fernsichten, auch in den Frühmorgenstunden, hatten aufgehört; die Atmosphäre verdichtete sich derart, daß sich wochenlang ein Dunst über das Gelände legte, der nur selten Sichten über zehn Kilometer gestattete. Die Ursache davon blieb mir ein Rätsel; von etwaigen Grasbränden konnte die Unsichtigkeit nicht herrühren, da hier keine Alangflächen vorhanden waren, jene der Flußoberläufe jedoch nicht ausgedehnt genug waren, um beim Abgebranntwerden eine derartige Lufttrübung zu erzeugen. Stark verdichteter Wasserdampf konnte es auch nicht sein, da wir seit langem keinen Niederschlag mehr gehabt hatten und den ganzen nächsten Monat hindurch keinen Regentropfen zu sehen bekamen. Die Erscheinung glich der des berüchtigten Haarmattans in Adamaua, welcher dort die ganze Trockenzeit hindurch herrscht; auch hier waren in dieser Periode die Nächte klar und nebelfrei. Und doch müssen andere Ursachen in diesem Landstrich von Neuguinea das wochenlang andauernde unsichtige Wetter bewirken.

Mit meinen geographischen Arbeiten ging es daher langsam vorwärts, da der Dunst mich zwang, nahe aneinandergelegene Aussichtspunkte zu wählen, auf denen oft umfangreiche Abholzungsarbeiten notwendig waren.

Nach den Tagen angestrengtesten Kletterns und des mühsamen Vordringens quer durch den Busch am und unmittelbar westlich vom Lawson-Stocke war der Marsch durch die von zahlreichen Pfaden durchzogene, von vielen Gehöften übersäte Mittelgebirgslandschaft eine Erholung für alle. Verhältnismäßig flott ging es, obwohl der Troß noch immer über dreihundert Lasten betrug, durch Längs- und Quertäler, die wellenförmig der ausgedehnten Sumpfniederung, welche den Papua-Golf in weitem Bogen umspannt, zustreben.

Nun konnte ich wieder der Expedition weiter vorauseilen, um einerseits die Verhältnisse womöglich bis an den Joseph-Berg

und noch weiter nach Nordwesten kennen zu lernen, andererseits, um Vorstöße nach Norden an die Hauptwasserscheide zu unternehmen.

In fünf langen, unbehinderten Tagesmärschen zogen wir durch die reizende, immer gleich stark von unseren „Rockpapua" besiedelten Gegenden, und je weiter wir nach Nordwesten gelangten, desto mehr nahmen sie den Charakter eines im Durchschnitt 600 Meter hohen Hochlandes an, das von nordsüdlich gerichteten Gebirgsrücken von bizarren Formen und zahlreichen breiten, fischreichen Flußläufen zerteilt war. Die Bevölkerung trat uns zum Teil scheu, zum Teil freundlich entgegen. Auf etwa 145 Grad östlicher Länge gewannen wir den Joseph-Berg, ein Mt. Lawson im kleineren Maßstabe, ungefähr 950 Meter hoch, und eine markante Kuppe der vielen, nach Süden streichenden Gebirgsrücken. In den frühesten Morgenstunden hatten wir wieder klare Luft, so daß ich von hier aus die im Nordwesten vorgelagerten Gegenden bis nahe an den zweiten Grenzbruchpunkt heran zu überschauen vermochte. Und was ich da feststellen durfte, erregte meine höchste Freude und Befriedigung. Soweit das Auge mit und ohne Fernrohrbewaffnung schweifte: Mittelgebirgslandschaft, wie die eben durchzogene. Ihre breiten, oft ebeneartig ausgedehnten Talsohlen waren durchsetzt von Nordwest-Südost verlaufenden Ausläufern der immer weiter in das deutsche Gebiet zurückweichenden zentralen Wasserscheide, die keine besonderen Schwierigkeiten boten; nach Nordwesten zu wurde eine allmählich ansteigende, größere Durchschnittshöhe dieser Ausläuferrücken festgestellt. Und dieses Land war nicht menschenarm, geschweige denn menschenleer, sondern ebensogut bevölkert wie das rückwärts gelegene, von dem gleichen rätselhaften Stamm bewohnt, den ich auf Grund seiner hervorragenden Ackerbautätigkeit, seines friedlichen, wenn auch scheuen Verhaltens für den Urstamm der eingesessenen Papua zu halten geneigt bin. Weit im Süden konnte man in der Morgenfrühe eben noch die Fläche des nahezu 150 Kilometer entfernten Papua-Golfes unterscheiden, über 80 Kilometer aus dem Norden

grüßten die Kuppen der Hauptwasserscheide aus 3000 Meter und mehr Höhe zu uns herunter.

Von einem selbständigen, nach Südosten laufenden Hagen-Gebirgsmassiv war nichts zu sehen. Das einzige Hochgebirge, das noch zu überwinden war, und das uns vielleicht noch ein ordentliches Stück Arbeit machen konnte, war der zwischen dem Sepik und der britischen Grenze westostwärts gerichtete Gebirgsstock, der aber nach den Feststellungen der Sepik-Expedition nicht mehr die Höhe und die Schroffheit aufweisen konnte, wie wir sie am 147. östlichen Längengrad zu überwinden gehabt hatten.

Der kühnen Expedition standen nach menschlichem Ermessen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten mehr im Wege; sie mußte gelingen. Sicherlich konnten nicht Gelände- oder Verpflegungsschwierigkeiten ihr Scheitern oder ihren Untergang bewirken. Eine tiefe Freude erfüllte mich, das Herz weitete sich in der sicheren Aussicht auf den Erfolg, und so zog ich denn in gehobener Stimmung, zur Verwunderung meiner Begleiter oft singend, südostwärts, um Konradt die gute Kunde zu bringen und selbst den weiteren Vormarsch ein Stück zu leiten, einige durch die günstigen Aussichten gerechtfertigten Rasttage einzuschieben.

Auch meiner tüchtigen Erkundungstrupp-Jungens hatte sich bereits der Eifer, die Freude an unserem Vordringen in unbekannte Landstriche bemächtigt; eifrig besprachen sie auf dem Rückmarsch das Ergebnis unseres eben beendeten Erkundungszuges, und aus ihren Gesprächen trat die Neugierde zutage, mit was für „Kanaker belong mountains“ (Berg-Kanakern) wir wohl späterhin es noch zu tun haben würden, ob sie „fighten“ (kämpfen) müßten, was für Sitten und Gebräuche, nicht zum letzten, welche Art Nahrungsmittel wir im Laufe der Zeit noch antreffen würden. Nicht enden wollten ihre Bemerkungen und ihr Lachen ob der so schmählich mißglückten Rauchversuche der hiesigen Bewohner.

4

Vom Herzen der Insel zurück zur Küste

Die Ergebnisse der letzten Tage noch einmal überschlagend, von der weittragenden Bedeutung träumend, die das nun ziemlich sichere Gelingen der Längsdurchquerung des deutschen Teils der Insel für die weitere Entwicklung des Schutzgebietes haben mußte, in Gedanken schon ausrechnend, an welchem Zeitpunkt wir die breite Ebene des Sepik zu unseren Füßen sehen könnten, lag ich körperlich ermüdet auf meinem Lager, das mir meine Jungen am späten Abend in dem sauberen Haupthaus eines von seinen scheuen Bewohnern verlassenen Gehöftes, ungefähr einen kurzen Tagesmarsch von der vermuteten Spitze der Tragkolonne meiner Expedition entfernt, aufgeschlagen hatten. Da rief mich das stramme Antreten eines von Schweiß triefenden, vor Anstrengung schweratmenden Soldaten von Konradts Abteilung in die Gegenwart zurück. Er überbrachte einen Eilbrief des Sergeanten:

„Herrn Hauptmann melde ich, daß beigelegter Zettel, welchen ich nicht lesen kann, in der erstarrten Hand des wegen einer schweren Lungenentzündung unter dem Schutz zweier Soldaten und mit zwei Trägern im F-Gehöft vorläufig zurückgelassenen und beim Eintreffen der von mir nach vollendetem Lastentransport ins G-Depot zurückgesandten Krankenträgerkolonne bereits toten Waria-Mannes Koila gefunden worden ist. Die beiden Soldaten und Träger waren verschwunden. Die Spuren einer größeren Abteilung, welche anscheinend von einem Europäer geleitet wurde, führten nach Süden davon.

G-Depot, 2. 11. 14. Konradt.“

5 h 30 m morgens.

So die Meldung meines Sergeanten, der ein schmieriger Zettel, ein herausgerissenes Notizbuchblatt beigelegt war. Verständnislos glitten meine Augen zunächst über die Notizen der einen Seite: „10 tins Bully beef, 8 tins vegetables, 5 tins hardbread, 4 tins butter, 12 tins tobacco usw." Das war ja eine Verpflegungszusammenstellung! Wofür? Die andere Seite sollte mich darüber in einer ganz unerwarteten Weise aufklären; ich las hier: „To the Officer in charge of the German forces. I have to inform you that war has been declared between Great Britain and Germany on August 4. 14. In order to avoid unnecessary loss of lives I advise you to come in as soon as possible to the Nepal Camp at the Lakekamu-Goldfield which you will reach after five days march and to surrender there with all your men. You will be treated as an officer and gentleman. Two native policemen and carriers I took along as prisoners of war

Chisholm
Officer in charge of the
British force."

Ein Datum fehlte.

„Master me dy long kaikai!" (Ich sterbe vor Hunger.) Dieser für einen Farbigen allerdings äußerst wichtige Umstand rief mich aus meiner Erstarrung, die dem mehrmaligen Überlesen der englischen Mitteilung gefolgt war, in die Gegenwart und zum Handeln zurück. Den Soldaten ließ ich abtreten, damit er seinen Heißhunger stillen konnte, ich war allein.

Seit dreieinhalb Monaten führte das Vaterland einen Krieg — einen Krieg um Sein oder Nichtsein, das war mir sofort klar — gegen seinen gehässigen Nebenbuhler England — und ich zog ahnungslos im Innern der auf der entgegengesetzten Seite der Erde gelegenen Insel herum! Vierzehn Jahre Soldat, und nun, wo jeder Deutsche zur Bekämpfung des bitterernsten Gegners gebraucht wurde, klapperte ich die fernsten Erdwinkel ab. Daß sich das Ringen zwischen

Deutschland und Großbritannien allein abspielen sollte, konnte ich mir nicht denken. Zweifellos versuchte nun auch der rachebrütende Franzose seine in den letzten Jahren immer ungescheuter zur Schau getragenen Revanchegelüste in die Tat umzusetzen. Und wie verhielten sich Österreich, das wankelmütige Italien; wie Rußland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika zu diesem Entscheidungskampf?

War denn die letzte Stunde ein Hirngespinst? Trieb vielleicht ein australischer Goldsucher oder Anwerber einen grausamen Scherz mit mir? Was konnte den Weltbrand nun auf einmal entfacht haben? Waren nicht gerade Deutschland und England nach dem zweiten Balkankrieg Hand in Hand gegangen, um die in dieser europäischen Ecke sich so hart stoßenden Gegensätze auszugleichen?

„The relations between our countries have never been friendlier than at present" (die Beziehungen zwischen unseren Heimatländern sind nie freundschaftlicher gewesen, als sie heute sind); so hatte mir noch im April mit der letzten Europapost mein zweimaliger Mitarbeiter auf westafrikanischen Expeditionen, der englische Captain Nugent, geschrieben — und nun der Krieg, seit Augustbeginn schon im Gang!

Es summte und surrte in meinem Hirn; das Nichtglaubenkönnen stieß mit dem die nackte Tatsache berichtenden Zettel zusammen. Wozu denn dies eigentümliche Verhalten des australischen Offiziers, auf meine Nachhut aufzulaufen, ein paar harmlose Jungen davonzuschleppen, einen dürftigen Wisch zurückzulassen, ohne es wenigstens zu versuchen, mit der Hauptabteilung meiner Expedition Botenverbindung aufzunehmen!? Dann einfach wieder davonlaufen, nachdem er mir auf so unsicherem Weg diese lächerliche Aufforderung zur Übergabe zurückgelassen?

Nach hartem inneren Ringen — es kostete schon etwas, einen Durchquerungsversuch aufzugeben und am gleichen Tag, an dem der Erfolg sichergestellt war, abzubrechen, nachdem niemand das Unternehmen für durchführbar gehalten hatte

— war mein Entschluß gefaßt; ihm nach, dem Durchbrenner, trotz der fünf Tage Vorsprung, die zwischen uns gelegen hatten, mit ausgesuchten Leuten und dem allernotwendigsten Gepäck, ihn zur Aussprache bewegen, um etwas Näheres in Erfahrung zu bringen! Und dann in Gewaltmärschen auf dem nächsten Weg zur Küste, um mich mit meiner Abteilung dem Gouverneur zur Verfügung zu stellen; denn es unterlag für mich keinem Zweifel, daß der Brite entgegen dem abgeschlossenen Übereinkommen versuchen würde, den Konflikt in die Schutzgebiete zu übertragen und sich womöglich unserer schönen Kolonien zu bemächtigen. War ich doch während der gemeinsamen Arbeiten an der Nordwestgrenze von Kamerun Zeuge ihrer Vorbereitungen zu diesem Zweck gewesen.

Nur wenige Stunden verweilte ich am nächsten Tag im Hauptlager, das wir im Eilmarsch bereits am Spätvormittag erreicht hatten. In aller Eile wurde das unbedingt Notwendige zusammengepackt, um möglichst rasch und unbehindert der australischen Kolonne folgen zu können. Konradt, der äußerst beunruhigt über das Verschwundensein der vier Leute war, aber, des Englischen nicht mächtig, den wahren Sachverhalt noch nicht kannte, wurde aufgeklärt: Ich befahl ihm, alles, mit Ausnahme der Lasten, die nicht unbedingt nötig oder zu wertvoll waren, zum sofortigen Geschwindmarsch zur Küste bis zu meiner Rückkehr fertigzumachen.

„Und unsere so hoffnungsvolle Durchquerungsexpedition, Herr Hauptmann?" fragte er mich, als ich ihm zum vorläufigen Abschied die Hand drückte.

„Aus ist's damit, Konradt, also alles an Hand der aufgestellten Liste bereitmachen, auch Ihr Privatgepäck möglichst beschränken. Und Gott befohlen!"

Und so ging es mit sechzehn Soldaten und zehn ausgesuchten Trägern hinter dem Australier her. Die beiden ersten Tage dienten uns die verlassenen Nachtlagerstätten, welche auf zwei Europäer und etwa fünfundzwanzig farbige Begleiter schließen ließen, als Wegweiser. Aber dann verloren wir die

Spuren, die sich in einem seichten Flußlauf, der offensichtlich als Marschweg benutzt worden war, verliefen. Ohne Pfad quer durch den ziemlich lichten und von wenig Unterholz durchwachsenen Regenwald drangen wir in südöstlicher Richtung vor und kletterten die unterste Gebirgsterrasse hinunter zur Sumpffläche, welche hier von den letzten Ausläufern unserer Berge unterbrochen war. Unser Suchen blieb ergebnislos; der Gegner mußte wohl schon das Alluvialgoldfeld erreicht haben. Ich befahl den Halt, da ich es nicht mehr allzu fern vermutete und nicht in eine mir vielleicht gestellte Falle hineinlaufen wollte. Daß von dem Goldlager starke Postierungen nach Norden zu vorgeschoben waren, zeigte das Angeschossenwerden der einen der von mir noch ein Stück vorgetriebenen Patrouillen, denen ich, falls eine Begegnung stattfände, je ein Schreiben an den Führer der nach mir ausgesandten britischen Abteilung mitgegeben hatte, in welchem ich unter Zusicherung freien und ungehinderten Abzuges um eine Unterredung ersuchte. Als ich selbst an der Stelle, wo das kurze und harmlose Scharmützel stattgefunden hatte, anlangte, waren die Postierungen verschwunden.

Der Gedanke, das Goldlager zu überfallen, verschwand so rasch wie er aufgetaucht; ich wollte die Feindseligkeiten in dem Schutzgebiet nicht beginnen, den Farbigen nicht das Schauspiel des Kämpfens von Weiß gegen Weiß bieten, das in den Kolonien noch große Weiterungen nach sich ziehen muß. An der Küste mußte ich mit meinen Soldaten dem Gouverneur von größerem Nutzen sein, als wenn ich hier im fernen Innern einen zeitbegrenzten Guerillakrieg begänne. Ausschlaggebend für meine Überlegungen wurde dann die unvermutete Rückkehr der beiden von dem australischen Beamten fortgeführten Waria-Jungen, denen es gelungen war, auszurücken. Froh, schon jetzt auf uns zu stoßen, meldeten sie, daß die zwei ebenfalls, und zwar gefesselt, mitgenommenen Soldaten, um deren Rückgabe es mir vor allem zu tun gewesen war, bereits mittels Motorboot den Lakekamufluß abwärts nach der Küste transportiert

worden seien; die uns gefolgte australische Expedition habe aus zwei Weißen und „plenty“, d. h. vielen farbigen Polizeijungen bestanden. Im Goldlager sei alles voller Aufregung, und der englische Master habe sofort nach seinem Eintreffen Eilnachrichten den Fluß hinunter geschickt. Die letzte Mitteilung bestätigte man mir von australischer Seite nach meiner Rückkunft nach Rabaul im Januar 1919; Leutnant Chisholm hatte von seiner Regierung nicht weniger als zwei Polizeikompagnien angefordert gehabt, die ihm auch mit Kutter und Motorbooten eiligst zugesandt waren.

Ich trat den Rückmarsch an, da wir unsere beiden Soldaten doch nicht mehr zurückgewinnen konnten und es nunmehr nicht mehr zweifelhaft war, daß die Briten die Feindseligkeiten auch in dem Schutzgebiete eröffnen würden, sie wahrscheinlich bereits begonnen hatten. Möglichst rasch zur Küste, mußte jetzt unsere Losung sein. In vier Tagen hatten wir wieder unsere Hauptkolonne erreicht, die Konradt, wie befohlen, zum sofortigen Abmarsch fertiggemacht hatte. Die überzähligen Lasten, darunter hundertfünfzig Sack Reis, welche mit soviel Schweiß und unter Verlust von Menschenleben über 3600 Meter hohe Gebirge bis hierher in das Herz der Insel geschleppt worden, wurden in einem Eingeborenenhaus aufgestapelt und verbrannt. Die unter dem Troß der Expedition befindliche Sprengmunition zwang mich, zu dieser Vernichtung zu greifen, damit ein Unglück ausgeschlossen war, wenn die in ihr Gehöft zurückkehrenden Eingeborenen, denen ja jede Kenntnis der fremdartigen Dinge, auch der Reiskost, abging, die unbekannten Schätze vorfinden und einer Untersuchung unterwerfen würden. Mit wehmütigen Gefühlen — sogar die Träger hielten mit ihrer Freude über die Verwirklichung des lange ersehnten Marsches zur heimatlichen Küste zurück — sahen wir der rasch zerstörenden Feuersäule zu, welche unsern so sicher gewordenen Enderfolg unter der zurückbleibenden Asche begrub.

Am folgenden Frühmorgen, am 11. November 1914, wurde der Rückmarsch in rein östlicher Richtung angetreten. Jeder Mann hatte seine eigene Reiseverpflegungsportionen für sechzehn Tage zu befördern; wir beiden Europäer hatten nur die Kleiderkisten und eine beschränkte Anzahl Büchsenkonserven mitnehmen lassen. Die Instrumentenlasten, etwas Salz und einige Tauschwaren vervollständigten den arg zusammengeschmolzenen Troß der Expedition; so leichten Gepäcks hatte ich gehofft, einmal die Küste nahe der holländischen Grenze zu erreichen.

Meine Absicht war, auf möglichst kurzem Weg den Markhamfluß zu gewinnen, ihm nordwärts bis zur Einmündung in den Hauptstrom zu folgen und von da zur Preußen-Reede zu gelangen, die ungefähr in der Mitte zwischen dem Bezirksamt Friedrich-Wilhelms-Hafen und der Station Morobe gelegen ist; so war ich in der Lage, je nachdem die Nachrichten lauten würden, welche ich in den Missionsstationen am inneren Winkel des Huon-Golfes erwarten durfte, und je nach den eingetretenen Verhältnissen, mit der einen oder der anderen Behörde mich zu vereinigen.

Unsere Eilmärsche brachten uns rasch vorwärts; die Südhänge der Hauptwasserscheide waren auch weiterhin von unseren „Rockpapua“ gut besiedelt, deren Überraschung durch unser plötzliches Wiedererscheinen nicht gering war, und die unserm eiligen Durchmarsch scheu und teilnahmslos zusahen. Auch Frauen und Kinder bekamen wir dieses Mal zu Gesicht, so schnell waren wir über sie hergekommen. Meistens ließen sie, schwer mit Feldfrüchten und Feuerholz bepackt, von den Feldern zurückkehrend, bei einem plötzlichen Zusammentreffen heulend und zeternd die Nahrungsmittellast fallen, packten ihre Kleinen auf und stürzten seitwärts in den deckenden Busch. Nur selten gelang es uns, sie mit beruhigenden Winken zum scheuen Vorbeigehen zu bewegen. Es waren kräftig gebaute, starkknochige Weiber mit kurz gehaltener Haartracht, mit sorgfältig gearbeiteten, jedoch kürzeren Grasröcken bekleidet, als wir sie bei ihren Männern festgestellt hatten, und sympathischen

Gesichtszügen, was man von denen des Bubo-Flußtals, welche wir bei der Einkreisung im Juni gesehen hatten, nicht hatte behaupten können. Seitdem waren für uns keine weiblichen Eingeborenen mehr zu sehen gewesen.

Bereits am 15. November überquerten wir in 2200 Metern Höhe die zentrale Wasserscheide zum zweitenmal; ausgedehnte, in den jungfräulichen Bergwald eingeschobene Bambusdickichte gaben uns manch harte Nuß zu knacken und verzögerten beträchtlich unser Vorwärtskommen. Doch schon nach weiteren zwei Tagen traten wir in frisch gebrannte, etwa 1900 Meter hoch gelegene Grasflächen hinaus. Nicht lange brauchte ich, als ich das Aufschließen der durch die Gewaltmärsche etwas auseinandergezogenen Kolonne am Waldrand erwartete, mit dem Feldstecher das vor unsern Augen ausgebreitete weite Tal abzusuchen, um die Behausungen der Urheber dieser Grasbrände zu finden. Eine Reihe kleiner, dürftig gebauter und auf dünnen Pfählen stehender Rundhütten krönte den messerscharfen Rücken des nach Norden abfallenden grasbewachsenen Grates, der etwa zehn Kilometer von uns entfernt war. Wir waren in das Quellgebiet des West-Markhams oder Watut, wie er von den Anwohnern genannt wird, eingetreten. Noch am Spätnachmittag rückten wir an eine dicht bei der gesichteten Niederlassung gelegene Graskuppe heran und bezogen Lager. Auch wir waren längst bemerkt worden und sahen uns bis in die Dunkelheit hinein von Eingeborenenposten scharf beobachtet. Es schien ein kriegslustiges Völklein zu sein, das hier am Oberlauf des Watut hauste; denn als wir am nächsten Morgen in dichtem Nebel etwa zwei Stunden auf einem ostwärts führenden Pfad vorgerückt waren, stießen wir beinahe unmittelbar auf ein Häuflein bewaffneter und ihren Kriegsschmuck tragender Männer, die uns den am engen Grat entlang laufenden Weg verlegen wollten und uns unter gliederverzerrenden Kampfsprüngen erwarteten. Unsere imponierende Zahl, die sie jetzt, wo der Nebel zerriß, in dem übersichtlichen Gelände in ihrer ganzen Länge zu übersehen vermochten, schien sie stutzig zu

machen; der Anführer, der mit wildem Tanz und drohenden Bewegungen auf uns zusprang, sah sich von seinen Getreuen auf einmal im Stich gelassen und entfloh, dem Beispiel seiner Mannen folgend, hinunter in das hohe Elefantengras, das an sumpfigen Berghangstellen wuchs. Ein zweites Dorf, das die gleichen dürftigen, mit knapper Not gerade zwei Mann Platz gewährenden Hütten aufwies und das wir um die Mittagsstunde erreichten, war zum größten Teil niedergebrannt. Die schwelenden Reste bewiesen, daß das Feuer erst in der eben vorausgegangenen Nacht gewütet hatte. Um eine Brandkatastrophe konnte es sich nicht gehandelt haben, da die von kärglichen Batatenfeldern untermischten, den Ort umgebenden Grasflächen schon wochenlang vorher abgebrannt worden waren, junge neue Grastriebe bereits aus dem mageren Boden emporschossen. Was konnte der Grund für die zweifellos beabsichtigte Zerstörung der Ortschaft gewesen sein? Krieg! Kampfesmaßnahmen, wie uns die kommenden Tage belehren sollten! Nun, heute hatten wir noch Ruhe; die dünnen Linien der von den umliegenden Niederlassungen talwärts strömenden Männer, die mit beneidenswerter Behendigkeit und Ausdauer die steilen Grashänge auf Zickzackpfaden in gestrecktem Laufschritt hinuntersprangen, störten uns zunächst nicht, und ich konnte das köstliche Landschaftsbild in mich aufnehmen, das sich vor und um uns herum ausbreitete.

Ich glaubte plötzlich in die Graslandgegenden Adamauas, unseres Kameruner Schutzgebietes, versetzt zu sein; nur viel großartiger, jäher und zerrissener war das, was sich hier den bewundernden Augen bot! Tief unten floß der über 800 Meter eingeschnittene Hauptfluß, dem von Osten und vornehmlich von Westen eine Menge gewundener Nebenflüsse zustrebten, die ihre Sohle ebenso tief eingefressen hatten und die das auf etwa fünfundzwanzig Kilometern Weite mit dürftigem Gras bewachsene Bergland in eine Unzahl scharf voneinander getrennter Blöcke zerrissen. Die Formen dieser Blöcke

waren durch die Wirkung der Erosion derartig geschärft und eckig gemacht, daß man eigentlich nur von einem Kreuz- und Querlaufen von Graten sprechen kann; verschärft wurden die Kanten des Reliefs durch die eng zusammengebauten, gewöhnlich eine Kuppe oder eine Verbreiterung der Grate krönenden Dörfer. Schmale, galeriewaldartige Buschstreifen begleiteten die Flußläufe in den Schluchten und umrahmten wie dunkle Konturen die helleren Flächen der andersgrünen Bataten- und Yamfelder, die an den wenigen flacheren Hangstellen angelegt waren. Unbeschreiblich schön war die Orgie von Farben, welche die Decke der Landschaft aufwies. Nicht zu schildern der Kontrast des Dunkelbraun und Schwarz der frisch gebrannten Flächen zu dem Ziegelrot der abgerutschten Bergwände und dem vielfachen Grün, dem vorherrschenden Farbenton der Umgegend; lichtgrün das neu aufsprießende Gras, etwas dunkler die von violetten Windenblüten durchsetzten Batatenfelder, dunkelgrün die Blätter der Yamstauden und noch eine Nuance tiefer das gewölbte Dach der Galeriewaldstreifen, während andere Hänge, auf welche die Brände nicht übergesprungen waren, von ihren ausgetrockneten Grasdecken goldgelbes Licht zurückstrahlten. Etwa aus zwanzig Kilometern Entfernung aus Ost und West blauten die von dunklen Moos- und Regenwäldern bedeckten Randhöhen des Watut-Tales herüber. Wie gern hätte ich diese Farbenpracht mit dem Pinsel wie in den vorausgegangenen Monaten festgehalten, aber wir strebten vorwärts der Küste zu, wir fieberten ja nach Nachrichten über die schwer ringende Heimat, wollten doch auch noch mittun und nicht erst kommen, wenn die Entscheidung bereits gefallen war.

Das zerrissene Gelände gab mir zuerst den Plan ein, zur Watutsohle hinunterzusteigen und dem Talweg des Flusses zu folgen, um meinen schwer bepackten Jungen das ewige Auf und Ab der schroffen Schluchten zu ersparen. Der Versuch schlug fehl; allzu häufige Terrassen, an denen die nackten Kalkfelswände Hunderte von Metern, zum Teil stark überhängend,

senkrecht aufstiegen, verhinderten den Marsch entlang den Ufern, ebenso häufige, lange, übermannstiefe Flußstellen machten das Vordringen im Flußbett selbst unmöglich. Wir mußten wieder hinauf und fanden nach langem anstrengenden Aufstieg auch einen stark ausgetretenen Gratweg, der Dorf mit Dorf verband. Die auf einer beherrschenden, etwa zweitausend Meter hohen Kuppe gelegene Ortschaft war unser heutiges Ziel; aber wir sollten erst in sie einziehen, nachdem wir den bewaffneten Widerstand von ungefähr vierhundert Eingeborenenkriegern mit Waffengewalt gebrochen hatten, die den Zugang zur Dorfhöhe zu sperren suchten, tapfer gegen meinen acht Soldaten betragenden Erkundungstrupp ausstürmten, dann aber nach Eintritt einiger Verluste zurückströmten und mit Kind und Kegel aus dem Dorf ausrissen. Also so überzeugt waren sie von ihrer Übermacht gewesen, daß sie nicht einmal die Weiber und ihren Nachwuchs in Sicherheit gebracht hatten! Auch hier standen bei unserem Einmarsch bereits einige Hütten in Brand, doch konnte durch rasches Eingreifen der Hauptteil des Ortes gerettet werden. Eine eigenartige Sitte der Leute hier, ihre Niederlassungen zu zerstören, wenn sie dieselben einem Gegner überlassen mußten. Leider hatten wir keine Zeit, Unterhandlungen mit den feindselig gesinnten Eingeborenen zu versuchen. „Vorwärts!“ hieß unsere Losung.

Je weiter wir nach Norden auf dem Gebirgsrücken vordrangen, der durch die zwei großen südlichen Markham-Quellflüsse Watut und Ostmarkham eingeschlossen wird, desto zahlreicher wurden die Niederlassungen. Ausgedehnte Gras- und Feldbrände in den weiten, dem Watut von Westen und Südwesten zustrebenden Nebenflüsse zeugten davon, daß auch die südlich des Krätke-Gebirges gelegenen Bergesgegenden hinreichend besiedelt waren. Je näher wir an die große Markham-Ebene, die wir hier und da in sichtigen Stunden aus weiter Ferne auftauchen sahen, heranrückten, desto kunstvoller und geräumiger wurden die Behausungen. Im Quellgebiet hatten wir die kleinen erbärmlichen, auf dünnen Pfählen stehenden

Rundhütten angetroffen, welche für zwei Menschen notdürftig Platz gewährten. Im dicht bewohnten Oberlauf hatten die Hütten schon einen größeren Grundriß, sie standen auf ebener Erde. Im Mittellauf, den wir nach neuntägigen Eilmärschen erreichten, zeigten die unmittelbar über dem Boden gebauten Häuser einen rechteckigen Grundriß mit einem verandaartigen Vorbau und abgerundeten Kanten; ihr Inneres war in zwei Räume, Wohn- und Vorratsraum, geteilt. Aber auch die Bevölkerung hier zeigte nicht mehr das tapfere Drauflosgehen wie weiter oberstrom, wenn sie uns feindlich entgegentrat, sondern versuchte, uns mit List und Heimtücke beizukommen. Hier im Mittellauf des Watut, wahrscheinlich einige Tagereisen unterstrom, sollte Dammköhler ermordet worden sein; auch ich sollte in dieser Gegend die Hinterlist ihrer Bewohner kennen lernen. Wiederum versuchte ich, was so oft von Erfolg begleitet gewesen, unter Zurücklassung des mich begleitenden Erkundungstrupps unbewaffnet an eine versammelte und augenscheinlich infolge unseres raschen Vordringens überraschte Kanakerschar heranzugehen und ihnen durch Schwenken von Zweigen meine Absicht, in freundlichen Verkehr zu ihnen zu treten, kundzutun. Und sie erwiderten meine Freundschaftsbezeigungen auf die gleiche Weise; da! — ich war auf etwa achtzig Schritte herangekommen — bückten sich plötzlich mehrere der Versammelten, während die übrigen mir weiter zuwinkten, im nächsten Augenblick waren die im hohen Gras verborgen gehaltenen Pfeile schußfertig auf mich gerichtet, und es gelang mir gerade noch, den anschwirrenden Geschossen durch Seitwärtsspringen auszuweichen. Doch schon veranlaßten Schüsse meiner wachsamen Soldaten die heimtückische Schar unter gellenden Rufen zum Auseinanderstieben, ohne daß sie die drei Toten mitzunehmen Zeit fanden. Zwei davon — der Tod mußte bei ihnen zufolge der Gehirnschüsse augenblicklich eingetreten sein — lagen, den Pfeil schußfertig auf der Bogensehne eingeklemmt, im hohen Gras, während der Dritte mit erhobener europäischer Axt in seinem Blute schwamm.

Sie gehörten dem Typ der Papua an, die wir in den Hochtälern des Waria- und Tiveri-Stromgebiets angetroffen hatten; der gleiche semitische Gesichtsausdruck, wie dort die wirren Kraushaare meist in dünne, stark verklebte Zöpfe geflochten, in welche kleine Muscheln und Steinteile eingebunden waren; eine Lendenschnur aus Bast, an den Geschlechtsteilen band- oder auch bauschartig verbreitert, bildete die dürftige Bekleidung der Mehrzahl, andere liefen ganz nackt. Hundezähnehalsbänder, Grassamenschnüre und Armringe aus zerteilten Muscheln sowie Brustverzierungen aus zwei geschlossenen Eberhauern hergestellt, dienten zum Schmuck, den heute lang wallende Bastbänder vermehrten, da sie sich auf dem Kriegspfad befanden. Ihre Körper, die Gliedmaßen, besonders die Schenkel waren kräftig und wohlgebildet, die in den Küstengegenden so häufige Ringwurmkrankheit wurde nicht angetroffen.

Nach dieser, leider durch die Not gebotenen Feuertaufe hatten wir Ruhe und wurden auf dem weiteren Marsch nicht mehr belästigt. Immer weniger schroff wurden die Bergformen, und deutlicher vermochten wir aus der Ferne im Norden und Nordwesten die hellgelbe Grasfläche der Markham-Ebene heraufwinken zu sehen.

„Coconuts! coconuts!" („Kokosnüsse, Kokosnüsse"), erscholl es da auf einmal aus den Kehlen meiner Jungen, die gleich mir die vor uns liegende Landschaft scharf beobachteten, der Ruf pflanzte sich wie ein Lauffeuer nach rückwärts in der auseinandergezogenen Kolonne fort, und eilig wurde aufgeschlossen. In der Tat, da drüben auf der etwa fünf Kilometer entfernten Kuppe, an einer scharfen Talbiegung verschönten überschlanke Kokospalmen ein stattliches Dorf!

„Coconuts, coconuts!" jubelnd klang es wieder und wieder aus der Reihe der nun dicht zusammengedrängt nach vorwärts strebenden Leute; jede Müdigkeit war wie weggeblasen, das Marschieren schien noch einmal so leicht zu gehen. So mögen einst Xenophons Zehntausend beim Anblick der lang ersehnten

See: Thalatta! Thalatta! gejauchzt haben. Dieselbe Bedeutung hatten für meine farbigen Begleiter die schlanken Kokospalmen, welche ihnen die Nähe der Küste anzeigten, die ihnen die lang entbehrten, fettreichen Kokoskerne verhieß.

Zwei Stunden später saßen denn auch einige ganz ungeduldige, gewandte Kerle in den Kronen der herrlichen Bäume und warfen den unten Harrenden die begehrte Frucht zu. Trink- und Eßnüsse durcheinander. Kleine Nüsse waren es, aber sie hingen dafür um so enger und zahlreicher an den Rispen; die älteren wiesen einen dicken Koprakern auf. Hoch aufgeschossen waren die schlanken Stämme, von einer Höhe, wie sie in den Küstenpflanzungen nimmer erreicht wird. Wir mußten es hier mit einer besonderen Palmart zu tun haben. Auch meine gut bewanderten Küstenjungen besprachen Gattung und Merkmale eifrig, diese Art war ihnen unbekannt. Wuchs und trug sie doch auch Früchte in einer Meereshöhe, in der sonst keine Palmen mehr vorwärts zu kommen oder fruchtlos zu bleiben pflegen. 1180 Meter zeigte das Mittel zweier Siedepunktsbestimmungen, und noch waren es fünf bis sechs Tagemärsche bis zum Markhamtal, über 2500 Meter hohe Bergrücken trennten uns nach Osten vom Huon-Golf.

Noch eine weitere Überraschung harrte hier unser. Am Spätnachmittag zog ein Gewitter herauf; von Blitz und Donner begleitet, fiel ein kurzer aber ausgiebiger Regen — der dritte seit dem 19. Juni — und heute schrieben wir den 23. November! Fünf regenlose Monate in diesem ozeanischen Tropenland! Welch andere Vorstellungen hatte ich mir auf Grund des Studiums der Niederschlagstabellen der letzten zehn Jahre bezüglich der Regenverteilung in Neuguinea gemacht! In der Südsee ist das nicht besonders geistreiche Wort das geläufigste: Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt! Eine derartig ausgedehnte, jeden Regens bare Trockenperiode hätte ich mir da draußen nie träumen lassen. Sicherlich hatten wir es hier mit einer allerdings merkwürdigen Ausnahme zu tun; Schlüsse daraus zu ziehen oder Verallgemeinerungen daran anzuknüpfen, davor

warne ich mich selbst und andere. Wie ich in den folgenden viereinhalb Jahren feststellen konnte, kommen in Neuguinea derartige lokale Gegensätze vor, daß man es aufgeben muß, allgemeine Richtlinien für diese riesenhafte Insel, besonders für das Innere aufstellen zu wollen.

Der Eingeborenenpfad führte uns am folgenden Tag von dem palmbeschatteten Dorf die durch schmale Waldstreifen unterbrochenen Grashänge hinab zum Watut, dessen Sohle sich, hier noch auf fünfhundert Metern Meereshöhe gelegen, bald talartig erweiterte. Teilweise wateten wir in dem durchschnittlich ein Meter tiefen Fluß, streckenweise benutzten wir den ausgetretenen Pfad, der entlang den Hochufern auf glatten Konglomeratfelsen lief und zuweilen die Ufer verließ, um in großen, über niedrige Grashügel führenden Bogen felsige Kataraktstellen zu umgehen. So gelangten wir am Abend des 24. November an den Vereinigungspunkt des Ost- und Westmarkham-Flusses (Watut), von wo der Strom in einer durchschnittlichen Breite von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Metern mit rascher Strömung in offeneres Gelände hinausstrebte, das von den nördlichsten Ausläufern der Wasserscheide und vereinzelten, isolierten Grashügeln durchsetzt war. Ob noch Stromschnellen talabwärts das Flußbett sperrten?

Noch einen halben Tagesmarsch sollte ich es mit dem mühsamen, zeitraubenden Laufen über die Kiesgeröllbänke, die die nackten Füße meiner Leute stark angriffen, weiter versuchen — ehe ich meinen bereits vor Tagen im stillen gefaßten Plan zur Ausführung brachte, mit Flößen den Watut hinunter dem Vereinigungspunkt mit dem Hauptstrom zuzufahren und auf seinem Rücken die Preußenreede zu Wasser zu gewinnen. Den Waria-Männern, die mit der Fahrt auf reißendem Fluß wohl vertraut waren, bereitete mein Plan große Freude.

Schon zwei Stunden hinter unserem letzten Nachtlager trafen wir eine von Kokospalmen, Bananen und großblättrigen Brotfruchtbäumen beschattete Eingeborenenansiedelung, die an der Einmündung eines Nebenflusses in den Watut gelegen

war. Zum letzten Male traten niedrige Grasrücken bis nahe an den Fluß heran, dann erweiterte sich das Tal zu einer ausgedehnten Ebene, die mit der des Markham in Verbindung stand. Die Ortschaft wies Spuren der eiligen Räumung auf; unser Rufen, wohl auch die Neugierde, ließen einzelne Männer auf dem gegenüberliegenden Ufer erscheinen, die sowohl unsere Einladungen, in das Dorf zurückzukehren, als auch unsere Fragen und Gesten, mit denen wir uns nach dem Vorhandensein von Kanus erkundigten, mit Kopfschütteln und Flußabwärtswinken beantworteten. Sie liefen nackt und waren von schlankem Körperbau, grundverschieden von dem bisher angetroffenen Typus. Ob meine Vermutung, daß sie bereits dem Melanesierstamm angehörten, zutrifft, konnte ich in der kurzen Marschpause nicht feststellen. Die leichte Besteigung der nahe dem Ort gelegenen Graskuppe verriet, daß die Nordabhänge der Ausläufer und das eben gekreuzte Nebenflußtal bewohnt waren.

Der Watut strebte hier in einer Breite von ungefähr zweihundertfünfzig Metern nordwärts; nach vierstündigem Weitermarsch über ausgedehnte Kiesbänke befahl ich in der Überzeugung, daß der bisher angetroffene Flußcharakter weitere Stromschnellen ausschloß, den Halt und den Beginn des Floßbaues, zu dem uns die hier reichlich angeschwemmten Hölzer und die in unmittelbarer Flußnähe stehenden großen Bestände einer leichten Holzart das nötige Material lieferten. Am Abend waren einundzwanzig fest gefügte Fahrzeuge hergestellt, mit Steuerrudern versehen und mit langen leichten Stangen als Staken sowie dem nötigen Tauwerk aus mitgebrachtem und Buschtauwerk ausgerüstet. Die Rollen wurden den Umständen entsprechend und der Fahrkundigkeit der Leute angemessen verteilt, genaue Verhaltungsmaßregeln bezüglich der einzuhaltenden Abstände und der Reihenfolge der Flöße gegeben, leicht verständliche Zeichen verabredet, Belehrungen über die Stromverhältnisse, vor allem in Anbetracht der dicht unter dem Wasserspiegel im Bette verankerten, ein gefährliches und allzu häufiges

Flußhindernis bildenden schweren Baumriesen, erteilt. Ich würde auf dem ersten Fahrzeug sein, das eine Art Erkundungsfloß bildete, Konradt auf dem letzten, um bei etwa eintretenden Hemmungen eingreifen zu können.

Meine Erwartung, nur noch freies Fahrwasser anzutreffen, hatte mich nicht betrogen; seit zwei Tagen schwamm unsere stattliche Flottille, die an größeren Stromwindungen fast ganz zu übersehen war, und die ein reizendes Bild bot, in flotter, durchschnittlich sieben bis acht Kilometer betragender Fahrgeschwindigkeit talabwärts. Schnellen wurden nicht mehr angetroffen, und wir hatten trotz des durch die lange Trockenzeit stark zurückgegangenen Wasserstandes — außer jenem Gewitterregen waren keine Niederschläge mehr gefallen — überall noch über achtzig Zentimeter Stromtiefe. Wenn uns der starke Strom dicht an die Ufer der schärferen Flußwindungen herandrängte, konnten wir die Hochwassermarken 1,50 bis 2 Meter über uns feststellen. Freilich wurden uns durch die vom Wasserspiegel gerade noch verdeckten eingesandeten Baumriesen, an anderen Stellen durch Baumsperren, die das ganze Flußbett blockierten, gefährliche Lagen nicht erspart, aber alle wurden glücklich und ohne Verluste überwunden. Meine wassergewohnten Waria-Leute wurden aller Schwierigkeiten Herr und gehorchten verständnisvoll den Winken, die ihnen von dem vorausschwimmenden Erkundungsfloß zugingen.

Immer weiter traten die Ausläufer der Wasserscheide, vornehmlich auf dem westlichen Ufer, zurück. Eine weite Grasebene, die mit vereinzelten Bäumen bestanden, von Galeriewaldstreifen zerteilt war, welche die dem Hauptfluß zustrebenden Nebenflüsse begleiteten, dehnte sich rechts und links des in einem Bett zwischen festen Hochufern dahinfließenden Watut aus. An den Ufern des Hauptstromes selbst standen himmelragende Baumriesen, die von einer Unzahl Tauben belebt waren, an deren Ästen und Zweigen um die lähmend heiße Mittagszeit Tausende von fliegenden Hunden, wie dürre große Blätter, festgekrallt hingen. Alle Augenblicke wurden Entenschwärme aufgescheucht;

Krokodile, in ihrem Sonnenbad gestört, klatschten von den Sandbänken ins Wasser, mehrere Reiherarten flogen vor unserer Flottille her, ließen sich auf der nächsten Kiesbank nieder, nur um bei unserem erneuten Nahekommen wieder stromabwärts zu streichen. Sie wagten es nicht, einen Haken zu schlagen, aus Furcht, den Aufenthaltsort ihrer Brut zu verraten, und führten uns fast den ganzen Tag hindurch nach ihrer Meinung vom Ziel ab, in Wahrheit unserem Zielpunkt, dem Markham, zu. Auf Sandbänken, an die reichlich Feuerholz angeschwemmt war, wurde während der Talfahrt am Spätnachmittag das Lager bezogen; manche schmackhafte Ente und Taube mußte in die Bratpfanne oder den Kochtopf, wofür sich an uns bissige Moskitenschwärme schadlos hielten.

Am dritten Tag der Stromfahrt verlangsamte sich die Strömung zusehends, der Fluß wand sich mehr und mehr, und wir mußten stundenlang Schlingen folgen, deren Enden oft kaum ein Kilometer voneinander entfernt lagen. Der Markham-Hauptstrom staute hier die Wasser des Watut, der Vereinigungspunkt konnte nicht mehr weit ab sein. Zum Glück versperrte keine allzu hohe Sandbarre die Einmündung, und bald trieben wir nach anstrengendem Ringen mit der durch eine enge Lücke eindrängenden Markham-Flut und nach Überwinden einer gefährlichen Stelle dicht hinter dem Vereinigungspunkt wieder in flotter fünf bis sechs Meilen Fahrt in nordöstlicher Richtung den Markham hinab. Im Norden blauten die jähen Hänge der die Ebene begleitenden Hochgebirge herüber, ihre Häupter von einer schneeweißen Wolkendecke eingehüllt; ich ahnte damals nicht, daß ich in der Folgezeit diese 4000 Meter hohen Gipfel in jahrelangen Kreuz- und Querzügen genau kennen lernen würde. Aus dem Süden liefen die Ausläufer der zentralen Wasserscheide nahe an den Fluß heran, breite Nebenebenen mit ihren grasbewachsenen Hängen und waldbedeckten Graslinien einschließend. Unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Grashügel belebten das weite flache Land, das, wie das Seitengelände des Watut, von vereinzelten Bäumen, oft auch Baum-

gruppen durchsetzt, von galeriewaldumsäumten Nebenflußläufen zerteilt war. Kokospalmenbestände, mit denen zahlreiche Nippon-Palmen um den Preis der Schönheit ringen, verrieten die Lage der Eingeborenenniederlassungen, von deren Bewohnern wir jedoch niemand zu Gesicht bekamen.

„House copper, master Hauman, house copper!" d. i. „Wellblechdächer, Herr Hauptmann, Wellblechdächer!" so schlugen die jubelnden Rufe der vier auf meinem Erkundungsfloß arbeitenden Jungen am zweiten Tag der Talfahrt auf dem Markham an mein Ohr. Und nach einigem Suchen vermochte auch ich mit dem Feldstecher das viele Monate nicht mehr gesehene Grauweiß des Wellblechs aus dem dunkelgrünen Blätterdach aufleuchten zu sehen. Es konnte sich hier nur um eine jüngst angelegte Missions-Station handeln, die auf meiner neuesten Karte des Missionsgebietes noch nicht verzeichnet war. Ein fortgesetztes Johlen und Freudengeschrei von den hinter uns folgenden Flößen her bezeugte, daß auch dort die Ansiedlung bereits entdeckt worden war.

Wen werde ich hier antreffen? Werden wir dort endlich die Antworten auf die hundert uns unablässig plagenden Fragen über den Ausbruch und den bisherigen Verlauf des Krieges, das Geschick des Vaterlandes, das Verhalten der Kolonie usw. erhalten? Der brennenden Ungeduld schien die rasche, sieben bis acht Kilometer betragende Talfahrt zum Schneckentempo herabgesunken zu sein, sie verwünschte die großen Windungen, zu denen Einzelhügel und kaum merkliche Geländewellen den Strom zwangen.

Eine stattliche Anzahl jüngerer und älterer melanesischer Missionsjungen, darunter ein bärtiges Europäergesicht, harrten unser lautlos an der Anlegestelle der Niederlassung — liefen uns entgegen — man sah es ihrem erstaunten Gesichtsausdruck an, daß sie vollkommen im unklaren waren, mit wem sie es hier zu tun hatten —, griffen endlich nach den ausgeworfenen Landungstauen und hielten uns in der reißenden Strömung fest. Ans Land gesprungen, durfte ich drei Landsleuten die Hände

schütteln. Sie, die von meiner Inlandexpedition nie etwas erfahren hatten, hielten mich zuerst für den Bezirksamtmann von Friedrich-Wilhelms-Hafen, der, wie sie erzählten, mit seiner Polizeitruppe in das Hinterland der Astrolabe-Bucht zurückgegangen war, als die Australier, begleitet von ihrer Kreuzerflotte, in den Haupthafen von Kaiser-Wilhelmsland einliefen. Rasch war der Irrtum aufgeklärt, weitere interessierte Fragen bat ich aufzuschieben; brannte doch ich darauf, ungleich Wichtigeres zu erfahren. Mittlerweile war die Nachspitze meiner Flottille mit Konradt herangekommen, die Fahrzeuge wurden festgemacht, und nun konnte ich die freundliche Einladung der drei Herren — Missionsinspektor Steck und Missionar Örtel waren noch hinzugekommen — zu einem Mittagbrot annehmen. Während die Hausfrau, Frau Missionar Panzer, einen kräftigen Imbiß auf dem reinen, blumengezierten deutschen Tisch vorbereitete, durfte ich mit Begeisterung die glänzenden Taten unserer Armeen in Belgien, in Ostpreußen und im Elsaß, jene unserer Marine in der Nordsee vernehmen. Wie viele Fragen hatte ich an die Herren zu stellen, die sie mir, so gut es die dürftigen Pressetelegramme erlaubten, bereitwilligst beantworteten. Und das Südsee-Schutzgebiet selbst? Es überraschte mich nicht, daß die Briten schon bald darüber hergefallen waren, ihre Angriffe auf Rabaul und Friedrich-Wilhelms-Hafen angesetzt hatten. Diese beiden Hauptpunkte sollten in ihrem Besitz sein, doch fehlten noch nähere Meldungen; die Station Morobe dagegen sollte vor vierzehn Tagen vom Feind noch frei gewesen, aber der Stationsleiter sie bereits verlassen haben.

Mein Entschluß war rasch gefaßt, zumal ich zu meiner Genugtuung hörte, daß am kommenden Mittag der Missionskutter in der Preußenreede erwartet werde. „Nach Morobe!“ war meine Losung. In entgegenkommender Weise stellte mir der Missionsinspektor das Motorboot auf dem Charterweg zur Verfügung. Bereits um sechs Uhr morgens des folgenden 18. November trug der Rücken des Markham meine 21 Flöße in rascher Fahrt nach Südosten, der Strommündung zu.

Wir hatten wieder einmal in richtigen Betten geruht, an einem deutschen Tisch gespeist, aber die liebenswürdige Aufforderung, einige Tage auf der Station von den Strapazen der Eilmarschtage auszuruhen, hatte ich dankend ablehnen müssen.

Es klappte gut; um ein Uhr sichteten wir bereits den weißangestrichenen Motorkutter. Die Verhandlungen mit dem Kapitän, einem zwei Jahre später plötzlich verstorbenen Deutsch-Australier, waren dank des Empfehlungsschreibens des Herrn Steck kurz und erfolgreich; vor Einbruch der Dunkelheit sollte Anker gelichtet und Kurs nach Morobe genommen werden. Um vier Uhr nachmittags waren die Flöße, die auf der letzten Markhamstrecke noch verschiedene gefahrvolle Stellen zu passieren gehabt hatten, bis auf Konradts Fahrzeug vollzählig versammelt; voll Freude machten es sich meine Leute auf dem reizenden Boote bequem. Der Tag neigte sich dem Ende zu, der Kapitän wurde ungeduldig — Konradt erschien nicht. Schon war es zu spät geworden, um noch die gefährliche Passage durch die Sandbarre und die seewärts gelegenen Riffe in die offene See riskieren zu können, da meldeten die von mir entsandten Späher das Herankommen des so lange vergeblich erwarteten letzten Floßes. Ich atmete erleichtert auf, Konradt war also nichts zugestoßen. Zwei Edelreiher, die er auf einer Sandbank gesichtet, hatte er schießen wollen. Beim Appell fehlte jedoch ein Träger! Niemand wußte von ihm, von seinem Verschwinden. Aus seiner Floßmannschaft konnte nur herausgebracht werden, daß ihm das Sitzen auf dem engen, von der heißen Tropensonne unbarmherzig bestrahlten Fahrzeug zu langweilig geworden sei, und daß er sich auf einer Sandbank einen tragfähigen, trockenen Baumstamm mit der Axt zugerichtet und sich vergnügt nach der am Maria-Fluß allgemein gebräuchlichen Weise mit Hilfe des Schwimmers den Strom habe hinabtreiben lassen. Er sei dann hinter dem durch Staken rasch vorwärts bewegten Floß zurückgeblieben, ihnen aus den Augen gekommen, was sie nicht weiter beunruhigte, da er als kühner Schwimmer allgemein geachtet war. Suchen, Rufen und Feuerzeichen an der Markham-

mündung blieben erfolglos, wir mußten mit Einbruch der Morgendämmerung ohne ihn absegeln. Zweifellos war er einem der zahlreichen, den Watut und den Hauptstrom unsicher machenden Krokodilen zum Opfer gefallen. Ein Jammer, daß noch ein zweites Menschenleben, noch dazu in letzter Stunde, nahe der Heimat verlorengehen mußte.

5

Nach und auf der Station Morobe

Nach etwa einhalbtägiger Fahrt in ruhiger See bei trübem, regnerischem Wetter sichteten wir die auf dem niedrigen Hügel angelegte Missionsstation Malolo, die der Kapitän auf mein Ersuchen anlief, um dort nähere Erkundigungen über Morobe und den Buschaufenthaltsort des Stationsleiters einzuziehen. Von dem dortigen Missionar erfuhren wir, daß seines Wissens Morobe noch unbesetzt sei; ferner konnte er uns genaue Auskunft über das Buschversteck des Stationsleiters geben. An diesem liefen wir am folgenden Tag vor mit der Absicht, Herrn Klink mit seinen Polizeijungen nach Süden mitzunehmen. Bald erschien dann auch das Stationssegelboot, von strammen, gleichmäßigen Ruderschlägen getrieben, und legte sich längsseit. Herr Klink kam an Bord und starrte mich wie einen Geist an. Hatte er doch schließlich, obwohl ihm als erfahrenem Südseemann die Sensationsnachrichten und die Lügengewebe der Eingeborenen hinreichend bekannt waren, den gleichzeitig von Norden und von Süden aus dem Innern hartnäckig bei ihm einlaufenden Erzählungen der Küstenleute nach langem Zögern Glauben schenken müssen. Mit aller Bestimmtheit berichteten sie, daß wir beiden Europäer mit dem gesamten Expeditionspersonal bereits

längst, zunächst im Kochtopf, dann in den unersättlichen Magen der Inlandpapua verschwunden seien. Mit allen Einzelheiten war ihm unser Untergang geschildert worden; die Bergkanaker hätten uns zu einem großen Schweine-Essen eingeladen und uns sodann, nachdem sie uns auf diese Weise gemästet, alle erschlagen und aufgefressen. Und nicht nur das! Sogar der Oberschenkelknochen meines Trägervormanns Pägu, des angesehensten Dorfoberhauptes der unteren Waria-Gegend, eines baumlangen Kerls, war als Beweis für die Richtigkeit der traurigen Meldung zur Küste, zur Station und von da in seinen Heimatsort gesandt worden, wo das Ende des allgemein hochgeachteten Häuptlings unter großen Todesfeiern betrauert worden war, in deren Verlauf sämtliche gemästeten Schweine aufgezehrt worden waren.

Bald war Herr Klink mit seinen Polizeijungen eingeschifft; weiter ging es südwärts, in vorsichtiger Fahrt in den ruhigen, aber riffreichen Wassern zwischen der Küste und dem sie in etwa zehn Meilen begleitenden Inselkranz. Morobe war noch immer vom Feinde frei, wie uns die vom Stationsleiter entlang der Küste aufgestellten Späher meldeten, und bereits am 24. November machte unser Kutter an der Landungsbrücke fest, an der ich vor elf Monaten zum ersten Male Kaiser-Wilhelmsland betreten hatte. Freudig wurden der Stationsleiter und wir Totgeglaubten von den beiden zurückgelassenen Unterbeamten und von den Polizeisoldaten empfangen, deren Beste mehrere Monate hindurch meine Begleitmannschaft während der Grenzexpeditionsarbeiten gebildet hatten.

Zum ersten Male seit dreiviertel Jahren konnten wir es uns in einem Europäerhaus bequem machen, der langgewachsene Buschvollbart fiel der Schere zum Opfer, die so lange nicht mehr ausgepackten weißen Uniformen wurden wieder einmal angelegt.

Die Waria-Träger wurden abgefunden und in ihre etwas über einen Tagemarsch entfernten Dörfer entlassen. — Armer Pägu, nun werden magere Hunde an Stelle der gemästeten

Schweine, welche bereits deinem Oberschenkelknochen zu Ehren vor wenigen Wochen aufgefuttert worden sind, zum Wiedersehenschmaus herhalten müssen, und gerade du pflegtest am hörbarsten von allen zu schmatzen, wenn wir nach langen Verhandlungen ein „big fellow pig“, ein „recht fettes Schwein“ erstanden hatten! Nun wollten wir an die Ausführung meines Planes gehen, die Station gegen einen Landangriff von der nur zwei Tagemärsche südlich gelegenen Grenze her verteidigungsfähig zu machen. Für den Fall des Nahens feindlicher Seestreitkräfte, denen auf der schmalen, von drei Seiten durch die See bespülten Landzunge weder Maschinengewehre noch eine andere hinreichende Feuerkraft, geschweige denn Geschütze, entgegengestellt werden konnten, war ein Widerstand in den westlich der Station steil zum Meere abfallenden Bergen beabsichtigt.

Leider war vom Stationsleiter beim Verlassen Morobes der größte Teil der Munitionsvorräte im Hafen versenkt worden, so daß pro Gewehr nur eine sehr beschränkte Anzahl Patronen zur Verfügung stand; doch immerhin genug, um die enge, durch ausgedehnte Sagosümpfe und die See eingezwängte Landverbindung bis zur Einmündung des Waria-Flusses in das Meer nachhaltig sperren zu können. Sofort wurden Späherposten auf dem Wege nach Ioma, dem nächsten britischen Magistratssitz, zur Beobachtung etwaiger gegnerischer Bewegungen vorgetrieben, ich selbst klärte mich auf einem Erkundungsritt nach dem Waria-Unterlauf, gegen die Missionsniederlassung Zaka hin, über die Beschaffenheit und Verteidigungsmöglichkeit des Geländes auf.

Doch machten die mir vorher unbekannten Verpflegungsschwierigkeiten alle Pläne, auch einem Landgegner gegenüber in Morobe selbst oder seiner nächsten Umgebung einen nachhaltigen Widerstand zu bieten, sehr problematisch. Der Reisvorrat der Station war mit Ausnahme eines sehr beschränkten eisernen Bestandes schon längst aufgebraucht, und die wenigen, auf dem Stationshügel angepflanzten oder von den die Umgegend nur spärlich besiedelnden Eingeborenen zum Verkauf angebrachten



Die Missionsstation Morobe

Feldfrüchte genügten nicht einmal, die normale Besatzung der Station zu ernähren, geschweige denn den Zuwachs, den sie durch meine Expedition erhielt. Jede Zufuhr von auswärts hatte seit Monaten aufgehört, selbst die nahe gelegenen Missionsstationen vermochten ihre bedeutend verringerten Jungen gerade noch am Leben zu erhalten. Dazu waren die Bestände der Europäer vollständig aufgezehrt, so daß auch sie auf Eingeborenennahrung angewiesen waren. Es half nichts, wir mußten die kleine, uns zur Verfügung stehende Schar noch trennen und waren gezwungen, über die Hälfte unserer Gewehre nach den besser bewohnten Küstenstrichen im inneren Winkel des Huon-Golfes zu verlegen, wo Feldfrüchte zur Genüge vorhanden waren. Schon nach wenigen Tagen der notdürftigsten Erholung fuhr Konradt, dieses Mal von dem Stationspolizeimeister Banik begleitet, mit der größeren Hälfte unserer Mannschaft wieder nach Norden ab, den angewiesenen Verpflegungsplätzen zu. Über die Art der Verbindungen, den Vereinigungspunkt, um gemeinsamen Widerstand zu leisten, waren sie genau belehrt worden. — Auch der Sprengstoffvorrat der Station war infolge der Notwendigkeit, Fische zu schießen und dadurch die Verpflegung ausreichend zu machen, bis auf wenige Kilogramm aufgebraucht, so daß eine Sperrung des Hafeneingangs durch Minen nicht in Frage kommen konnte.

Als nun um die Jahreswende der Missionskutter „Bavaria" abermals Morobe anlief und Pressetelegramme mitbrachte, die derartig günstig lauteten, daß an einem nahe bevorstehenden Kriegsschluß nicht mehr gezweifelt werden konnte, da glaubten auch wir, daß der Feind nicht mehr daran denken würde, Morobe anzugreifen. Doch ließen wir die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Widerstand in den Bergen nicht einschlafen — und es war gut so.





Zweites Buch

6

Von Morobe zum Hinterland von Finschhafen



Unsichtig und regenschwer brach der 11. Januartag herein, kaum konnte die nur sechs Meilen vom Hafen abliegende Inselgruppe von der Seefläche unterschieden werden, während an klaren Tagen von der 145 Meter hoch gelegenen Station größere Schiffe auf über vierzig Meilen Entfernung bereits beobachtet werden konnten. Da wurden um die Mittagsstunde drei Kriegsschiffe in voller Fahrt dicht seewärts der Inseln, nur noch acht Kilometer vom Hafen ab, gemeldet. In einer halben Stunde konnte die gegnerische Flottille die Landungsbrücke erreicht haben. Dank der getroffenen Vorbereitungen ging der beabsichtigte Rückzug, wenn auch nicht glatt, so doch so vonstatten, daß alle Bemühungen der Feinde, denselben zu verlegen, scheiterten. Kurz entschlossen entsandten wir nur die eine Hälfte der Soldaten mit dem Segelboot quer über den Hafen dem Verpflegungsdepot zu, während Herr Klink und ich mit dem Rest der Truppe zu Land dieses Ziel zu gewinnen suchten.

Als wir mit den immer bereiten Lasten den Stationshügel nach rückwärts verließen, flog bereits das Soldatenboot, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, dem fjordartigen Meereseinschnitt zu, an der westlichsten Insel vorbei, die ihnen Deckung gegen Sicht zu bieten schien. Die feindlichen Kriegsschiffe dampften gerade an den Inseln entlang dem Hafeneingang zu. Auf der Landungsbrücke stand der Heilgehilfe der Station, welcher von dem Leiter zurückgelassen wurde, um die Station zu übergeben, wie es der Mobilmachungsbefehl des Gouvernements vorschrieb. Die Rotangbrücke, welche die schmale Wasserverbindung des inneren Hafens mit seiner bis nahe an den Waria-Fluß heranreichenden Lagune in etwa 15 Metern Höhe überbrückte, wurde von uns überschritten und fiel dann, ihrer Landverstrebungen durch einige Axthiebe beraubt, hinter uns in das Wasser. Wir stiegen den bewaldeten Abhang der Vorberge hinab und tauchten im Sumpfwald, welcher den Mo-Fluß begleitet, unter, einer Stelle an diesem in den Morobe-Hafen mündenden Fluß zustrebend, wo seit Wochen ein großes, seetüchtiges Kanu für uns bereitgehalten sein sollte. Auf halbem Wege dorthin konnten wir durch eine Lichtung hindurch das Ausbooten von weißen Truppen und farbigen Polizeisoldaten aus den dicht an der Landungsbrücke vor Anker gegangenen drei Zerstörern beobachten. Die hungrig über uns herfallenden Moskitoschwärme trieben uns jedoch rasch vorwärts, wir zogen durch den ausgedehnten Sumpf dem Mo-Ufer zu, das wir am Spätnachmittag erreichten. Das erwartete Kanu war nicht zur Stelle, nach ober- und unterstrom entsandte Patrouillen kehrten erfolglos zurück. Trotz der immer unangenehmer werdenden Stechmücken, trotz des nassen Untergrundes mußten wir ohne Zelt, ohne Nahrung hier übernachten.

Von der Krone eines hohen Baumriesen sah man, wie die gegnerischen Schiffe die ganze Nacht hindurch den Hafen mit ihren Scheinwerfern ableuchteten, schnelle Pinassen kreuzten fortgesetzt von einem Ufer zum andern, um uns an dem Hinauskommen aus dem Hafen zu hindern.

Nun vorerst saßen wir hier geschützt und sicher, leider zu fest, da wir kein Fahrzeug hatten. Mehrere Soldaten, die wir nach dem an der Mündung des Omo-Flusses gelegenen Dorf entsandten, kehrten überhaupt nicht mehr zurück. Eine weitere dorthin geschickte Abteilung, die den Verbleib der ersten feststellen und bei dem Heranschaffen des Kanus mithelfen sollte, kam am Frühmorgen mit der Meldung wieder, daß der farbige Sergeant der Station, von den Australiern durch Geld und andere Geschenke angeeifert, sich bis nach Mitternacht in dieser Ortschaft aufgehalten, die Freigebigkeit der Briten gerühmt und die ersten Kanu-Patrouillen zum Überlaufen überredet habe. Das war eine unerfreuliche Kunde, doch waren wenigstens diese treu geblieben, und wir hatten nun ein wenn auch kleines Fahrzeug. Auch die Mitteilung, daß das Stationssegelboot gestern mit seiner Besatzung vom Feinde unbemerkt, unverfolgt aus dem Hafen entkommen war, hob unsere Stimmung.

Durch den dichten Sumpfwald gedeckt, setzten wir mit Tagesanbruch über den Fluß und erreichten bald unser vorerstiges Ziel, das verlassene Buschhaus eines deutschen Ansiedlers, der vor einem Jahr versucht hatte, hier trotz des Überschwemmungs- und Sumpfgebiets eine Kokospalmenpflanzung anzulegen, deren junge Pflanznüsse beim ersten Hochwasser natürlich ersoffen waren. Aber Taro-Knollen gab es hier in Menge, die wir uns am Feuer rösteten und ordentlich schmecken ließen, während wir, selbst ungesehen, das Treiben der Australier im Hafen und auf der Station mit unseren Feldstechern beobachteten.

Unser Einbaum war für alle die Begleiter und Lasten zu klein; doch durften wir hoffen, auf der Missionsstation auf dem nahe gelegenen Adolfberg ein Boot chartern zu können. Dazu mußte der Einbruch der Dunkelheit abgewartet werden, da wir bis zur Missionshöhe ein weites, offenes, von Morobe aus eingesehenes Geländestück zu überqueren hatten. Den uns so notwendigen Schlaf fanden wir in unserer Ungeduld nicht, die träge dahin schleichenden Stunden verkürzten uns die heiteren Bilder,

die wir mit Muße beobachten konnten, und die uns bewiesen, wie eifrig der Gegner nach uns suchte; die abgeschnittene Rotanghängebrücke versuchten sie mit Tauen aus dem Wasser heraufzuziehen.

Endlich ging der Tag zur Neige; ein leichter Regen setzte ein, der für den Marsch die schlüpfrigen Berghänge hinauf zwar recht unangenehm war, uns jedoch hoffen ließ, daß durch ihn der Feind in der Nacht auf den Schiffen und in den Stationsgebäuden festgehalten werden würde, so daß wir ungestörter den Ausbruch aus dem engen Hafen bewerkstelligen könnten.

Ein kurzer Besuch bei dem Missionar auf Onga, der, wie er erzählte, am vorausgegangenen Nachmittag zu dem britischen Kommandanten befohlen und kräftig ausgefragt worden war, klärte uns über die ersten Kriegstaten der Australier in Morobe auf: Erlaubnis an die Farbigen, das Stationslager und den Missionsladen auszuplündern; freigebige Bezahlung mit Geld für jede Auskunft über uns und unser Eigentum; Verteilung der wertvolleren Privatsachen des Stationsleiters, seiner Hausgeräte als „Souvenir" unter die Marineoffiziere; eifriges Suchen und Forschen nach der vermeintlich vergrabenen Stations- und Postkasse.

Nach Erhalt der Zustimmung zur Requirierung des Bootes und mit einem großen Laib Brot zogen wir nachts gegen elf Uhr zum Bootsplatz an der Südwestseite des Hafens. Zwei Tage vor Neumond! Der Nachmittagsregen hatte längst aufgehört, klar stand die Sternenpracht am Firmament. Drüben an der Ostseite des Hafens, vor der Landungsbrücke, hoben sich die drei Schiffsrümpfe dunkel von der Wasserfläche ab. Eine Prozession von Lampen und Fackeln bewegte sich auf dem Weg, der vom Strand zu dem Bureaugebäude und dem Stationsleiterhaus führte, auf und ab. Doch die Scheinwerfer blieben abgeblendet, keine schnelle Pinasse zerr'ß heute mit puffendem Motorgeräusch die Stille der Nacht.

Ein Dutzend kräftiger Arme ging nun möglichst lautlos an die Arbeit und suchte das schwere Missionsboot vom Strand in

die infolge der Ebbe weit zurückgetretene See zu schieben. Die Anstrengungen blieben erfolglos. Zur Missionsstation zurücksenden und Hilfskräfte holen? Das könnte eine weitere kostbare, vielleicht entscheidende Stunde kosten. Mitternacht war bereits vorüber. Ein großes, wenn auch etwas wurmstichiges Kanu, dessen Ausleger noch gut waren, lag nur einige Schritte entfernt auf dem Strand; es mußte uns als Fahrzeug zum Vereinigungsplatz mit unseren Segelbootjungen dienen. Geräuschlos wurde es zu Wasser gelassen, beladen — und alle hatten darin Platz. Mit vorsichtigen Ruderschlägen wurde der Einbaum in tiefes Wasser gerudert. Die Salzwassertropfen fielen wie ein Silberregen von den Schaufeln der Paddeln in die unbewegte Hafenfläche zurück. Ausleger und Kanuränder zogen einen leuchtenden Streifen durch das Wasser. Sollte das herrliche, so oft bewunderte Meeresleuchten uns heute zum Verräter werden?! Wir wagten nur noch mit den flachen Händen das Fahrzeug vorwärts zu bewegen. Immer näher trieben wir, durch die enge Hafeneinfahrt und das Niederwasser gezwungen, an den am weitesten seewärts verankerten Zerstörer heran, dessen Umrisse aus der dunkelblauen Seefläche drohend in die schwarze Nacht hineinwuchsen. Wurde denn die Wache nicht stutzig, wenn sie den glänzenden Silberstreifen sich langsam, aber stetig an den Schiffen vorbei dem Hafenausgang zu bewegen sah? Nun waren wir auf achthundert Meter heran — alles blieb still, wir trieben vorbei und konnten Kurs nach Norden nehmen — nichts regte sich auf dem nächstgelegenen Zerstörer, nichts am Strand — wir hatten die gefährlichste Nähe unbemerkt passiert! „Old England is fast asleep!" bemerkte aufatmend Herr Klink. Ich: „Nur drei kräftige Dynamitladungen, und Großbritannien hätte morgen drei Kriegsschiffe weniger." „Unverantwortlich, solch eine Sorglosigkeit, die bei unseren Blaujacken undenkbar wäre."

Wir vergaßen ganz, daß es diese Unachtsamkeit war, welche unser Unternehmen glücken ließ, bemängelten den Gegner und spotteten gemeinsam mit unseren Soldaten, die ihren Humor

wiedergewonnen hatten, seiner Schlafmützigkeit. Da, ein lauter Knall, ein Reißen von Holzfasern, ein Gurgeln hereindringenden Wassers — wir saßen im Wasser, sprangen von der Plattform des untersinkenden Kanus und hielten uns an den Trogwänden fest; das erleichterte Fahrzeug, dem seine vielen Holzteile einen starken Auftrieb gaben, vermochte nun gerade unsere Lasten zu tragen. Uns setzte der Herzschlag für einige Sekunden aus — der Krach, mit dem das Kanu der Länge nach auf beiden Seiten aufgerissen war, mußte von der unbewegten Seefläche in der Stille der Nacht weiter verpflanzt, von den Schiffswachen gehört worden sein; im nächsten Augenblick mußten die Scheinwerfer die Hafenfläche ableuchten, uns entdecken! Nichts von alledem! Die Nacht blieb dunkel, kein Rattern der Maschinengewehre, kein Krachen von Geschützen, kein fauchender Pinassen-Motor zerriß die Stille, welche den Knall unseres auseinanderbrechenden Fahrzeuges wieder verschlungen hatte. Nur noch ein unterdrückter, erschreckter Aufschrei eines nervös gewordenen Soldaten, der einen weißen, antreibenden Baumstamm für ein Fahrzeug hielt, unterbrach das atemlose Schweigen. Dann schoben wir, zuerst schwimmend, als wir Grund spürten, die Füße in den schlammigen Untergrund einstemmend, die Kanu-Ruine dem mangrovebestandenen Strand zu. „Old England" hatte in der Tat einen beneidenswerten Schlaf gezeigt. Wir aber hatten dazu keine Zeit. Bis an die Brust im Brackwasser watend, zogen wir lautlos unter den weit überhängenden Mangroveästen hindurch die Küste entlang, die sonst ein allgemein bekannter — in diesen Stunden zum Glück vergessener — Tummelplatz von Haien und Krokodilen war.

Müde, aber nicht mutlos erreichten wir triefend und schauernd gegen vier Uhr morgens, unsere Kisten zur Entlastung des zerbrochenen Kanus streckenweise selbst schleppend, die Mündung des Morobe-Flusses, der, infolge der jüngsten heftigen Regengüsse angeschwollen, seine gelben Fluten in reißender Strömung zur See wälzte. Wie über das fünfzig Meter breite und sehr tiefe Hindernis hinüberkommen? Unser Einbaum war

gebrauchsunfähig, schräg gegen die Strömung gestellt und gesteuert, mußte er unter dem Anprall der Wogen ganz auseinanderfallen. Ein tapferer Junge versuchte, über den Fluß zu schwimmen, wurde jedoch von der reißenden Strömung weit in die See hinausgetragen, ohne daß es ihm gelang, das jenseitige Ufer zu erreichen. Eile tat not; schon huschten graue Finger, die den neu anbrechenden Tag verkündeten, über den Osthorizont, welchen inmitten der bleicher werdenden Sternenpracht die ganz dünn gewordene, den Jupiter nahezu einkreisende Mondsichel verschönte. In seltener Helligkeit zeigte das aschgraue Licht den größeren Rest der verdunkelten Mondscheibe.

Ein aufgeregtes Suchen am Südufer des Morobe-Flusses setzte ein. Sollte sich unsere Hoffnung, daß die Anwohner des Flusses, die Morobe-Papua, hier in der Nähe ein kleines Kanu zu Übersetzzwecken verborgen hatten, als trügerisch erweisen? Nein! Jubelnd schleppten bald einige Soldaten ein allerdings ganz dürftiges Ding heran, das außer dem Lenker gerade noch eine Last oder einen Menschen aufnehmen und tragen konnte. Nach jedem Übersetzen mußte der mit einem schadhaften Ausleger versehene Einbaum ausgeschöpft werden. Und doch nach fieberhaftem Arbeiten vermochte ich als letzter das jenseitige Ufer zu gewinnen, als gerade die Einzelheiten der drei Kriegsschiffe und der Station von der kurzen Morgendämmerung entschleiert wurden. Noch eine letzte Kraftanstrengung, ein Laufschritt über den einen halben Kilometer langen, weiß glänzenden, vegetationslosen Sandstreifen, der die dahinter liegende Lagune von der See trennte, und wir lagen alle mit arbeitenden Brustkästen, mit klopfenden Pulsen hinter einem deckenden Busch zunächst geborgen, und heute nacht endlich konnten wir hoffen, uns mit unseren Leuten im Verpflegungsdepot einige Meilen nördlich von hier zu vereinigen. Bald hatte die Sonne unsere feuchtkalten Kleider getrocknet, ein niedriges Feuerchen hielt die Stechmücken notdürftig fern, einige der Gegend kundige, verlässige Jungen wurden in die Morobe-Dörfer gesandt, um ein seetüchtiges Kanu aufzutreiben. Gegen zehn Uhr vor-

mittags dampften zwei der australischen Kriegsschiffe aus dem Hafen hinaus, dicht an uns vorbei, und nahmen Kurs nach Norden. Auf der Station selbst konnten wir mit dem Feldstecher das Leben und Treiben der stattlichen feindlichen Besatzung beobachten.

Bereits um Mittag erschien der Morobe-Häuptling in unserem Versteck, versicherte uns seiner und seiner Leute Treue, brachte uns auf einem nur den Anwohnern der Gegend bekannten Pfad durch die dichten Bewachsungen des Küstenstriches zu seinem Kanuplatz, versorgte uns reichlich mit Feldfrüchten und machte uns ein vorzügliches, großes Seekanu zum Geschenk, auf dem wir gegen Mitternacht das Verpflegungsdepot erreichten, in welchem die vorausgesandten Soldaten unser bangend und unruhig geharrt hatten.

Schön und günstig gelegen war der Platz, aber so feucht, daß die neuen Zelte ganz verstockt waren; der dort seit Wochen gelagerte Reisvorrat war infolge der Feuchtigkeit derartig verdorben, daß die mit Heißhunger verzehrte Mahlzeit eine schwere Reisvergiftung im Gefolge hatte, die mich während der nächsten acht Tage nahezu niederbrechen ließ. Jeden, auch den geringsten zu mir genommenen Bissen erbrach ich sofort wieder, zu Land fühlte ich mich seekrank, und nur während der nächtlichen Bootsfahrten entlang der Küste nach Norden zu war es mir weniger elend zumute; aber daran hatte wohl die ständig notwendige Aufmerksamkeit und Anspannung aller Nerven während des Passierens der überzahlreichen Riffe und Untiefen das Hauptverdienst.

Zeit zur Schonung, wenn auch nur zu einem eintägigen Rasttag, durften wir uns nicht gönnen, damit wir das in der Nähe der Kela-Halbinsel festgesetzte Zusammentreffen mit dem Stationspolizeimeister Banik nicht versäumten, der von der Singaua-Pflanzung mit dort gekaufter Europäerverpflegung zurückerwartet wurde, und der von der Besetzung Morobes durch den Feind noch nichts erfahren konnte.

Die Vereinigung mit ihm und seinen sechzehn Polizeijungen klappte denn auch: die Liebenswürdigkeit des Singaua-Pflanzers hatte ihm alles abgelassen, was er mit seiner Familie entbehren konnte. Die paar mitgebrachten Flaschen dunklen Bieres, die für uns eine seltene Überraschung bildeten, waren das Einzige, das mir blieb; hier muß die Seltenheit des Stoffes wohltätig mitgewirkt haben.

Aber die gleiche Nacht sollte uns eine peinliche Überraschung bringen! Die wenigen Unzufriedenen in unserer Begleitmannschaft waren bisher von dem guten Geist der treuen Mehrheit unterdrückt worden; ihre Überredungsversuche, uns im Stich zu lassen, hatten nichts gefruchtet. Bei den Neuangekommenen jedoch waren sie von Erfolg begleitet. Während wir schliefen, erzählten die Wankelmütigen in begeisterten Worten von der am Mo-Fluß vernommenen Freigebigkeit der „English", berichteten von dem höheren Lohn, den diese bezahlten, beklagten sich über die anstrengenden Erlebnisse, die sie an unserer Seite hatten durchmachen müssen und welche allen, die uns folgen wollten, sicher noch blühen würden, gaben ihren Befürchtungen Ausdruck ob der Gefahren, welchen ihre auf der Station zurückgelassenen Weiber ausgesetzt sein mußten usw. Mit dem Tagesanbruch war das größere Banik'sche Segelboot mit über zwanzig Jungen verschwunden; der größere Teil unserer kleinen Truppe war desertiert.

Nun verblieben uns außer den vierzehn treu gebliebenen Soldaten nur noch die mit Konradt nördlich der Missionsstation Malolo arbeitenden Polizeijungen. Mit der nun auf dreißig Gewehre zusammengeschmolzenen Abteilung konnte an einen nachhaltigen Widerstand nur noch in den unzugänglichen schroffen Kuppen des Rawlinson-Gebirges im Norden des Huon-Golfes gedacht werden, falls es uns nicht gelingen sollte, nach Holländisch-Neuguinea zu entweichen, um von dort die kämpfende Heimat zu erreichen.

Zur Erkundung des Berggeländes südlich und in den

Rawlinsonbergen selbst fuhren der Stationsleiter und ich zur Pflanzung Singaua. Zuvor setzten wir Banik bei Konradt ab, der auch noch keine Kunde von der Besetzung Morobes erhalten hatte, verabredeten mit den beiden Unteroffizieren, die infolge mehrerer hartnäckiger Fieberanfälle schonungsbedürftig waren, den weiteren Zielpunkt für die Wiedervereinigung und gaben ihnen Verhaltungsmaßregeln für den Fall einer gegnerischen Verfolgung.

Die Überfahrt wurde durch ein schweres Gewitter, das uns auf hoher See überraschte, und durch einen Seegang erschwert, wie ihn nur die Preußenreede kennt. Ein Wolkenbruch ging auf uns nieder, so daß wir nur mit Mühe durch fortgesetztes Ausschöpfen das Segelboot über Wasser zu halten vermochten. War eine Regenbö vorüber und glaubten wir, ein wenig verschnaufen zu können, so mußten wir uns gegen die über dem Boot zusammenfallenden „Quabbelseen" wehren, die einmal das offene Fahrzeug hinunterzudrücken drohten, ein andermal die Planken auseinanderzuschlagen schienen. Wir konnten in der pechschwarzen Nacht — die niedergehenden Regenmassen ließen uns, am Steuer sitzend, nicht einmal die Jungen am Bug erkennen — nichts anderes tun, als gegen die wütende See anzuhalten und ängstlich zu horchen, ob wir nicht in die Küstenbrandung getrieben würden, deren Donnern von den niederprasselnden Wassermassen und dem ewig rollenden, unaufhörlichen Blitzstrahlen folgenden Donnergrollen verschlungen wurde. Endlich wurde es Tag; ein Zufall hatte uns nicht allzuweit von dem angestrebten Ziel abgetrieben. Gegen neun Uhr zogen wir das Boot auf den Strand und wurden von dem Plantagenbesitzer, Herrn Anderer und seiner liebenswürdigen Gattin in der entgegenkommendsten Weise aufgenommen.

Ein heftiger Fieberanfall — der erste in der Südsee — zwang mich einige Tage aufs Lager, nachdem ich zur Not die Folgen der Reisvergiftung überwunden hatte. Doch mußte die Malaria der Freude weichen, als uns an dem abgelegenen

Küstenplatz der überraschend eingetroffene Kapitän eines Motorkutters der Neuguinea-Kompagnie mit neuen, erfreulichen Kriegsnachrichten versah. Siege in Ost und West, zu Land und zu Wasser, unter der See und in den Lüften. Ohne Zweifel mußte das Weltringen, in das nun auch Japan eingegriffen hatte, in der allernächsten Zeit mit einem Sieg unseres Vaterlandes enden.

Daß sich der Inhalt der Meldungen, die wiederzugeben ich mir versagen muß, später als teils am Neuguinea-Biertisch übertriebenes, teils unter dem Einfluß des Alkohols erfundenes Gerede herausstellte, konnten wir damals nicht ahnen. Doch goß schon die folgende Woche einen bitteren Tropfen in den Freudenkelch, als der über Singaua von Morobe zurückkehrende Kutter einige australische Zeitungen mitbrachte, in denen der Rückzug zur Aisne berichtet wurde. Der Fall des so tapfer verteidigten Tsingtau kam nun auch zu unserer Kenntnis.

Gegen einen sehr baldigen Friedenschluß etwas mißtrauisch gemacht, außerdem gewarnt, daß in Morobe Vorbereitungen zu unserer Verfolgung getroffen wurden, schritten wir umgehend an die Erkundung der Rawlinsonberge, die sich als gute Verteidigungsstellung erwiesen. Leider sollten auch die hierauf gesetzten Hoffnungen in Bälde zuschanden werden. Im Februarbeginn waren Konradt und Banik, die stark an Malaria litten, auf der Missionsstation Malolo, wohin sie sich zur sachgemäßen Pflege begeben hatten, von einer australischen Abteilung unter Führung einiger landeskundiger Morobe-Soldaten überfallen und mit ihren Mannschaften gefangen fortgeschleppt worden. Unsere wenigen Erkundungssoldaten waren nun die einzigen, die uns für die weitere Zukunft zur Verfügung standen. Sollte sich denn wenigstens nicht eine Möglichkeit bieten, zu Schiff nach Holländisch-Neuguinea durchzukommen und von dort eine Überfahrtsgelegenheit nach Deutschland zu erhaschen? Der von Morobe zurückgekehrte Kutterführer, bereits durch den geleisteten Neutralitätseid gebunden, hatte mein Ersuchen abschlägig beschieden. Eine gleiche Bitte an die Leitung

der Neudettelsauer Mission blieb ohne Antwort. Nur das eine stand für mich fest: Lieber tot als gefangen! Lieber während der Versuche, zu Land quer durch die große, hindernisreiche Insel hindurch das neutrale Gebiet zu erreichen, zugrunde gehen, als mich dem Feind freiwillig stellen!

Vielleicht trafen wir doch noch in der Nähe des öfters von Anwerbeschiffen angelaufenen Finchhafens einen Kapitän, der uns zur Humboldt-Bucht dicht über der niederländischen Grenze zu bringen bereit war, vielleicht war die Missionsleitung, bis jetzt noch durch keinen Eid gebunden, doch noch zu bewegen, uns die „Bavaria" auf dem Charterweg zu überlassen? Mit diesen Hoffnungen nahmen wir von unseren freundlichen Gastgebern, die uns nach bestem Vermögen mit Munition und Lebensmitteln versorgten, Abschied und fuhren, die Nächte benutzend, nach Osten. Kap König Wilhelm, Hänischhafen, Gingalla-Inseln waren unsere Tagesunterschlupfe. Am 10. März erreichten wir die Langemarck-Bucht, von wo aus der Marsch in die Hochgebirge der Finchhafen-Halbinsel angetreten werden sollte. Was an Munition und Nahrungsmitteln aufgetrieben werden konnte, wurde aufgekauft. Auf einer in den Vorbergen gelegenen Missionsstation wollten wir die Ankunft einer größeren Bestellung Konserven abwarten, welche der in Singaua angelaufene Kutter zur Besorgung mitgenommen hatte.

Die uns gewährte freundliche Aufnahme auf der Missionsstation Quembung, wo wir die erwähnte Neuguinea-Kompagniesendung erwarten wollten, wurde jedoch bereits am dreizehnten durch ein Rundschreiben des Seniors der deutschen lutherischen Mission jäh unterbrochen. In diesem Schriftstück verbot die Missionsleitung unter Berufung auf eine Stelle im Römerbriefe: „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" für ihre Missionare jede weitere Unterstützung an uns.

Am folgenden 15. März lief ein kleines Motorboot Finchhafen an. Sein Erscheinen veranlaßte meinen Begleiter, Herrn

Klink, seine längst gehegte Absicht zur Ausführung zu bringen, an Bord zu gehen und sich dem britischen Kommando in Rabaul freiwillig zu stellen. Die Polizeijungen, die ihn begleiten wollten, entließ ich — ich war mit wenigen Getreuen allein auf der von ihrem Missionar auf das Rundschreiben des Seniors hin mit seiner Familie und seiner farbigen Gemeinde fluchtartig verlassenen Hilfsstation! Und nun huben sie an, die Tage, Wochen, Monate, Jahre — ein Glück, daß es dem Menschen versagt ist, in die Zukunft zu schauen — der Einsamkeit, der Entbehrungen und Anstrengungen, der Hoffnungen und Enttäuschungen, der verzweifelten Versuche, aus der Abgeschlossenheit herauszukommen, und der ihnen folgenden Fehlschläge, des seelischen Aufgeriebenwerdens, aber auch der Jahre innigsten Vertrautwerdens mit der Natur, der Freude an der Treue der Begleiter, der schönen und erhebenden Erfahrungen, daß der einmal mit einem Deutschen in enge Fühlung getretene Farbige bei ihm auch unter den schwierigsten Verhältnissen ausharrt.

7

Im Hinterland von Finschhafen



Das Nächstliegende war nun, die verwaiste Missionshilfstation zu verlassen, Träger für meine Lasten — fast nur Munitionskisten — aufzutreiben und im Hinterland des Sattelberges einen Aufenthaltsort zu wählen, von dem aus ich mit Aussicht auf Erfolg die sicher von Morobe her zu erwartende Verfolgung abwehren, Eingeborenenjungen als Soldaten und Träger anwerben, alle erreichbaren Lebensmittel aufkaufen und die wohl demnächst eintreffende Konservenverpflegung aus Friedrich-Wilhelms-Hafen abwarten und heranziehen konnte. Außerdem hielten mich die Meldungen, die der Motorkutter ge-

bracht hatte, vorerst in Küstennähe. Alle erwarteten mit dem nächsten Schiffe bereits die Nachricht vom Kriegsende.

So ging es denn am 17. März nach Westen in die Berge ins Ungewisse hinein. Mein plötzliches Erscheinen im Sattelberg-Hinterland war den es bewohnenden Eingeborenen nicht unerwartet. Sie schienen sich darauf zu freuen. Die stete, verständnisvolle neunzehnjährige Erziehung zum Deutschtum und zu sittlicher Arbeit durch ihren Missionar Kayßer und seine Gattin hatte glänzende Frucht getragen und sollte sich in ganz hervorragender Weise während der folgenden schweren Kriegsjahre bewähren.

Freiwillig, ohne jeden Druck, ja ohne Bezahlung annehmen zu wollen, boten sich die Dörfer zu jedweder Hilfsbereitschaft und Unterstützung, zur Gestellung von Trägern und ständigem Expeditionspersonal, zur Bereitstellung und Heranschaffung von Lebensmitteln, ja zum aktiven Widerstand gegen den Feind an. Jeder Ort, den ich durchzog, glaubte nicht genug tun zu können, uns eine saubere Unterkunft anzubieten, ein reichliches Essen vorzusetzen, mich ihrer Treue gegen das deutsche Vaterland zu versichern und mir zu versprechen, niemals „inglish“ werden zu wollen. Und sie haben es gehalten, die braven Leute, ohne zu ermüden, ohne Gegenleistungen zu fordern, zu nehmen, bis ich sie nach dem in Europa abgeschlossenen Waffenstillstand verließ.

Und jenseits des Kâtelandes, weiter im Westen, wo die Besten der Kâtejungen im Stamm der noch in den ersten Anfängen der Missionierung stehenden Hubeleute als farbige Vorarbeiter des Sattelberger Missionars in kleinen, abgelegenen Hilfsstationen wirkten, sollte ich seltene Beispiele von Treue und Durchhaltenkönnen, auch unter den schwierigsten Verhältnissen, erleben.

Wie lebendig erinnere ich mich noch der Anrede eines Gehilfen in Joangeng auf dem Ostabhang des Mongi-Flußtals,

wohin die Kunde von meinem Einmarsch noch nicht gedrungen war!

„You be english?“ (Bist du ein Engländer?) redete mich der in der Nähe des breiten und sauberen Anmarschweges mit Feldarbeit beschäftigte Stationsgehilfe an und vertrat mir den Weg, als ich mich, meiner Kolonne ein gut Stück voraus, der reingehaltenen Hausgruppe näherte. Seinen mich von oben bis unten musternden, zweifelnden und abweisenden Blick werde ich nie vergessen. Meine vorher nie gesehene Schutztruppenuniform, die Kunde von einem zu erwartenden Anrücken australischer Beamter hatten ihn mißtrauisch gemacht.

„Me no get place b'long sleep, no house b'long set down for you, kaikai no got, suppose you be english.“ („Ich habe keinen Schlafplatz, kein Haus zum Niedersitzen für dich, auch kein Essen, wenn du ein Engländer bist.“) Und wie änderte sich sein ganzes Verhalten, als er mit Hilfe seiner nun aufgeschlossenen Landsleute belehrt wurde, daß ich der deutsche „Master Haumann“ sei, der sich den Feinden nicht ergeben wolle!

Mit lauten, ungeduldigen Rufen versammelte er die Weiber der Station, trieb sie zur Eile, das Unterkunftszimmer zu säubern, in dem der Missionar zu übernachten pflegte, und ein Mahl: Hühner, Eier, Bohnen, Yam, Taro und Süßkartoffeln herzurichten.

„Me fellow like you and alltogether German too much, me fellow work finish some fellow chrismas b'long Rabaul, b'long work b'long policeman. Now me like to make work b'long you, maski me go loose work b'long missionary“, d. h.: „Ich habe dich und alle Deutschen gern; ich habe einige Jahre in Rabaul als Polizeisoldat gearbeitet. Jetzt will ich dir dienen, gleichgültig, ob ich meine Anstellung bei der Mission einbüßen werde.“

Und wie lange hielt er es bei mir aus! Leistete die treuesten Dienste, bis eine schwere Krankheit ihn zur Missions-

arbeit zurückzwang! In Scharen tutete er dann mit dem Muschelhorn die umwohnenden Hube herbei und erzählte ihnen bis in die Nacht hinein von dem großen und tüchtigen „Kaisa Wihem", daß ich ein „Boy belong Kaisa Wihem" sei und daß mir alle gegen die „bösen" Engländer helfen müßten.

Den gleichen, aufrichtigen Empfang erlebte ich in den kommenden Tagen und Wochen auf allen weiter westlich, bis zum Aufstieg auf den Hochgebirgsstock des Saruwaged heran vorgetriebenen Gehilfenstationen Kulungtufu, Tobou und Burrum; ein glänzendes Zeugnis für die erfolgreiche Arbeit des Sattelberger Missionars Ch. Keyßer. Eine kurze Aufforderung von ihm — mündlich von Dorf zu Dorf weitergegeben — hatte genügt, um die von ihm erzogenen Eingeborenen an seine Lehren zu erinnern und diese in die Tat umsetzen zu lassen, ohne daß er hinter den Leuten mit Ermahnungen und direkter Nachhilfe stehen mußte.

Der überraschend große Einfluß dieser auserlesenen Käte-Jungen auf die in den allerersten Anfängen der Missionierung stehenden Hube-Ortschaften hatte zur Folge, daß auch diese der Expedition jede Unterstützung zuteil werden ließen, die von ihnen gefordert wurde, und brachte mich in die Lage, neben der beschränkten Anzahl Gewehre mehrere hundert Hilfsvölker gegen etwaige Angriffe des Feindes einzusetzen.

Die vorzügliche Beschaffenheit des Mongi-Flußabschnittes veranlaßte mich, in Kulungtufu, der auf den westlichen Hängen des Tales gelegenen Hilfsstation, Quartier zu beziehen und alle Vorbereitungen zu treffen, um den Übergang über den sechshundert Meter tief eingeschnittenen reißenden Fluß im Fall eines Einmarsches der Australier zu halten. Auf einen Tagemarsch nach ober- und unterstrom war hier die einzige Übergangsmöglichkeit über dieses Gebirgswasser, die Bambusbrücke war leicht zu zerstören, der steil zu ihr abführende Annäherungsweg konnte vollkommen bestrichen werden. Mit welchem Eifer beteiligten sich Käte und Hube an dem Einexerzieren der Ver-

teidigungsmaßnahmen! Sie wollten gar nicht mehr damit aufhören.

Doch sollte es nicht dazu kommen, diese Manöver in die Wirklichkeit umzusetzen, und ich darf nicht einmal sagen „leider", da sich der Gegner an den Missionsstationen schadlos gehalten hätte und unter Zerstörung der bisher geleisteten Arbeit zur Deportation der sämtlichen Missionsangehörigen geschritten wäre. Diese Rücksichtnahme ist es ja auch gewesen, die mich davon abhielt, durch kleine Offensivunternehmungen gegen die Küste hin zu versuchen, den Gegner zu schädigen.

Der unter dem Distriktsoffizier von Morobe unter großtönenden Reden und fürchterlichen Drohungen inszenierte Versuch, meine Truppe zu fangen und als Kriegsgefangene davonzuschleppen, kam nicht über die westlichste Missionsstation Sattelberg hinaus; die „dicken" Berge, die sich etwa einen Tagemarsch westlich der am meisten inlandwärts befindlichen Station der Lutherischen Mission auftürmen, scheinen dem persönlich die Ostabteilung führenden australischen Captain zu schwierig gewesen zu sein. Seine unter dem Kommando eines Unteroffiziers stehende Südabteilung, die, von der Bulesom-Mündung nach Norden vorstoßend, eine Umgehungsbewegung auszuführen hatte — mein Aufenthalt schien also dem Gegner ziemlich genau bekannt zu sein — wurde um die gleiche Zeit, zwischen dem 12. und 15. April, in dem unbewohnten Urwaldgelände in der Nähe des Vereinigungspunktes der Mongi- und Burrum-Flüsse nach einigen gewechselten Schüssen zur Umkehr veranlaßt. „Der Feldzug" 1915 endete mit der Abnahme des Neutralitätseides auf den von dem britischen Offizier berührten Missionsstationen, mit strengen Drohungen an Europäer und Eingeborene, im Fall sie mich irgendwie unterstützen oder Nachrichtenverbindungen mit mir unterhalten sollten. Warnung vor sofortiger Deportation, Einäschern der Eingeborenendörfer sollten den Androhungen den nötigen Nachdruck geben. Die treuen Käte vermochte all dies jedoch nicht im geringsten einzuschüchtern! Gegen Ende des Monats traf ein Neuguinea-

boot mit meiner sehnlichst erwarteten Konservensendung ein; treue Farbige nahmen sie heimlich von Bord und schleppten sie zu mir ins Inland. Wie froh gebärdeten sie sich, als ich die Säcke und Kisten öffnete und sie den reichen Vorrat sahen, waren sie doch davon überzeugt, daß ich auf die Dauer nicht imstande sein würde, lediglich von Eingeborenennahrung zu leben. Und was für eine Nachricht kam gleichzeitig mit: „Mit jeder Post erwarten wir die Friedensmeldung; schon der nächste Dampfer kann sie mitbringen." Schon überlegte ich, ob ich nicht näher an die Küste heranrücken solle, um nicht das Friedensboot zu verfehlen und beim Abzug der Australier zugegen zu sein. Doch wollte ich nicht die Mission durch mein Erscheinen in der Küstengegend gefährden, und wie vermochte ich die nagende Ungeduld besser zu meistern als dadurch, daß ich mich in dem Land der Hube und der westlich sich anschließenden Burrumleute umsah, das Rawlison-Gebirge von Norden her kennenlernte, die geographischen Verhältnisse des großen Cromwell-Stockes untersuchte, in die Sitten und Gebräuche des treuen Kâte-Völkleins näher einzudringen versuchte.

Jedes Dörflein, jedes Gehöft besaß eine deutsche Flagge, die aufgezogen werden mußte und mit Stolz gehißt wurde, sobald sich irgendein Weißer, sei es ein deutscher Missionar, sei es ein Anwerber oder ein britischer Feind näherte. Dieses offene und freudige Bekennen zum Deutschtum war die Frucht der großartigen Erziehungsarbeit des Sattelberger Missionars Ch. Keyßer. Sogar gegen den Willen und den ausdrücklichen, an alle Farbigen gegebenen Befehl des Missionsseniors, mir ja keine Unterstützung angedeihen zu lassen, damit ich gezwungen sein würde, mich aus Lebensmittelmangel dem Gegner zu stellen, bewährte sich diese Erziehungskunst. Strafandrohungen, das Absetzungsdekret gegen einen farbigen Missionsgehilfen, schlossen die Kâte-Leute nur noch enger an mich an, ließen sie nur noch fester in ihrem Entschluß werden, ihr anerzogenes Deutschtum in die Tat umzusetzen.

Was hier im Lande der Kâte an Organisations-Arbeit und

an Erziehung zur Selbstzucht in sechzehn Jahren geleistet worden ist, gereicht dem leitenden Missionar Keyßer zur hohen Ehre. Gut geführte, abgegrabene Wege von durchschnittlich drei Metern Breite durchziehen das Mittelgebirgsland bis sechzig Kilometer westwärts und verbreiten sich netzartig im Umkreis der Hauptstation Sattelberg über die etwa fünfundzwanzig Niederlassungen der Eingeborenen. Kein Bezirksamt, keine Regierungsstation in Neuguinea kann sich eines derartig ausgebauten Wegenetzes rühmen; in jedem Ort trifft man ein sauberes Unterkunftshaus an, das mit Bett, Tisch und Stühlen ausgestattet ist; die Hütten der Bewohner, deren Stilart (Pfahlbauten von rechteckigem Grundriß mit Verandavorbau) erhalten ist, zeigen das fortgesetzte Bestreben der Leute, ihre Heimstätten zweckentsprechender und wohnlicher zu machen. Der Feldbau geht in peinlicher Ordnung, nach gesammelten Erfahrungsmaßregeln und nützlichen Grundsätzen vor sich — d e r e i n e Missionsdistrikt Sattelberg hat allein mehr Hacken und sonstiges Feldgerät an seine Zöglinge verkauft als die sämtlichen übrigen Distrikte der lutherischen Mission zusammengenommen. Und nicht nur für ihren eigenen Bedarf sorgen die Leute; nein, auf weitläufigen Äckern ernten sie Kartoffeln, Erdnüsse, Bohnen, Gurken und Tomaten, die sie neben ihren einheimischen Feldfrüchten gegen Bargeld an die Missionsstationen verhandeln. Diese gute Einnahmequelle dient ihnen zur Beschaffung von Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, von Arbeits- und Ackergeräten, die sie sachgemäß und Verbesserungen suchend verwenden, wie denn hier das sonst überall anzutreffende lächerliche Nachahmen des Europäers in keiner Weise zu finden ist. Dafür tritt allerorts das Bestreben sichtbar zutage, die Lebenshaltung würdiger, sachgemäßer und höher zu gestalten, mehr zu leisten. Diese Bemühungen werden durch straffe Dorforganisation, durch gewählte Oberaufseher in einen festen Rahmen eingefaßt. Jede Verfehlung gegen die Sitte, vor allem jedes Drückertum und Faulenzertum wird strenge geahndet, mit der Prügelstrafe (welche sie selbst als das entsprechendste Zuchtmittel bezeichnen

und die sie sich auch nicht durch wiederholte Verbote der sie besuchenden australischen Offiziere nehmen ließen) und Strafarbeiten außerhalb der Heimatsorte unter ständiger Aufsicht belegt. Die Unparteilichkeit und Selbstzucht der Aufsichtsorgane, die ihrerseits der Gesamtgemeinde für alle Anordnungen und Strafen verantwortlich sind, hat bereits einen hohen Grad erreicht. Diese in sie eingepflanzte innere Überzeugung in ihrem Tun und Lassen ist es ja auch gewesen, was sie während der nun folgenden Jahre der gemeinsam getragenen Hoffnungen und Enttäuschungen, Gefahren und Strapazen fest zu mir, dem „Boy b'long Kaisa Wihem" stehen ließ, was ihnen den sich fortgesetzt mehrenden Einfluß auf die noch wilden Hube- und Burrum-Stämme verschafft hat.

Letztere Völker besuchte ich alle während der Südwintermonate, hinauf bis zu den am meisten bergwärts auf über zweitausend Metern Meereshöhe gelegenen Ortschaften. Ursprünglich mit den Käte verwandt, haben sie sich durch jahrhundertlange Fehden und ebensolange zurückreichende Inzucht von ersteren und unter sich selbst gänzlich losgetrennt, so daß man glauben könnte, ganz verschiedene Stämme vor sich zu haben. So groß sind die Sprachunterschiede, so gering der gegenseitige Zusammenhang, der nun infolge der Missionierungsarbeit wieder enger geknüpft zu werden beginnt.

Neu für mich war in den Gebirgen der Finschhafen-Halbinsel die Haartracht der Papua, die alle dem weitverbreiteten „semitischen" Typ angehörten. Die nie geschnittenen, wirren Kraushaare sind mit einem mächtigen Netz umspannt, das den im Haar angesammelten Staub und Schmutz ebenso sorgfältig bewahrt wie die Heerscharen von Läusen und anderem Ungeziefer, nach welchem man die Leute in jeder Ruhe — das ist meistens Eßpause — Jagd machen sieht. Nie konnte ich beobachten, daß diese Kuchenfrisur jemals ordentlich ausgekämmt oder gar gewaschen wurde, wenn sie nicht, wie der sonst nie mit Wasser in Berührung kommende Körper, von einem plötzlichen Platzregen überrascht worden war. Meist hängt dieser

Haarkuchen tief über die Ohren herunter, in denen man allzu oft den Schmutz von Monaten angestaubt beobachten kann. Das würde den Eingeborenen weiter nicht belästigen, wenn nicht das Hörvermögen darunter leiden würde, das er in der unaufhörlichen Kampfzeit und zu Jagdzwecken so notwendig braucht. Nun, dann setzt er eben eine Käferart in die dem Tierchen gerade noch Raum gebende Ohrmuschel und läßt dieses den blockierten Gehörgang ausräumen. Nicht ungern hörten meine Kâtejungen, welche durch ihren Missionar zu einem hohen Maß von Reinlichkeit erzogen waren, deren einstmals gleich unordentliche Haartracht mit Messer und Schere auf ein ordentliches Maß zurückgeführt war, die an Stelle der Bastlendenschnüre saubere Lendentücher trugen und zum Schutz gegen die Bergkühle meist mit einem reingehaltenen Unterhemd oder einer Weste bekleidet waren, meinen neckenden Anspielungen auf ihr einstmaliges Aussehen zu und bezeigten ihre aufrichtige Freude darüber, daß sie doch bereits in der „Kultur“ etwas vorgeschritten waren. Ganz unerklärlich ist das Vorkommen von echten blonden Haaren in einer Reihe von diesen Bergdörfern, eine Erscheinung, die weder mit Albino-Blond noch mit der an der Küste verbreiteten Sitte, die Haare gelbrot zu färben, etwas zu tun hat.

Die Hütten, bei den Kâte infolge der Missionierung zu größeren oder kleineren Dörfern zusammengezogen, weiter im Westen nur Einzelgehöfte bildend, um endlich in den westlichsten Hochtälern der Halbinsel in gemeinsame, dorfartige, offene Ansiedlungen überzugehen, sind durchweg Pfahlbauten von rechteckigem Grundriß, meist mit einem verandaartigen Vorbau versehen, einräumig und küstenwärts mit einem Sagoblattdach, im weiteren Hinterland mit dem wärmeren Grasdach bedeckt. Vor Jahrhunderten wohl durch die Malaien eingeführte Schweine und Hühner, die bereits stark degeneriert sind, magere, den australischen Dingos verwandte und wie diese des Bellens unkundige Hunde sind die einzigen Haustiere. Zuweilen beleben jung gefangene Kasuare, die sehr zahm werden, und weiße

Kakadus die ziemlich rein gefegten Orts- und Gehöftsplätze; man hält letztere, ebenso wie die bevorzugten weißen Hähne, wegen ihres blendend weißen Gefieders und der gelben Schopffedern, um die beliebten weißen Federn zur Herstellung des Tanzschmuckes gleich bei der Hand zu haben. Lediglich die weiblichen Schweine werden aufgezogen, die Eber verwildern rasch im nahen Bergwald, von wo aus sie ihre die Felder verwüstenden Streifzüge unternehmen und in der Paarungszeit das Fortpflanzungsgeschäft mit den geblendet in der Ortsnähe sich Nahrung suchenden weiblichen Tieren besorgen. Dieses Blenden der Schweine nach eingetretener Geschlechtsreife bezweckt das Verwildern der weiblichen Tiere zu verhindern, die auf die ihnen von den Eingeborenen gereichte Nahrung angewiesen sind. Diese grausame Behandlung der Tiere, gegen die auch die Missionare zunächst noch machtlos sind, steht in auffallendem Gegensatz zu der liebevollen Sorge, welche den Ferkeln beim Aufzuggeschäft bezeigt wird. Eingeborenenfrauen, das eigene Kind an der einen, ein Jungschwein an der anderen Brust säugend, sind ein regelmäßig wiederkehrendes Bild im Innern Neuguineas. Die nur von Unrat lebenden, jämmerlich aussehenden und noch jämmerlicher heulenden Hunde werden zur Jagd abgerichtet, doch taugen sie mehr, an Festen die Fleischkost zu strecken, vor allem das gebräuchlichste Tauschobjekt, die zur Herstellung des Brust- und Stirnschmuckes und zur Verzierung von Netztaschen beliebten Hundezähne zu liefern.

Yam, Taro, Süßkartoffeln und Zuckerrohr sowie einige Gemüsearten werden in den zur Not den Jahresbedarf deckenden, etwas vernachlässigten Feldern angebaut. Die Tabakstaude ist hier überall gepflegt und liefert ein unheimlich starkes Rauchkraut, dessen Duft gemeinsam mit den zu Deckblättern verwendeten frischen grünen Urwaldblättern ein fast unerträgliches Aroma zeigt. Das Kauen der Betelnuß, von den Kâte bis zur Leidenschaft gepflegt, ist bei den Hube und den westlich von ihnen hausenden Völkern unbekannt. Die Erklärung ist einfach; auf Höhen über achthundert Metern kommt die Areka-Palme

entweder überhaupt nicht mehr vor, oder sie trägt keine Früchte mehr.

Mit dem bei allen Papuastämmen selbstverständlichen, offen gezeigten Kannibalismus, über den später noch zu reden sein wird, geht die Vielweiberei Hand in Hand. Das Weib ist Geldwert, ein Stück gekauften und sehr teuer bezahlten Besitzes, so daß sich nur Wohlhabende mehrere leisten können. Um so verwunderlicher sind die häufigen Selbstmorde, welche Männer beim Ableben ihres Weibes begehen, das sie bei Lebzeiten doch herumgestoßen und verprügelt haben, dessen Ehebrüche ihnen gleichgültig waren oder von ihnen mit gleichem wiedervergolten wurden. Wie oft wurde mir, wenn ich mich bei einer Trauerfeier nach dem nun verwitweten Ehegatten erkundigte, mit gleichgültiger Miene geantwortet: „Eben hat er sich aus Kummer an dem in seinem Acker stehenden Fruchtbaum erhängt!"

Eine Welt von Rätseln, Gegensätzen, dieses Innere von Neuguinea mit seinen Papua, die jedem Versuch, zu verallgemeinern, spotten! Rätselhaft in ihrem Animismus, ihrem Geister- und Zauberglauben, der all ihr Tun und Lassen beeinflußt, hinab bis zu ihren täglichen Verrichtungen. Rätselhaft und der Gegensätze voll das Land selber, das ich in den folgenden Jahren durchstreift habe!

Der Südsommer, unser Winter, war mächtig im Anrücken, der Nordwestmonsun hatte wieder eingesetzt und nur gering vermehrte Niederschläge mit sich gebracht; von gegnerischen Versuchen, uns aufzuheben, war seit Kapitän Nelsons frühzeitig abgebrochenem Zug vorderhand nichts mehr zu hören.

Aber auch alle Hoffnungen auf ein baldiges Kriegsende hatten sich als trügerisch erwiesen. So gewann denn in mir, der ich über die kriegerischen Ereignisse in Europa vollkommen im dunkeln blieb, der alte Plan neue Kraft, zu versuchen, nach Holländisch-Neuguinea durchzukommen. Die Vorbereitungen wurden mit allem Nachdruck getroffen und zu Ende geführt, so daß um die Jahreswende 1915/16 eine kräftige, erlesene Schar

die von der Grenze des bewohnten Gebietes aufsteigenden Osthänge des Saruwaged-Hochstockes hinaufklettern konnte.

Schon von der Mongi-Gehilfenstation aus hatte ich eine markante Pyramide mit ihrem gelbleuchtenden Grasbewuchs in den blauen Himmel hinaufstarren sehen; noch weiter küstenwärts hatte ich auf einer bewaldeten Bergnase durch eine Lichtung hindurch einen Einblick in den östlichsten Block des Hochplateaus gewonnen, und das großartige Bild hatte einen stark lockenden Reiz auf mich ausgeübt. Wie die Wälle einer von Titanenhand errichteten Bergfeste stiegen die steilen, in der Morgensonne strohgelb aufleuchtenden, grasbewachsenen Hänge über die Urwaldgrenze empor. Die nur wenige hundert Meter über die Hochfläche hinausragenden, sie ringsum einschnürenden Kuppen schauten wie Söller und Zinnen in die 4000 Meter Tiefe hinab. Diese Gigantenburg zu bezwingen und von ihr aus den weiteren Vormarschweg zu dem 900 Kilometer entfernt liegenden neutralen Land zu finden, war nun unsere nächste Aufgabe. An der Küste entlang, sei es auf dem Landweg, sei es zu Wasser, Holländisch-Neuguinea zu gewinnen, wäre wegen der verräterischen Haltung der melanesischen Küstenbevölkerung, die durch Versprechen und Belohnungen von den Briten aufgehetzt war, nicht möglich. Das Klettern entlang den Gebirgshängen in Höhe der höchstgelegenen Eingeborenenniederlassungen war nach meinen bisherigen Erfahrungen viel zeitraubender und anstrengender als der Marsch auf der übersichtlichen, schmalen Hauptwasserscheide. Denn die tief eingeschnittenen Talschluchten, die oft nur mit Hilfe von Kletterseilen zu überwinden waren, erforderten fortwährendes Auf und Ab über tausend Meter Höhenunterschiede. Außerdem berichteten die Bewohner dieser Gegenden das Ersterscheinen des weißen Mannes durch Trommeln und Tuten sofort talabwärts zur Küste zu, so daß, wie ein später unternommener Versuch bewies, es dem Gegner leicht gemacht worden wäre, an einer oder an mehreren geeigneten Stellen einen Riegel vorzulegen.

8
Erster Durchbruchsversuch


as letzte und höchstgelegene Gehöft der Burrum-Leute hatten wir auf etwa 2000 Metern Höhe hinter uns gelassen; wir waren zuerst im Regenwald, dann im tropfenden Mooswald untergetaucht, wo das Marschieren nur noch auf den schlüpfrigen Stelzwurzeln der Baumriesen vor sich geht, wo kaum ein festes Fleckchen zur Errichtung des kleinen Zeltes gefunden werden kann. Auf 2700 Metern Seehöhe überquerten wir Farngrasflächen von größerer Ausdehnung, wie sie mir bereits in den Grenzgebieten begegnet waren, nur daß hier große Weiher und Teiche das eintönige Bild belebten, in deren Schilfumsäumung schmackhafte kleine Enten ihre Nistplätze hatten. Den Mongi-Fluß, an dessen Hängen wir im Frühjahr unsere Verteidigungsmanöver ausgeführt hatten, trafen wir hier in seinem obersten Lauf wieder an. Lustig eilte er in großen Windungen durch die eingeengte Ebene dahin; wir machten, leider erfolglos, Jagd auf Fische, und in seinen kühlen Fluten nahm ich zum Entsetzen meiner Begleiter ein erfrischendes Bad. Der flüchtige Besucher oder Durchreisende glaubt meist, wenn er an die Kaskaden der Oberläufe der Gebirgsflüsse gekommen ist und die jäh aufsteigenden Bergwände vor sich aufgetürmt sieht, in deren Schrunden die Wasser in tosenden Fällen herabstürzen, daß er die Quellen erreicht hat; aber die vor ihm aufgebaute Bergwand ist nur eine Terrasse, hinter der, von seinem Standort aus unvermutbar, sich neue, flachere Bergrücken und weit zurückgelegen Kuppen, Plateaus und oft ebenengleiche Täler fortsetzen, in denen der eigentliche Oberlauf und die Quellen der Flüsse zu suchen sind.

So nur sind die kartographischen Irrtümer zu erklären, die wir auf den Karten auch neuesten Datums finden, auf denen große Flüsse, oft auch Ströme, an einer Gebirgswand plötzlich abbrechen, so daß das falsche Bild mehrerer paralleler Hochgebirgszüge im Innern Neuguineas entstehen konnte, die die Mitte der großen Insel von Ost nach West durchziehen.

So haben auch die Engländer die von den ausgedehnten Niederungen des Papua-Golfes gesichteten Gebirgsabstürze an der deutsch-britischen Grenze für den Verlauf der zentralen Wasserscheide gehalten, was sie dazu verführte, die großen, dem Papua-Golf zustrebenden Flüsse, oft unvermittelt, an der Grenzterrasse abbrechen zu lassen, während in Wirklichkeit die Hauptwasserscheide tief in deutsches Gebiet zurücktritt und die gut besiedelten Oberläufe der nach Süden abströmenden Flüsse weit in deutsches Land einschneiden.

Der letzte Aufstieg von den Farngrasflächen, die durch eine Unmenge von Wallabis und anderen Beuteltieren belebt sind und von den Eingeborenen in den wärmeren und regenärmeren Monaten zu Jagdzwecken besucht werden, die steilen Hänge hinauf bis zur etwa 3200 bis 3400 Meter hoch gelegenen Waldgrenze ist durch wunderschöne Waldszenerien abwechslungsreich gemacht. Bald wurde der auf hohen, moosbewachsenen Stelzwurzeln stehende Mooswald, den verschiedene Arten Baumorchideen und unzählige Gattungen von anderen Parasitenpflanzen, wie Flechten, und Farne, schmücken, von einem in allen Tönen der grünen und rotbraunen Farbe schillernden Farnbaumwald abgelöst, der in den felsigen Kalkschluchten eine nie geschaute Üppigkeit erreicht; hier scheint ein Stück der altgeologischen Periode mit ihren ausgestorbenen Riesenfarnbäumen vergessen stehngeblieben zu sein. Die Dichtigkeit des Blätterdaches läßt auf dem Erdboden keinen Pflanzenwuchs mehr zu, und die abgestorbenen, regellos umhergestreuten und sich auflösenden rotbraunen Farnwedel täuschen dem Eindringling die leuchtende Bodendecke eines heimatlichen

Nadelwaldes vor. Doch schon nach mehrstündigem Klettern und Steigen in dem fremdartig schönen übriggebliebenen Eckchen eines „verlorenen Paradieses“ wird diese Täuschung zur Wahrheit. Der Wanderer tritt in einen Koniferenbestand ein, dessen schlank aufgeschossene, himmelragende Stämme einem Wald von Schiffsmasten vergleichbar sind, den man allerdings lieber in der Küstennähe als in dieser unerreichbar weiten und so schwierig zu ersteigenden 3000-Meterregion stehen sehen würde. Ebenso regelmäßig wie der fehlerlose Stamm ist der feinaderige Bau der Astkrone dieser neuen Araukarienart, die ich nicht in die bisher angetroffenen vier Gattungen einreihen konnte. Auch hier fehlt fast jedes Unterholz, und es war ein herrliches Wandern in der harzdufterfüllten Waldesluft! Leider sind diese reichen Nutzholzbestände einem langsamen, aber sicheren Untergang geweiht, da die von den Eingeborenen alljährlich zu Jagdzwecken entfachten Grasbrände regelmäßig einen breiten Rand der Waldungen wegfressen. Wenige Wochen danach verbreitet sich eine rasch aus der düngenden Asche hervorsprießende, harte und holzige Büschelgrasart über das Baumleichenfeld und unterdrückt jedes andere Wachstum. Nur der die Waldgrenze bildende breite Rhododendrongürtel widersteht dem verheerenden Feuer, seine unbeschreiblich schöne rote Blütenpracht, die Unmenge kleinster, buntgefärbter Kolibripapageien, welche in seinen Zweigen spielen, mäßig ausgedehnte Buchsbaum- und Tujaparzellen, hochstenglige und großblütige Balsaminen, im blendendsten Weiß und zartesten Violett schimmernd, geben dem Aufwärtsstrebenden den letzten Scheidegruß des nun zurückbleibenden Höhenwaldes mit, ehe er in die großartig öde, alles bisher Geschaute an Fremdartigkeit übertreffende, weite Grasregion eintritt.

Hier an der Waldgrenze sind zahlreiche, meist verfallene Jagdhütten oder Schutzdächer einfachster Art anzutreffen, welche die Eingeborenen in der günstigen Jahreszeit bevölkern, um wochenlang der Jagd auf das in allen Spielarten hier reichlich

vorkommende Beutelgetier obzuliegen. Sie erlegen es mit Pfeil und Bogen, durch Grasbrände und Fallen, und lassen es in ihrem unersättlichen Magen verschwinden. Nur einen geringen Teil der Beute nehmen sie geräuchert oder nur getrocknet in ihre 2000 Meter tiefer gelegenen Ortschaften mit hinunter. Diese Hütten waren es, die während der Durchbruchsversuche in den nun folgenden Jahren unsere elenden Nachtlager und Rastplätze bildeten, wenn wir nicht in höhlenartigen Felsgebilden einen geschützteren Unterschlupf fanden. Zu ihnen hieß es täglich von 4000 Metern Höhe hinuntersteigen, um wenigstens ein Fleckchen trockenen Bodens zu haben und dürftiges Feuerholz zu erhalten. Und wie oft vermochten wir trotz stundenlangen Suchens in dem fast regelmäßig gegen elf Uhr vormittags einfallenden und den ganzen Tag über andauernden Nebel nicht einmal diese jämmerlichen Ruhestätten zu finden! Dann hieß es, die erstarrten Gliedmaßen in irgendeinem Felsloch, dessen Wände tropften, dicht zusammengedrängt an einem mehr rauchenden als glimmenden Holzknüppel erwärmen und über einer kaum züngelnden Flamme die mehr als einfache Mahlzeit rösten, die feuchten, hartgefrorenen Kleidungsstücke trocken zu kriegen.

Schon in der über 2500 Meter hoch gelegenen Waldzone hatten meine tapferen farbigen Begleiter unter den niedrigen Temperaturgraden stark gelitten, ihr Husten war fürchterlich anzuhören, am liebsten wären sie den ganzen Tag über an dem dort noch reichlich zu beschaffenden Feuerholz liegen geblieben; schaudernd hatten sie zugeschaut, als ich in dem Quellfluß des Mongi ein erfrischendes Bad genommen, während sie selbst das klare und gute Wasser nur angewärmt zu trinken vermocht hatten, weil es ihnen in ungekochtem Zustand die Zähne „verschlug", wie sie sich von jenen Höhen ab nur mehr mit lauwarmem oder heißem Wasser wuschen, da ihre Glieder bei der Berührung mit dem eiskalten Wasser schmerzten.

Als wir nun im Dezemberbeginn aus der Waldgrenze hinaustraten und eine lange, glacisartig ansteigende Farn- und

Grasfläche überschritten und nach Nordwesten dem Eingang der Saruwaged-Hochburg zustrebten, da schienen sie alle noch einmal so klein zu sein, so stark zog sie die von einem steifen Nordwest beißend gemachte Hochgebirgstemperatur zusammen. Hatten wir doch in der vergangenen Nacht bereits nur noch drei Grad Celsius abgelesen. Doch ein zügiger Marsch von nahezu vier Stunden, das höher stehende Tagesgestirn, die schwere Lastenbepackung ließ uns alle bald warm werden, und schweißtriefend erreichten wir am späten Vormittag den Gipfel des Tiktaknan, einer markanten Erhebung von der Form einer regelmäßigen, abgestumpften Pyramide, welche den Eingang in das Hochplateau des ersten Hochstockes nach Süden zu einengt.

Hu! Wie pfiff der eisige Nordwest über die langgestreckte Graskuppe hinweg! Vor Kälte schauernd, suchten wir in den Bodenfalten und an der Leeseite der 3750 Meter hohen, etwa 300 Meter über ihre Umgebung schauenden Kuppe vor den Windstößen Schutz, die bald Nebelfetzen vor sich herjagten. Nur mit schlotternden Knien und wärmenden Armbewegungen vermochte ich das ungemein schöne Rundbild in mich aufzunehmen und in mein Routenbuch einzutragen; kaum konnten die erstarrten Finger den Bleistift führen, den Kompaß richten.

Unendlich dehnte sich im Norden und Nordwesten die See aus. Aus ihrer durch die eigenartige Sonnenbestrahlung milchweiß gefärbten Oberfläche lugten die der Küste von Kaiser-Wilhelmsland vorgelagerten großen und kleinen Inseln wie winzige dunkle Warzen hervor. Im Osten verdeckte der breite Rücken des Cromwellberges die weite Sicht. Von meinem Standpunkt aus gesehen, schien er kein Bergstock mit jäh abfallenden Hängen, eher eine sanft geneigte, konvex gebogene Hochfläche zu sein. Seine schmale Verbindung mit dem Hauptstock Saruwaged konnte der ganzen Länge nach übersehen werden. Was als Cromwellberg bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit nur der östliche Ausläufer des Saruwaged, welcher den Cromwell als äußersten Strebepfeiler nach Osten vorschiebt.

Im Süden und Südosten erglänzten die Wasser des Hüongolfes, welchen die jähen, dunkel bewaldeten Küstengebirge scharf nach Westen begrenzten. Im fernsten Süden blauten die Höhen und Hänge der zentralen Wasserscheide herüber, die ich vor vierzehn Monaten hatte bezwingen müssen. Lange ruhte der Blick auf der breiten, hellgrünen Ebene des Markhamstromes, auf dem vor einem Jahre unsere Floßflottille hinabgeschwommen war. Langsam löften sich aus dem weiten Tal, von der wärmenden Sonne emporgezogen, eine Unzahl kleiner Haufenwölkchen wie Riesenschneeflocken los, stiegen in die Höhe und ballten sich zu größeren Wolken zusammen, bis sie einen blendend weißen Vorhang bildeten, der das Tiefland unseren Blicken entzog. Nach Süden und Südwesten zu glitt das Auge haltsuchend an den Hunderte von Metern steil abstürzenden Berghängen des Hochgebirgskranzes hinauf und hinunter, um endlich in dem offen vor uns liegenden welligen Hochplateau zu weilen. In der Hauptsache von Südost nach Nordwest streichend, dehnte es sich auf etwa zehn Kilometer nach der Breite aus und war ringsum von einem Höhenkranz eingeschlossen, so daß uns das Ganze wie ein Riesenkrater entgegengähnte. War es ein Reststück der viele Jahrtausende vorübergegangenen Riesenfarn- und Schachtelhalmperiode oder des altgeologischen, längst verschwundenen Gondwanalandes, das wir hier schauen durften? So fremdartig war der Charakter dieses Hochlandes, dessen monotoner Grasbewuchs lediglich durch geisterhaft aussehende Farnbäume einer vorher nie gesehenen Art belebt wurde. Spärlich und einzeln stehend, sind sie umgedrehten großen chinesischen Marktschirmen zu vergleichen, erinnern sie an die Tanzmasken bei den Duckducktänzen auf dem Inselgebiet der Südsee. Sie standen in der Nähe von sumpfigen Stellen, spärlicher auf den steil ansteigenden Geländewellen oder begleiteten die mäanderartig die Hochfläche durchziehenden kleinen Flüßlein.

Neugierig und gespannt stiegen wir hinab in den Hof der Titanenburg. Werden wir in ihr ein Obdach für die Nacht,

Feuerholz zum Wärmen und Kochen finden? Was wird jenseits des engen Ausgangsloches im Hügelkranz sein, das ich als unseren nächsten Marschrichtungspunkt gewählt hatte und dessen eigenartige, tunnelähnliche Form noch mehr den burgartigen Charakter des Hochmassives betonte? Wie leicht war hier oben das Marschieren! Lange, ebene Strecken, leicht zu überwindende, von Norden nach Süden streichende, nicht über 100 Meter die Ebene überhöhende Geländewellen; Sumpfbecken, in denen saftiges Gras mit einer Unmenge von Blumenkindern das harte Büschelgras, an dem wir uns die Knie wundstachen, vertraten! Große Wasserlachen, Teiche, Seen von über Mannstiefe und zuweilen einen Durchmesser von über 300 Meter aufweisend, und vor allem die erquickend kühle Bergluft, die im Gegensatz zu den schwülen Urwaldgegenden das Laufen und Steigen so leicht machte! Woher kamen die Risse im Boden, die breiten Spalten, auf deren Grund aus 0,5 bis 1 Meter Tiefe helles, klares Wasser heraufschimmerte? Wie ein ausgetrockneter Moorgrund sah das Ganze aus, der sich auf einer etwa ein Meter tiefer gelegenen, undurchlässigen Kalkschicht gebildet hatte. Woher die Seen mit ihren Schilfufern, an denen kleine, köstliche Enten auf 3800 Metern Höhe nisteten? Wuchs denn hier oben nichts anderes als das stachelige Büschelgras und die spärlichen Farnbäume, deren Stammeszellen von Wasser vollgesogen waren? Gab es hier keine zerfetzte Koniferenart, kein hartholziges Gebüsch, nichts, was zum Herstellen eines wärmenden Feuers oder zum Abkochen unserer spärlichen Nahrung hätte verwendet werden können?

Stundenlang hatte uns bereits ein dichter Nebel eingehüllt, der kaum Sicht auf zweihundert Meter gestattete und mich zwang, nach dem Kompaß zu marschieren, um das am Vormittag angepeilte Ausgangsloch aus dem Bergkranz zu finden. Es gelang uns nicht; müde von dem langen Herumirren, vor Kälte unter dem Nebel schaudernd, der sich nun in eiskalten Regen auflöste, mußten wir an die Suche nach einem geeigneten



Sawurageb
Erstes Massiv aus 170 km Entfernung von Südosten gesehen

Lagerplatz für die Nacht gehen. Ein schmales Loch, durch welches der stürmische Wind die Nebel hereinblies, wurde uns zum Ausfalltor, durch das wir auf steil geböschtem Grashang der fünfhundert Meter tiefer gelegenen Waldgrenze zustrebten. In ihrer Nähe schlugen wir das dürftige Zelt auf, da wir zum Suchen einer etwa vorhandenen Jagdhütte zu ermattet waren. Ein stark qualmendes, kaum wärmendes Feuer aus nassem knorrigen Prügelholz erlaubte gerade noch die Feldfrüchte zu rösten, gab aber nicht die Wärme, die notwendig gewesen wäre, um meinen farbigen Begleitern einen stärkenden Schlaf zu gönnen. Der Wind, der sich gegen Abend zu einem tosenden Sturm verstärkt hatte, zwang uns, die flatternden Zeltplanen mit den erstarrten Fingern zu halten, um nicht ganz „auf der Straße" zu liegen.

Mit Eingeborenenliedern und Erzählen von Anekdoten suchten wir die unbehagliche Nacht abzukürzen, die uns alles andere als Erquickung und Stärkung für den neu heraufkommenden Tag gab. Und dieser brach kalt aber strahlend klar an, so daß ich endlich festzustellen vermochte, wohin uns der gestrige Nebelschild des uns so feindlich gesinnten Berggeistes geführt hatte.

Wohl lagen wir unmittelbar an der Waldgrenze, aber nicht an dem gesuchten Punkt, sondern an der Südwestecke des ersten Saruwagedblockes, der plötzlich nach Südwesten, Westen, Nordwesten wie abgeschnitten ist, nach allen Seiten jähe Wände in die Tiefe hinabsendet, die durch Quellflüsse zerrissen und zerschnitten sind, deren tiefe Rinnen einen spärlichen Baumwuchs aufweisen. In etwa vierzehn Kilometern Entfernung nordwestlich von unserem Standpunkt ragte, durch eine viele hundert Meter tiefe Schlucht getrennt, burgartig ein zweites Massiv empor, dessen Wände unersteiglich schienen. Doch entdeckte das suchende Auge etwa sechs Kilometer nördlich von dem Beobachtungsort die Zacken eines langen Grates, der wohl die einzige Verbindung der beiden Bergstöcke darstellen mußte. Dorthin zogen wir, um den Übergang noch zu gewinnen, bevor der zu erwar-

tende dichte Nebel jedem weiteren Erkundungsversuch ein Ende bereitete. Denn die Wurzel des Grates zu finden, war nur in den klaren Frühstunden möglich. Aber wie meine erstarrten Farbigen aus dem wenigstens ein bißchen Wärme spendenden Zelt herausbringen! Rauhreif lag über der Grasfläche, die kleinen Wassertümpel waren mit einer dünnen Eisschicht überzogen, und die Regentropfen hingen wie abertausende von Edelsteinen an den Grasspitzen und dem dürftigen Gestrüpp der oberen Waldgrenze. Die eben hochsteigende Sonne hatte noch keine wärmende Kraft. Wohl trieben meine Ermahnungen zum Aufbruch die Leute ins Freie, aber nach wenigen Minuten Aufenthalts außerhalb des Zeltes wurden ihre nackten Füße und Beine in dem gefrorenen Gras gefühllos, ihre Hände und Finger steif und unbeweglich. „Wir müssen sterben, Master", war alles, was sie herausstotterten, und dann drängten sie wieder an das prasselnde Feuer. Neun Uhr vormittags war es, bis die ihren Dienst versagenden Finger endlich die Zeltbahn geschnürt und die Traglasten auf dem Rücken festgebunden hatten und wir den steilen Bergweg hinan, dem Einfallstor zustreben konnten. Wie der Weg eines Gletschers, welcher dereinst mit seinen Eismassen die Einschnürung des Hochlandes gesprengt hatte, kam mir der schmale, nach der Höhe führende, muldenartig ausgeformte Rücken vor. Der Tag blieb zum Glück heute klar und nebelfrei, der letzte für viele folgende Wochen, in denen wir buchstäblich von zehn Uhr morgens ab „im Nebel herumirrten". Der Ansatz des Übergangsgrates war bald gefunden, und eine in unmittelbarer Nähe entdeckte Kalkfelshöhle bot einen erwünschten, windgeschützten Lagerraum für meine Jungen, für die ein Rasttag notwendig geworden war. Ich selbst überstieg mit zwei ganz Mutigen und Tapferen die Zinnen der Gigantenburg, um das fremdartige Gelände in Kreuz- und Querzügen kartographisch festzulegen. Zwischen 3800 und 4200 Metern Höhe schwankten die Erhebungen des Hochplateaus, das sich, durchschnittlich 3700 Meter hoch, von nord-südlich streichenden Wellen zerschnitten, nach und nach von Nordwesten nach Süd-

osten abdacht. In seiner niedrigst gelegenen Senkung wurden Sümpfe oder Lachen voll klaren kühlen Wassers vorgefunden, an seinen Südostausgang, etwa einen halben Tagesmarsch von unserer Lagerhöhle entfernt, schließt sich der Hügelkranz wieder und gibt nur eine etwa hundert Meter breite Lücke frei, an welcher der Verbindungsrücken zum Cromwellberg ansetzt. Dort im Südosten, an den tiefsten Stellen sind die breitesten Ausfalltore der altgeologischen Riesengletscher nach Norden und Süden gelegen, heute nur noch durch zwei Gletscherseen in Ellipsenform kenntlich, deren große Achse etwa zweihundert Meter, deren kleine etwa hundert Meter beträgt; von schilfbestandenen Ufern sind sie begrenzt, in denen kleine Enten nisten, die alljährlich etwa zwei Monate lang den Besuch kleiner Schnepfenarten erhalten, welche von Japan nach Nordaustralien ziehen. Diese beiden Seen sind die Sammelbecken aller ober- und unterirdisch die Hochfläche entwässernden Wasserläufe, die dann vereint nach Norden durch das Kombetal, nach Süden durch das Jangengtal auf dem Umweg über größere Ströme der See zueilen.

Alpenrosen und -veilchen, sehr kleinblütig, ferner Vergißmeinnicht, der blaue Enzian und andere traute Vertreter unserer heimischen Alpenflora füllen mit ihrer Pracht die windgeschützten Mulden und Plateaufalten aus, und eine Reihe von Sumpfblumen überziehen die morastigen Einsenkungen mit einem zartgefärbten Teppich.

Am Nachmittag des klar gebliebenen Tages zeichnete ich in mein Skizzenbuch das herrliche weite Rundpanorama ein. Die mit großen Kalkfelsen gekrönte Kuppe, auf der ich, von einem schneidenden heulenden Wind umtobt, die überwältigend schöne Rundsicht in mein Skizzenbuch bannte, und von der aus ich einen Einblick in das zweite Saruwagedmassiv genoß, lag dicht südlich des tunnelartigen, oben nahezu wieder geschlossenen Nordwestausganges aus dem Plateau, wo wir unser Lager bezogen hatten. 4180 Meter zeigte der kleine Aneroidbarometer, das einzige mir noch gebliebene, von den Australiern nicht geraubte Höhenmeßinstrument — ich stand, wie meine Wande-

8*

rungen während der vergangenen und folgenden Jahre bewiesen, auf der höchsten Erhebung des deutschen Teiles von Neuguinea. Eine Messingplatte, unter einem Felsblock etwa ein bis zwei Meter in den Erdboden versenkt, sollte dauerndes Zeugnis von der ersten Erzwingung der höchsten Kuppe ablegen. „Sturmkoppe“ taufte ich sie, weil der sie umtobende Orkan kaum das Aufrechtstehen gestattete.

Am folgenden Tag sah uns die neunte Morgenstunde bereits auf dem elf Kilometer langen scharfen Verbindungsgrad balancieren. Keine Spur von einem Begangenwerden durch Eingeborene, wie wir es vereinzelt auf dem Plateau selbst in den vorausgegangenen Tagen festgestellt hatten, war hier zu entdecken; kein noch so undeutlicher Pfad führte um die jähen Gratlinge herum, welche wie unersteigbare Türme aus dem messerscharfen Rücken emporwuchsen und in gefahrvollen schwindelerregenden Kletterpartien umgangen, oft aber auch erklommen werden mußten. Nur die häufige und frische Losung zeigte uns an, daß die Wallabis die lange Brücke benutzten, wohl der zahlreichen Preißelbeeren wegen, die neben einem dürftigen Graswuchs die einzige Pflanze auf dem Grat darstellten. Einige meiner Jungen, welche, wie alle Farbigen, bereits als Kinder auf schwanken, dünnen, tiefe Schluchten überspannenden Baumstämmen geturnt und gespielt hatten, denen jedes Schwindelgefühl sonst fremd war, mußten streckenweise geführt werden, da sie von der Bergfurcht gepackt waren. Sie gähnte aber auch zu drohend herauf, die über fünfhundert Meter nach Norden und Nordwesten senkrecht herabfallende nackte Gratwand, an der Wind, Nebel, Regen und Sonne ihre unermüdliche Zerstörungsarbeit verrichteten, in deren zahlreichen, oft scharfkantig ausgehöhlten Kaminen der tosende Nordwestwind die Nebel- und Wolkenfetzen in die Höhe peitschte, als ob ein weit unten detonierender Explosivstoff seine weißen Gaswolken in die Höhe puffe. Auch auf der Südseite suchte das unruhig werdende Auge vergeblich nach einem festigenden Halt; in steiler Böschung, ohne Baumwuchs, strebte auch diese Wand einer vier-

hundert Meter tiefer, schon unterhalb der obersten Waldgrenze gelegenen Talmulde zu. Vorsichtig arbeiteten wir uns auf dem Wildpfad vorwärts, über- und umkletterten kuppenartig erweiterte Gratzacken, deren Wände überhingen oder senkrecht emporstiegen, ohne den krampfhaft zufassenden Händen einen anderen Halt zu bieten als die stacheligen Büschel Graswurzeln, die gar so locker im Boden saßen. Wenn es so langsam und mühsam weiter vorwärts ging, wenn wir noch recht oft gezwungen waren, uns gegenseitig an Händen und Füßen nachzuhelfen und die Lasten an Tauen nachzuziehen, dann würde uns die Nacht noch auf der Gratmitte überfallen, was bei der sicher zu erwartenden Kälte, angesichts der Schmalheit der Bergbrücke, welche uns kaum Platz zum Hinsetzen gewährte, endlich bei dem gänzlichen Mangel an Feuerholz, eine Katastrophe zu werden drohte.

Einige Minuten lang ließ mich eine Entdeckung diese trüben Aussichten für die Nacht, den scharfen Grat selbst, die jähen Abstürze und die überstandenen Mühseligkeiten gänzlich vergessen. Etwa fünfzehn Meter unter dem uns zum kurzen Ausschnaufen dienenden Gratling, auf einem scharfen, terrassenartig ausgelegten Vorsprung, glänzte es aus der grünen Grasbewachsung silbern und weiß zu mir herauf. Ich wollte meinen Augen kaum trauen, aber es war kein Spuk: Edelweiß war es, die tropische Schwester unserer beliebtesten Alpenblume, genau dieselbe schneeige Blüte mit nur zahlreicheren, desto feiner gefiederten Blütenblättern! Die mußte ich haben, auch wenn ich sie nur am Halteseil von ihrem gefahrvollen Standort zu holen vermochte, und wenn auch die erstarrten Finger das Tau kaum umfassen konnten. Und ich bekam sie auch, die herrliche Blüte, die mein aus dem Goetheschen „Faust" bestehendes Herbarium krönte, sein kostbarer Schatz wurde. Ich legte meinen Mund und meine Wangen an diesen Gruß aus der fernen ringenden Heimat; die Kehle wollte mir zu eng werden, und fast hätte ich einen hellen Jodler über die sich mehr und mehr mit Nebelmassen füllende Tiefe erschallen lassen. Verrückte Kerle sind doch die Deutschen, daß sie sich über eine Blume so aufregen,

sich für ihre Gewinnung in Gefahr begeben und alles um sich her vergessen können — dieses schmeichelhafte Urteil las ich unverblümt aus den Mienen meiner Farbigen; ich steckte es ruhig ein und drängte weiter.

Jetzt wurde uns der viel gescholtene, gegen die elfte Vormittagstunde einfallende Nebel zum Bundesgenossen. Das an dem Kamm des Übergangs explosionsartig in die Höhe treibende, wie die emporgeschossenen Rauchmassen eines Vulkans sich ringelnde und von den rasch nachfolgenden massierten unteren Schichten zerrissene Gewölk entzog die gähnenden Abgründe unserm unruhiger werdenden Auge, sicherer wurde unser Vorwärtsstreben, das vom Pfeifen und Fauchen des steifen Nordwestwindes begleitet wurde, und so gelang es uns, nachdem wir die tiefste Einsenkung, welche ich mit 3700 Meter Seehöhe feststellte, überschritten hatten, bereits nach vier Uhr nachmittags die jenseitige Wurzel des Grats zu gewinnen: Zeit genug, um nach einstündigem eifrigen Suchen ein Felsennest zu finden, in dem bald ein helles Feuer unter den Kochkesseln loderte, welches die durch Zeltplanen und Zweigwerk nach der verengten offenen Seite abgesperrte Höhle hinreichend erwärmte.

Gegen zehn Uhr des folgenden Vormittags drangen wir in den zweiten mittleren Hof der Saruwaged-Burg ein. Vor neun Uhr morgens, bevor die wärmespendende Sonne den Reif geschmolzen hatte, waren meine Begleiter trotz allen Drängens nicht zum Verlassen des Unterschlupfes zu bewegen. An das Marschieren durch das bereifte Gras, das ihre Füße und Unterschenkel gefühllos machte, konnten sie sich nie gewöhnen. Es war nicht nur der heftige Schmerz, der sie quälte, sondern allerlei furchtsame Vorstellungen wurden in ihnen erweckt, da sie gewohnt waren, an dem Befühlen der Hände und Füße eines mit dem Tode ringenden Kranken die fortschreitende Erstarrung zu beobachten und festzustellen. So verloren wir auch heute und in den folgenden Tagen und Wochen die kostbaren klaren Morgenstunden. Kaum hatten wir den Ringkranz überstiegen und waren in das wellige Hochplateau eingetreten, da überfiel

uns wieder der dichte Nebel, der mich blind machte und mich zwang, nach dem Kompaß in der allgemeinen Nordwestrichtung zu wandern. Einmal habe ich es versucht, von einem heftigen Fieberanfall geplagt, der bequemeren Tiefenlinie des welligen Hochlandes zu folgen, die durch gewundene Bachläufe bezeichnet war, welche aber oft in einem Schacht endigten, und deren unterirdische Fortsetzung nur zu vermuten war. Nach vielstündigem Wandern, voll Verwunderung, daß der Hochkessel gar kein Ende nehmen wollte, begleitet von den spukhaften Riesenschattengestalten seltsamer Nebelbildungen, so daß ich mich unter eine ganze Sippe von Rübezahlgestalten versetzt glaubte, waren wir an dem Ausgangspunkt unserer Wanderung wieder angelangt (wir waren im Kreis umhergeirrt). Sich hinausverirren aus dem weiten Gletscherkessel war ja zum Glück unmöglich, da der äußere Steilabsturz des Ringwalles einen bald belehrte, daß es in eine unergründliche Tiefe hinabging und zum Kehrtmachen oder Abschwenken veranlaßte.

Eine stark versumpfte Mulde, in der alle möglichen Blumenkinder das saftige Grün unterbrachen, führte uns eine sanft ansteigende Böschung hinab, die in eine weite kreisrunde, von allen Seiten von viertausend Meter hohen Kuppen umgebene Terrasse überging. In ihrer Mitte verschönte ein kleiner Bergsee das fremdartige Bild. Der Aneroid gab seinen Spiegel auf 3900 Meter Höhe an; der am höchsten gelegene See, den ich im deutschen Teile Neu-Guineas angetroffen habe! Gut schmeckendes klares Wasser spiegelte, von einer leichten Brise bewegt, an den scharfkantigen Ufern, an denen noch dünne Eisscherben hingen. Etwas verschwommen zeigte die leichtbewegte Seeoberfläche die Spiegelbilder des Kuppenkranzes und der vereinzelten Farnbäume. Keine Ente, kein Fisch belebten die nackten Ufer oder das tiefe Wasser selbst. Und doch war es eigenartig anmutig, dieses stille Bild, das in seiner Unberührtheit und Fremdartigkeit zum Photographieren, mit seinen windgeschützten Winkeln zum Ausruhen einlud. Die Kamera erreichte noch ihr Ziel, wenn auch plötzlich herangewehte

Nebelschwaden viel Geduld erforderten; aber zum Ausruhen der müden Glieder und zum Aufwärmen des halb gar gekochten Reises auf einigen mitgeführten Prügeln Feuerholz kam es nicht mehr. Unheimlich rasch waren wir wieder in einen frierenmachenden Nebel eingehüllt, der sich nach einigen Minuten in einen eiskalten Regen auflöste. Hurtig packten wir zusammen, um einen regengeschützten Unterschlupf zu suchen. Bereits verdichtete sich der Regen zu Hagelkörnern, welche die Gesichter und die nackten Oberkörper der Farbigen peinigten und die Haut aufspringen ließen. Unser Eilmarsch aufs Geratewohl wurde bald zum Laufen, zum Rennen, zur wilden Flucht, als ein dichtes Schneegestöber den Hagel ablöste. Die von der beginnenden Erstarrung herausgepreßten Schmerzensrufe meiner Begleiter untermischten sich mit Angstrufen, welche die nie gesehenen und unverstandenen Schneeflocken erzeugten. Panikartig ging es weiter — um die Marschrichtung kümmerte sich niemand mehr — einen stark geböschten aus dem Hügelkranz nach Süden hinausführenden ehemaligen Gletscherweg hinab, bis wir die ersten dürftigen Gebüsche und knorrigen Bäume erreichten, wo ein krampfhaftes Suchen nach einem Unterschlupf, sei es Höhle oder verfallene Jagdhütte, einsetzte. Es war vergebens; die Hände, welche kaum mehr die Axt umspannen konnten, mußten dünne, schief gewachsene Stämme, Äste und Zweige schlagen, über welche die immer mehr zerreißende Zeltbahn gezogen wurde. Eine dürftige Zweigschicht wurde darauf gelegt, die flatternden Zeltwände stützten angelehnte Äste, ein qualmendes Feuerholz mußte uns das Gefühl des Geborgenseins und der Wärme geben.

„Wie lange soll das so weitergehen?" so las ich an den Augen meiner mutlos werdenden, ächzenden, fürchterlich hustenden und sich eng zusammen drängenden Jungen.

Und da begann ich ihnen die Gefahren, Entbehrungen und Strapazen zu schildern, welche die deutschen Männer zu Hause in Schlachten und Gefechten, zu Wasser und zu Lande, über und unter der Erde auszuhalten hatten. Ihre Augen wurden

leuchtend, ihre vorgekochte Reisration schmeckte ihnen auf einmal, und sie fanden trotz der Kälte, engumschlungen, den Schlaf der Erschöpfung. Ich selbst trat noch in die klare kalte Nacht hinaus und betrachtete von einer dicht bei unserem Unterschlupf befindlichen Felsplatte aus die vom Mondlicht versilberten Silhouetten des steilwandigen Gebirgsmassivs, das sich abermals vor uns in nordwestlicher Richtung auftürmte; durch eine schwarze Schlucht war es von uns getrennt, in die ein dichtes Walddach und die langen Bergschatten jeden Einblick versagten. Tief, sehr tief mußte es da hinunter gehen; nur hier und da trugen vertikale Luftströmungen das Rauschen eines Gießbaches zu mir herauf, das die totenhafte Nachtstille unterbrach.

Endlich fand auch ich eine kurze Ruhe; aber der erste Morgenstrahl trieb mich aus der raucherfüllten Laubhütte, in der stöhnend meine erstarrten Begleiter lagen. Wohin waren wir gestern in dem Schneegestöber und in unserem Bestreben, ihm zu entkommen, geraten?

Fast übergangslos stieg der neue Tropentag, der keine Dämmerung kennt, in unbeschreiblicher Klarheit herauf, berührte mit den ersten Sonnenstrahlen die gelben Grasgipfel des etwa zehn Kilometer von uns entfernten, sich jäh auftürmenden dritten Saruwaged-Massivs, tastete sich dann in die grasbewachsenen und von Reif überzogenen Wände des Ringwalles hinunter, überschüttete das dunkle Bergwaldblätterdach mit einer Lichtfülle und bohrte sich mit seinen Strahlenpfeilen in die engen Schluchten und Täler. Noch lange wird es dauern, bis er auch in die unmeßbare Tiefe der mächtigen Talschlucht eindringen wird, welche uns von dem neuen Hochstock trennte. Wir befanden uns auf einer steil abfallenden Felsplatte, welche strebepfeilerartig in die Schlucht vorsprang, so daß wir die schier unüberwindlich scheinenden Wände gut übersehen konnten. Ein guter Dämon, der dem uns bisher so feindlich gesinnten Saruwagedgeist vielleicht Schabernack zu spielen gewohnt ist, hatte uns, wie wir jetzt festzustellen in der Lage waren, in unserer

gestrigen Hetzjagd nicht allzuweit von der einzigen Übergangsmöglichkeit zum neu vorgelagerten Hochstock abirren lassen. In nur acht Kilometern Entfernung, nördlich von unserem Nachtlager, hob sich abermals eine scharfzackige Gratbrücke dunkel gegen den schwefelgelben Horizont ab. Ihr Vereinigungspunkt mit dem gegenüberliegenden Block war zu sehen, ihre diesseitige Wurzel konnte nicht viel mehr als zwei Marschstunden in nördlicher Richtung von uns entfernt liegen.

Sie zu finden und ein besseres Unterkommen für den notwendig gewordenen Rasttag zu suchen, eilte ich meinen farbigen Leuten voraus. Eine geräumige Felshöhle, unweit des Gratanfanges und in unmittelbarer Nähe der obersten Waldgrenze gelegen, sollte uns zum Sammeln neuer Kräfte für die kommenden Anstrengungen dienen. Daß es von der Decke und den Wänden tropfte, durfte uns nicht weiter belästigen. Der ganz eifrige Lozoki, mein wagemutigster und kräftigster farbiger Begleiter vom Stamm der Kâte-Papua, kam mir schon nach einer Stunde nachgelaufen, weil er mich nicht allein gehen lassen wollte. Ihn konnte ich als Boden- und Wegweiser für die erst mit dem hochsteigenden Tagesgestirn nachfolgende Hauptkolonne zurücklassen, während ich selbst mich anschickte, die noch klaren Vormittagsstunden zur Erkundung des zweiten Hochplateaus zu benützen.

Weniger ausgedehnt und etwas höher als die in den vergangenen Tagen überquerten Hochflächen gelegen, wies es den gleichen Landschaftscharakter auf und zeigte wie diese unabweisbare Spuren einer alten Vergletscherung. Nur ein See, von hohen Moränenwellen auf drei Seiten eingeschlossen, eben jener Bergsee, von dessen Ufern wir gestern so plötzlich flüchten mußten, unterbrach, nahe gegen den südwestlichen Ringwall gedrängt, neben einem geschlängelten Flüßlein die gewellte rissige Hochebene. Häufig ließ mich ein in unmittelbarer Nähe aufgeschrecktes Känguruh zusammenfahren, eines davon durchbohrte ich mit dem als Bergstock benutzten Eingeborenenspeer;

sonst war außer einigen ihre Kreise ziehenden Adlern ein Lebewesen weder zu sehen noch zu hören. Nur der an die Nordostseite anpeitschende Wind summte sein gewaltiges eintöniges Lied. Schon begann wieder der Sturm mit einigen Nebelwölkchen zu spielen und, sie vor sich hintreibend, an der Kalkwand zerschellen zu lassen; bald würde er an größeren Wolkenbällen seine Kraft messen und den Saruwaged von neuem für den größten Teil des Tages in ein Nebelmeer hüllen. Aber heute lachte ich über des Berggeistes unangenehme Waffe, die zurückgelegte Wegestrecke hatte ich in mein Skizzenbuch gebannt, und da gab es kein Verirren mehr.

In mächtigem Absturz böscht sich die nach Norden und Nordosten weit übersehbare, bis 3500 Meter herunter nur von Gras bewachsene, dann von immer üppiger werdendem Bergwald bedeckte Wand nach Nordosten ab. Zahlreiche Quellwasser vereinigen sich zu Nebentälern, deren im allgemeinen nordwärts gerichteter Lauf durch Bergquerriegel oft abgelenkt und verschoben wird, ehe es dem Hauptfluß endlich gelingt, erfolgreich einen Durchbruch zur Küste zu machen. Heute dachte ich noch nicht daran, daß ich die hell zu mir heraufleuchtenden Grasflächen der Küstengegenden einmal im nächtlichen Dunkel aufsuchen, mit dem Einbaum umfahren, in ihren flachen offenen Buchten und Ankerplätzen heimlichen Unterschlupf suchen würde. Mein Sehnen und meine Wunschgedanken zogen vielmehr über die wie kleine Unebenheiten aus der unendlichen Seefläche vorschauenden Inseln hinweg, weit nach Nordwesten, der um ihre Existenz ringenden Heimat zu, die ich, koste es, was es wolle, zu erreichen trachtete.

Im dichten Nebel zu unserer Höhle zurückgekehrt, fand ich meine Jungen bereits bequem eingerichtet, zum größten Teil fest schlafend, vor. Wie ihnen doch ein wärmendes Feuer, über dem heute neben den Reistöpfen auch einige Känguruhschlegel am Spieß schmorten, ihren Lebens- und Wagemut zurückzugeben vermochte! Und wie es ihnen schmeckte! Hatten sie die

doppelte Portion aus dem leider nur zu rasch abnehmenden Reisvorrat verschlungen, so schauten sie immer noch hungrig drein. Die Höhenluft und ihre niedrigen Temperaturen verlangten eine vervielfachte Nahrungsaufnahme; der zu Ende gehende Vorrat an Betelnüssen und Tabak beraubte sie der gewohnten Anregemittel, so daß sie die entbehrten Reizmittel durch unermüdliches Kauen zu ersetzen suchten. Mein Zureden, die Freizeit recht zum Schlafen auszunutzen, befolgten sie gern, und auch ich fand bereits am Frühnachmittag die so nötige Ruhe, die uns am folgenden Vormittag mit gestärkten Kräften weiterziehen ließ.

Der zweite Gratweg, bedeutend kürzer als der erste, außerdem breiter und nach Süden zu weniger steil geböscht, mit seiner tiefsten Einsenkung auf 3550 Meter Höhe gelegen, verlangte nur an vereinzelten Stellen schwindelerregende Kletterpartien. Wir kamen rasch vorwärts und erreichten schon bald nach der Mittagsstunde, allerdings wieder im dichtesten Nebel, das jenseitige Ende. Dieses Mal war es wieder eine Jagdhütte der Bergbewohner, welche uns ein schützendes Dach bot, deren Ritzen und Spalten wir verstopften, deren Dach wir mit dem Zeltplan verstärkten und mit Strauchpackungen wärmer machten, so daß uns der am Spätnachmittag niedergehende Hagel und Schneefall wenig anhaben konnte. Wenn wir nur besser brennendes Feuerholz hätten finden können! Unter der unerträglichen Rauchentwicklung der nassen, schwelenden Äste waren meine Augen stark und schmerzhaft entzündet.

Ein massiges, von mehrfachen Hügelwellen zerteiltes Hochplateau breitete sich vor uns aus, als wir am folgenden Vormittag den Bergkranz überschritten hatten. Durch einzelne Einfallspforten war der Rhododendrongürtel der obersten Waldgrenze eingedrungen und belebte mit seinen herrlichen großen, dunkelroten Blüten das Graugrün der Grasdecke. Ja, sogar eine dürftige Waldparzelle stand, dem Nordwestausgang zugerückt, in der Hochfläche.

In diesem Waldstück setzten wir uns unter strömendem, von großen Hagelkörnern durchsetztem Regen fest, erbauten eine Blockhütte, die mehr als Hospital denn als Unterkunft für ein bis zwei Tage dienen sollte. Nach dem plötzlichen Ende des Unwetters herrschte Todesstille in dem Gehölz, kein Vogellaut war zu hören; nur die hohlen Hustenanfälle fast sämtlicher farbiger Begleiter, die ächzenden Laute der armen Jungen, die zum großen Teile an schweren Lungenentzündungen daniederlagen, unterbrachen das Schweigen. Der letzte Rest meines Chinin- und Aspirin-Vorrats sowie anderer medizinischer Ausrüstungsstücke wurde hier aufgebraucht. Die wenigen Gesundgebliebenen mußten als Krankenpfleger und Feuerholzbeschaffer verwendet werden, ich selbst wanderte die weite Hochfläche ab und suchte die weiteren Vormarschmöglichkeiten im Nordwesten des Hochmassivs zu erkunden.

Und diese waren nicht ungünstig. Das bewies ein Vorstoß aus der breiten Plateausenke, die nicht gar zu steilen, bald mit immer feuchtem Regenwald bedeckten Hänge hinab, in die etwa 30 Kilometer lange Mittelgebirgslandschaft, welche die weitere Fortsetzung der Wasserscheide zwischen der Küste und der Markham-Ramu-Senke darstellt. Sie bildet die Verbindungsbrücke zwischen dem Saruwaged und seinem nach Nordwesten vorgeschobenen Hochgebirgsstrebepfeiler, dem Finisterregebirge. Und in letzterem, dessen zackige Gipfel, bis zu den höchsten Punkten mit Wald bedeckt, aus vierzig Kilometern Entfernung herüberblauten, brauchten wir ja nicht herumzuklettern, sondern konnten es nördlich liegen lassen, wenn wir über die nur vierhundert Meter hohe Wasserscheide zwischen Ramu und Markham hinweg, entweder Ramu abwärts oder, den Kamm des Bismarckgebirges benutzend, zum neutralen Gebiet vordringen wollten.

Der erbärmliche Gesundheitszustand meiner kleinen Truppe, von der über 50 Prozent marschunfähig geworden waren, der auf die Neige gehende Reisvorrat, die schlimmen

Erfahrungen, welche wir mit unseren unzulänglichen Bekleidungsausrüstungen und der nur noch aus Fetzen bestehenden Zeltplane gemacht hatten, veranlaßten mich, an den Rückweg zu denken. Nicht zuletzt war es auch die Hoffnung, die vor unserem Abmarsch in das Innere der Insel hartnäckig wiederholten Meldungen, daß das Kriegsende mit jedem Schiff erwartet werden könne, möchten sich bereits bewahrheitet haben. Mit dem Anbruch des neuen Jahres 1916 entschloß ich mich, zu unserem Standlager bei den Burrum- und Hube-Stämmen zurückzumarschieren, wo ich sicher sein konnte, daß meine Späher von einem inzwischen eingetretenen Friedenschluß verständigt sein würden.

Wie oft hatte ich während der letzten Krankheitswochen von meinen sonst so tapferen Jungen zu hören bekommen: „Herr, nun sind wir schon so lange unterwegs; haben nicht die Missionare an der Küste vor Monaten schon behauptet, daß der Krieg nicht mehr lange dauern könne, daß Deutschland bald seiner Feinde Herr werden müßte, da es auf allen Fronten siegreich vorgedrungen sei und unzählige Gegner in den „Calabus" (Gefangenenlager) gesperrt habe?"

Wer verstünde nicht, daß diese oft wiederholten Reden meine eigene Hoffnung, daß das Vaterland bereits seine Gegner zum Frieden gezwungen habe, nähren mußte, bis der Drang nach rückwärts zur einzigen Nachrichtenquelle den nach vorwärts bezwang!

Also zurück zum Standlager am Burrum-Fluß, sobald die Farbigen wieder marschfähig waren! Herunter von dem windumtobten Saruwaged, der durch Schnee und Kälte und dichten fast den ganzen Tag über dauernden Nebel so unheimlich gewesen war! Heraus aus dem Herzen der Finchhafen-Halbinsel, deren oro- und hydrographische, bisher nur von der Phantasie gezeichnete Gliederung ich festzulegen vermocht, dessen Bevölkerungselement ich als ein dem Semitentyp verwandtes Papuavolk kennengelernt, dessen drei fremdartige, scharf vonein-

ander getrennte und nur durch schwindelnde Gratbrücken miteinander verbundenen Hochmassive ich überquert und als altgeologische Vergletscherungen erkannt hatte.

Auf dem Rückweg konnte uns der feindliche Berggeist, dessen Nebelschild wir durchschlagen hatten, nichts mehr anhaben. Die Wege und Unterschlupfverhältnisse waren in meinem Skizzenbuch festgehalten. Diese Aufzeichnungen dienten mit Hilfe der Bussole als zuverlässige Führer auch im dichtesten Nebel. Dafür wollte uns der Berggeist wohl noch eine bleibende Erinnerung mit auf den Weg geben, indem er Temperaturen sandte, die sogar mir zu kühl wurden: minus drei Grad, minus vier Grad Celsius! Was Wunder, wenn wir die Bergseen von einer nahezu ein Zentimeter dicken Eisschicht überzogen fanden, welche auch die Mittagsonne nicht mehr gänzlich zu schmelzen die Kraft hatte. Eis und Schnee so dicht unter dem Äquator auf sechs Grad südlicher Breite! Die höchste Kuppe, die ich mit rund 4200 Metern maß, liegt also noch drei-, vierhundert Meter unter der Tropengrenze des ewigen Schnees, nahezu 1000 Meter unter den Phantasiehöhen, die man in den neuesten Karten dieses Gebiets hatte lesen können! Und der auch von den dichtesten Gestöbern gebrachte Schnee bleibt hier oben niemals liegen, nicht eine Stunde lang, wie ein mehrmaliger Aufenthalt zu verschiedenen Jahreszeiten in diesen höchsten Erhebungen der östlichen Hälfte von Neuguinea in den folgenden Jahren beweisen sollte. Der rissige spaltenreiche Moorboden verschluckt den Schnee sofort, nachdem er gefallen ist. Daher mußten auch die Behauptungen der Ansiedler und Missionare um den Hansemannberg herum eine Täuschung sein, wenn sie wähnten, von dieser an der Astrolabe-Bucht gelegenen Erhebung aus bei klarem Wetter in weiter Südostferne zuweilen schneebedeckte Hochzüge gesichtet zu haben. Die Lösung dieses Rätsels sollte einem späteren Durchbruchsversuch vorbehalten sein.

9

Bei den Kombe und den Burrumleuten



ls wir nach einem flotten Rückmarsch in die 2700 Meter hoch gelegenen Farn- und Grasflächen zwischen Saruwaged und Cromwell hinabstiegen, mußten wir unseren ausgegangenen Reisvorrat durch Feldfrüchte ersetzen, für deren Beschaffung das gut besiedelte Kombetal am nächsten lag. Doch damit sollte es zunächst schlecht aussehen. Befremdend war es uns, daß diese eifrigen Beuteltierjäger zu dieser günstigen, regenarmen Jahresperiode nicht wie sonst in den wildreichen Hochebenen anzutreffen waren. Ihre Weiber pflegten während der Jagdzeit große Mengen von Nahrungsmitteln hinauf zu schaffen, von denen wir gegen gute Worte und Fleischlieferung sicherlich einen hinreichenden Vorrat hätten abbekommen können. Als wir, vom Hunger getrieben, bis auf die bewohnbare Grenze von 2500 Metern hinabgestiegen waren, fanden wir uns mitten in eine ihrer blutigen Fehden versetzt. Die eine Dorfschaft schien schon öfters empfindlich geschlagen worden zu sein, da sie ihre letzte Zuflucht zu den gut zu verteidigenden Baumhütten genommen hatte. Mitten in einen solchen Baumhauskampf platzten wir mit unseren knurrenden Magen hinein. Die leichte Hütte, in etwa 22 Metern Höhe auf einer Plattform im starken Geäst eines Baumwürgers erbaut, war schon kräftig mit Pfeilen und Speeren bespickt. Ihre Verteidiger wehrten sich nur noch mit Mühe des ihnen mit Schleudern und Pfeilen und Speeren hart zusetzenden Angreifers. Ihre wirksamste Abwehrwaffe schienen die großen Felsblöcke zu sein, die auf der Plattform aufgespeichert waren, und deren einer einen der kühnsten Angreifer bereits zermalmt hatte. Doch diese ließen sich nicht abschrecken; neue Verstärkungen eilten herbei und schleppten eine aus Busch-



Ein Kampf um Baumhäuser

schnüren gefertigte Strickleiter heran, um gegen die ermatteten Verteidiger, deren größere Zahl bereits verwundet war, zum Sturm anzulaufen. Das Hinaufbringen und Befestigen der Sturmleiter mußte ich mir noch ansehen, ehe ich dem Töten ein Ende machte und etwas zur Befriedigung unserer hungrigen Magen tat, denn so ein mächtiger Baumwürger ist beinahe unersteiglich, wenn der Verteidiger die Bodenwurzel auf mehrere Meter über dem Erdboden abgehauen hat. Aber einem durch einen Holzschild gedeckten Wagehalsigen gelang es wirklich, hinauf an die Plattform zu gelangen und die an einem Rotangseil befestigte Strickleiter anzubinden. Ein Steinhagel aus den Schleudern, Pfeil- und Speerschüsse hatten die wenigen Verteidiger in die deckende Hütte hineingetrieben. Diese Minuten hatten die Angreifer benützt, aus Knüppeln ein Gerüst aufzubauen und einige Kerben in das untere Stammesende einzuhauen. Von der obersten Kerbe aus vermochte der Kühnste die unteren Enden der abgehackten und den Händen ein kräftiges Zufassen erlaubenden Luftwurzeln anzufassen und sie zum Hinaufklettern zu benützen. Ein gellendes Triumphgeschrei, das von oben durch ein schwächer werdendes Wutgeheul beantwortet wurde, lohnte das Gelingen; nun konnte die Bezwingung der luftigen Burg nur noch eine Frage von wenigen Minuten sein — da schritt ich ein und verhinderte das nun regelmäßig folgende Morden. Die Wirkung unserer Schußwaffen hatten die Kombe während der Jagdzeit des vorausgegangenen Spätherbstes genügend kennengelernt, so daß eine eindringliche Warnung genügte, sie von dem weiteren Verfolgen ihres Sieges abzuhalten, das heißt sie zu verhindern, ihrer Mordlust freien Lauf zu lassen und eine regelrechte Kannibalenmahlzeit anzuschließen. Nach der mit verbissenen Mienen angenommenen Versöhnungszeremonie konnten wir aus den zur Belagerung der Baumhäuser aufgestapelten Feldfrüchtevorräten unsere leeren Magen füllen und noch zwei weitere Tagesrationen für den Marsch in unser Standlager einhandeln. Gleichen Kämpfen in der Nachbarschaft hatte ich durch meine Jungen Einhalt gebieten lassen.

Die Baumwürger sind Parasitenpflanzen, die sich hohe kräftige Stämme aussuchen, an denen sie auf zunächst dünnen Wurzelstengeln hinaufklettern, bis sie den Kroneansatz des der Vernichtung geweihten Urwaldriesen erreicht haben. Dort setzen sie sich fest, senden neue Wurzeln nach unten, welche sich, von Jahr zu Jahr mehr und mehr verdickend, wie Polypenarme um den Stamm legen, ihn einschnüren und sein weiteres Wachstum beengen, bis er endlich, buchstäblich erwürgt, abstirbt. Aus dieser Ruine erblüht erst der Baumwürger, der eine weit ausgelagerte Krone entwickelt, deren starkes, nach der Breite strebendes Geäst die Baumhütten der Eingeborenen leicht zu tragen vermag. Immer mehr Wurzeln streben von oben dem Nahrung spendenden Waldboden zu, neue Bodenwurzeln klettern, sich mit den Luftwurzeln zu einem unentwirrbaren Gewebe verflechtend, nach oben, bis sie den Durchmesser im Verlauf einiger Jahre vermehrfacht haben, so daß fertig entwickelte Würger nicht selten einen Umfang von sechs bis acht Metern erreichen.

In dem Grenzhochgebiet hatte ich vor zwei Jahren auch Baumhütten oder besser gesagt Laubschutzdächer angetroffen, die auf dürftigen Plattformen errichtet waren. Doch dienen sie keinem männermordenden Zweck, sie sollen vielmehr den Vogeljäger möglichst nah und ungesehen an einen benachbarten, von Vögeln eifrig besuchten wilden Fruchtbaum heranbringen, um einen sicheren Pfeilschuß zu ermöglichen. Auch Hube und Burrum, zu denen wir, von den Kombe noch ein Stück Weges begleitet, aufbrachen, kennen neben den Baumkampfhäusern diese luftigen Kanzeln. Sie arbeiten aber mit doppelter Sicherheit, um der schmackhaften Vogelbraten habhaft zu werden. In der Beobachtung der Gewohnheiten von Vierfüßlern und Vögeln sind sie wie alle Naturvölker groß, und so entgeht es ihnen auch nicht, daß viele Vogelarten nach ihren Futterflügen auf dieselben Rastplätze zurückzukehren pflegen, gewöhnlich zu einem fast horizontal gewachsenen Ast, dessen Rinde sie mit der Zeit durch Schnabelwetzen vollständig ablösen. Diese abge-

nutzten Aststellen beschmieren nun die hiesigen Eingeborenen während der Abwesenheit der Vögel mit Leim, der die armen gefiederten Tiere zunächst an ihren Füßen festhält, an dem sie bei ihren verzweifelten Befreiungsversuchen mit Flügel- und Schwanzfedern hängen bleiben, bis das Opfer so ermattet ist, daß es abgenommen werden kann. Oft auch bereitet der Jäger seinen Qualen durch einen wohlgezielten Pfeilschuß von der nahen Plattform aus ein Ende, nicht etwa von Mitleid getrieben — dies Gefühl ist dem Farbigen jedem Lebewesen gegenüber gänzlich unbekannt —, sondern aus Besorgnis, daß das Tier doch noch entkommen könnte.

Mit freudigem Hallo und Getrommel empfing uns die erste 1900 Meter hoch gelegene Burrum-Dorfschaft. Nun konnten sich meine Soldaten und Träger wieder einmal regelrecht satt-essen, und das Yam- und Tarobraten wollte gar kein Ende nehmen; für mich sprang aus der Willkommfreude sogar ein mageres Eingeborenenhuhn heraus. Über ein fettes Dorf-schwein, das ich für meine Leute als Festbraten erstehen wollte, verfügten sie nicht mehr. Alle seit zwei Jahren im Burrumtale gemästeten Schweine sollten beim jüngst beendeten Balum-Fest in den unersättlichen Mägen der Männer und Jünglinge ver-schwunden sein.

„Hättest du nicht ein wenig früher umkehren können?" las ich in den Augen meiner schweinefleischhungrigen Begleiter.

„Sapperlot! Was schert mich der Schweinebraten, den ihr euch übrigens im Busch, wenn auch von fettlosen Wild-schweinen holen könnt; was kümmert mich das große Balum-Fest! Zu früh sind wir da; sonst harrte unserer schon längst euer Landsmann von der farbigen Gehilfenstation auf den jenseitigen östlichen Höhen, um uns die Sieges- und Friedens-nachricht zu verkünden." So antwortete ich ihnen laut, und meine Enttäuschung machte sie stille und kopfhängerisch.

„Na, Master, legleg time more, by and by big fellow fight finished; German by and by strong belong English." („Nun, Herr, eine kleine Weile mehr; in kurzer Zeit wird das große

9*

Kämpfen zu Ende sein und Deutschland die Engländer untergekriegt haben"), suchten mich meine Soldatenjungen zu trösten.

Aber warum kamen uns nicht die Oberhäupter der nächsten und talabwärts gelegenen Orte, uns zu begrüßen, entgegen? Sonst scheuten sie doch nicht weite Tagesmärsche, um uns zu empfangen, wenn die großen Alarmtrommeln den Anmarsch des „Bongbong", des großen guten Geistes, wie sie mich hierzulande nannten, angekündigt hatten!

So, „dicke Luft" herrschte da unten schon wieder in den zahlreichen, die unterste Terrasse und die Flußsohle am Oberlauf besiedelnden Dorfschaften! Und eben erst hatten sie das große allgemeine Schweineessen — die einzige Friedensperiode im Jahre — vollendet! Der Beginn einer neuen Fehde! Und was war die Ursache? Ein älterer Mann, seit vielen Wochen krank, nun eines natürlichen Todes gestorben; — selbstredend von einem stillen Feind in einem Nachbarort verzaubert. Richtig, ich war ja aus der reinen unberührten Natur nach vielen Wochen wieder in das Reich des krassesten Aberglaubens versetzt, zu Stämmen zurückgekehrt, die wie alle Papua in unaufhörlicher Furcht vor bösen Geistern und vor Zaubereien leben, all ihr Tun und Lassen von animistischen Anschauungen der niedrigsten Stufe leiten lassen.

Kein Mann — das Weib ist Besitz und ohne Seele — kann hier eines natürlichen Todes sterben, auch wenn die zum Ende führenden Krankheitserscheinungen noch so durchsichtig waren. Schon die Krankheitssymptome, wie Lungenentzündungen, Blutvergiftungen, Wurmkrankheiten usw. werden dem bösen Zauber eines hämischen Nachbarn zugeschrieben; und erst ein plötzlich eingetretener, unaufgeklärter Sterbefall! Und nun orakelt der Dorfweise und bringt den Schuldigen, der meist ihm selbst im Wege steht, natürlich heraus. Durch den Rächertod dieses Zauberers muß nun das Absterben des eigenen Dorfangehörigen gesühnt, dessen Seele Ruhe gebracht werden. Und damit beginnt nun die Schraube ohne Ende. Denn auch die Seele des vermeintlichen, dann durch offenen Totschlag oder

geheimen Mord gefällten Zauberers verlangt Rache und Ruhe für ihr Seelendasein. Lawinenartig wachsen Blutschuld und Blutrache an, bis die Ortschaften gegeneinander los-, sämtliche Talbewohner gegen das Nachbartal zu Felde ziehen. Dann hebt ein Morden, ein gegenseitiges Sichauffressen an, da der Mann glaubt, daß die guten Eigenschaften des Gegners durch Verspeisen seines Fleisches in ihn selbst übergehen werden.

Drei Generationen fallen in der Regel diesen Fehden zum Opfer, da der Sieger neben den wehrhaften Männern auch die männlichen Greise, ferner die Knaben, um keine Rächer erstehen zu lassen, endlich die sämtlichen alten und reifen Weiber niedermacht und zur Kannibalenmahlzeit verzehrt. Höchstens die jungen Mädchen und weiblichen Kinder der Besiegten nimmt er als Beute lebend in den eigenen Ort zurück. Nach sorgfältig gemachten Aufzeichnungen gehen nahezu zwanzig Prozent der Eingeborenen jährlich in diesen Kämpfen zugrunde. Nicht Epidemien, nicht Kindsabtreibungen der Frauen, welche wohl häufig zumeist nach Einsetzen eines zu reichlichen Kindersegens oder um einen Ehebruch zu verdecken geübt werden, nicht Unterernährung sind die Ursachen des Bevölkerungsrückganges oder Stillstandes bei den Papua, nein, diesen Blutfehden ist die Stockung in der Vermehrung des kräftigen, malariafreien Menschenschlages zuzuschreiben! Wäre wie in den afrikanischen Schutzgebieten eine Schutz- oder Polizeitruppe auf Stationen im Innern Neuguineas seßhaft gemacht worden, so würde diesen einzelnen Stammeskämpfen bald ein Ende gemacht worden sein; ein Erfolg, welcher der langsam vordringenden Mission nur nach und nach möglich ist, da ihr keine Macht- und Strafmittel gegen diese wahnsinnige Selbstzerfleischung zur Seite stehen. Und hier in diesem „demokratisch" regierten Papualand wäre mit einem geschlossenen Widerstand der Eingeborenen gegen solche Verbote und Unterdrückungsmaßregeln nie zu rechnen gewesen, wie es in den afrikanischen Kolonien der Fall war, wo absolute Herrscher ihre unumschränkte Gewalt über Tausende von Kriegern ausüben, wo der König eines Stammes

Herr über Leben und Tod, ja über das Eigentum eines jeden seiner Untertanen ist, wo der ganze Stamm auf den Befehl des Oberhauptes zu den Waffen greift. Wohl hätte es zu kleinen Kämpfen mit Einzelortschaften oder höchstens mit Stammesabteilungen kommen können, da auch der Papua erst dann klein beizugeben pflegt, wenn er praktisch herausgebracht hat, wer der Stärkere ist. Aber niemals wäre es einem, auch über seine Dorfgrenze hinaus angesehenen Häuptling gelungen, einen Widerstand im großen ins Leben zu rufen. Denn seine Gewalt, auf persönlichen Mut und Tapferkeit gegründet, reicht nicht einmal so weit, seine Ortsangehörigen zur Arbeit und zum Bau von Nahrung anzuspornen; die Männer würden sich lachend abwenden, wenn es sich einmal ein ganz Energischer und Vernünftiger beikommen ließe, ihnen in ihre Feld- oder Hausarbeit hineinzureden. Der Dorfhäuptling ist hier nur Anführer im Kampf gegen Nachbarorte, er muß seine Mannen führen, ihnen bei Einleitung der Streitigkeiten mit persönlichem Beispiel vorangehen — damit ist seine Würde erschöpft. Ja, handelte es sich einmal um eine Blutfehde zwischen seiner eigenen Sippe und einem Nachbargebiet, oder treibt ihn seine eigene Raublust, mit einem anderen Ort anzubinden, so muß er sich erst die Teilnahme seiner Dorfgenossen durch Veranstaltung von Schweineessen, durch Geschenke und dergleichen erkaufen, den größten Teil der Beute abgeben. Nicht selten kommt es dann vor, daß er einen Teil seines Familienschatzes draufbezahlen muß, wenn der gemachte Raub zu kärglich ausgefallen war, um die den Hilfskräften gegebenen Versprechungen einlösen zu können.

Aber nehmen wir an, daß es einem Häuptling wirklich gelungen wäre, einen allgemeinen Widerstand gegen die weißen „Kiaps“ — so werden die europäischen Beamten genannt — zu organisieren; rechnen wir einmal damit, daß viele Männer in den Kämpfen gegen die Schußwaffe gefallen wären, dann wäre immerhin nur eine Generation dezimiert worden, der Bestand des Nachwuchses aber infolge der Schonung von Weibern und

Rindern und die danach eingetretene Ruhe und Ordnung gewährleistet gewesen. Die Schutztruppe wäre im wahrsten Sinne des Namens ein Schutz gegen die Selbstzerfleischung der Eingeborenen geworden.

Angeregt durch diese infolge der Erfahrungen der nächsten Jahre noch vermehrten Erlebnisse schmiedete ich Pläne, wieviel Stationen und wo sie anzulegen seien, arbeitete Verhaltungsmaßregeln für die Behandlung der Farbigen aus, die hier so ganz anders sein müßte wie in Afrika — leider haben wir vorerst nicht mehr die Macht, sie in die Tat umzusetzen.

Aber Einzelarbeit in dieser Hinsicht konnte ich doch schon jetzt leisten, und so zog ich mit meiner Truppe talabwärts, wo die größere Anzahl der Dörfer lag, so daß wir eine Reihe derselben auf dem Weg zum Standlager in der Hube-Landschaft besuchen konnten. Denn dahin strebten wir, um die noch unter schweren Erkältungserscheinungen leidenden Jungen in ihre Heimatsdörfer zur Erholung und zur Pflege durch ihre Angehörigen vorläufig zu entlassen. Durch ernstestes Zureden und mit Unterstützung der bereits bis in die Nähe dieses Gebiets vorgestoßenen farbigen Missionsgehilfen vom Stamm der Käte gelang es auch, den Fehdefunken noch einmal auszulöschen, den Dorfweisen zu entlarven und ihm in seinem Dorfe das Handwerk zu legen.

Dann ging es weiter über die nur noch 2200 Meter hohe, von schönem Urwald bestandene und von dicken, harzig duftenden Bambusstreifen durchsetzte Nebenwasserscheide hinweg zum Rastlager. Alle hatten wir eine längere Erholungszeit dringend notwendig. Auch mich plagte ein böser Rheumatismus, den mir der Nebelgeist des Saruwaged als dauerndes Angebinde mitgegeben hatte. Meine Konservenausrüstung war seit Wochen zu Ende gegangen, so daß ich bei jeglichem Mangel an Nachschub von nun ab mein Leben von Eingeborenennahrung fristen mußte. Der Mangel an Fett, das Fehlen des Brotes machte dem Magen schwer zu schaffen, und es dauerte Wochen, bis er sich den veränderten Lebensverhält-

nissen angepaßt hatte, bis der Stuhl nicht mehr steinhart und blutuntermischt war.

Rührend war die Fürsorge dieses treuen und unermüdlichen Völkleins für mein Wohlergehen, die bald nach dem Abmarsch der ihre Familien besuchenden Käte-Begleiter einsetzte. Was ihrem Geschmack ein Leckerbissen erschien, schleppten sie in langen Trägerkolonnen tageweit nach Westen, um mir das Leben von ihrer „Kanaka-Nahrung" erträglicher zu machen; fette Aale, welche bis zu fünfundzwanzig Pfund schwer ihre Gebirgsflüsse beleben, die besten Yam-Sorten, mehlige Taroknollen, ausgesuchte Süßkartoffeln, Hühner und die schmackhaftesten Stücke geschlachteter Dorfschweine, vorzügliche Kuchen — Polong genannt — welche sie aus geriebener Kokosnuß, geriebenen Taros, zerstampften Bananen und in Tüchern ausgepreßter Kokosmilch bereiteten und, in Blätter gewickelt, zwischen heißen Steinen backen, ausgelassenes Schweineschmalz, Buschhühnereier und vieles andere mehr trugen sie herbei und machten es mir zum Geschenk; jede Bezahlung — damals hatte ich noch einige hundert Mark Silbergeld — wiesen sie energisch zurück. Als Unterkunftshaus errichteten sie mir einen wahren „Palast" mit Veranda, mit einem selbstgefertigten groben Tisch und Stuhl ausgestattet, bauten darin ein „Bett" mit einem elastischen Rotang-Geflecht als Matratze ein, auf der ich wie in „Steiners Paradiesbett" ruhte. Zum Waschen meiner Bekleidungsstücke wurden zwei Frauen beordert, die ständig für Reinhaltung meiner Ausrüstungsstücke zu sorgen und die Schäden auszubessern hatten.

Es tat wohl, dieses unentwegte Zumirstehen fern von ihrer eigenen Heimatsgegend, und half mir, die nagende Ungewißheit über das Schicksal des kämpfenden Vaterlandes zu überwinden, die seelisch zermürbende Abgeschlossenheit zu ertragen. Daß ich körperlichen Anstrengungen größerer Art, als die bisher ausgestandenen waren, trotz des Fehlens europäischer Nahrung noch lange gewachsen sein würde, stand mir fest. Wie ich die Einsamkeit und die ständige Nervenanspannung seelisch

ertragen würde, wenn es noch lange dauern sollte, war mir unklar. Meine Bücherausrüstung bestand, da mir ja alles von den Engländern gestohlen war, aus Goethes „Faust", einer englischen Shakespeare-Ausgabe und einem astronomischen Werke, allerdings drei Büchern, die ein Mensch wohl nie auslesen kann, und die auch auf meinen früheren afrikanischen Expeditionen meine ständigen Begleiter gewesen waren. Wie dankbar war ich meinem verehrten Lehrer, der mich vor Jahren in die Wunder des Sternenhimmels eingeführt hatte; denn das nächtliche Firmament wurde mir zum allabendlichen unausschöpfbaren Lesebuch. Aber darüber hätte er, wie ich selbst es auch tat, wohl den Kopf geschüttelt, wenn er hätte zuhören können, wie ich tiefer und tiefer in die Astrologie hineingeriet, Sterndeutungen vornahm und Horoskope stellte, gegen welche die Erzeugnisse des Wallensteinschen Seni ein Kinderspiel waren. Stundenlang stand ich in den klaren Tropennächten an meine Flaggenstange gelehnt, um die ewigen Bahnen der Fixsterne, die vor- und rückläufigen Verschiebungen der Wandelsterne zu beobachten, auf Sternschnuppen zu warten, deren überraschendes Aufleuchten und Wiederverschwinden fast keine Zeit ließ zum Aussprechen meines einzigen Wunsches: „Baldiger Sieg der Heimat." Nach Roseggers Rezept benutzte ich die nächtlichen Lichtboten als Briefpost an die fernen Lieben, und ich baute die hohen Fechnerschen Beseelungsgedanken auf meine Art weiter aus. Und im unermüdlich durchwanderten Urwald wurde ich heimisch mit seinen gefiederten und behaarten Bewohnern, mit seinen herrlichen Blütenkindern so eng vertraut, daß mir erst jetzt im Mannesalter das Wesen der uns als Kinder erzählten Märchen so recht klar wurde. Einen Architekten hätte ich hier haben mögen, damit er an Hand der so schönen, ungezwungen sich windenden Lianengewächse und der wie Kapitelle die Stämme der Urwaldriesen krönenden Parasitenpflanzen studierte und aus ihren Formen neue natürliche Motive für seine Baukunst fände, welche denen der griechischen Meister nicht nachständen. Wie die Werkstatt und Probierstube des Schöp-

fers kam mir der Ur- und Bergwald Neuguineas vor, der hier die noch tief stehenden Beuteltiere ins Leben gerufen hatte, aus denen sich dann der Vierfüßlerstamm bis hinauf zu den höchsten Säugetierstufen entwickelte, der bei Erschaffung der Papageien noch ein Farbenklecker war, um mit den herrlichen Paradiesvögeln die Meisterschaft zu erreichen; aus dessen Hand die großen und kleinen, auf dem Erdboden wachsenden und die Baumkronen als Nährboden benutzenden herrlichen Orchideen hervorgegangen sind, von denen ich allein im Bergwald sechsundachtzig Arten feststellen konnte; zu dessen Lob und Preis sich am frühen Morgen der hundertstimmige Chor der reichen Vogelwelt erhebt: unzählige Taubenarten begrüßen mit ihrem Gurren das aufsteigende Tagesgestirn; das langgezogene und, wenn einmal gehört, nie mehr zu vergessende Flöten der roten und gelben Paradiesvögel mischt sich darunter; das klägliche Kinderheulen der blau und rot gefiederten Lauftaube klingt wehmütig darein. Dort plaudern, pfeifen und krächzen weiße und schwarze Kakadus, hier sprechen buntgefiederte Papageien, anderswo übt ein kleiner Vogel die Intervalle der achromatischen Tonleiter, bis er nach stundenlangem Neuansetzen sie beherrscht. Dort bläst ein gefiederter Kerl eine Kindertrompete, während mit heiserem Gekrächze die großen und die kleinen Raubvögel, vom Adler bis zum Hühnerhabicht, ihre Kreise ziehen und sich vergebens der fluggewandten, ihren Schabernack mit den großen Vögeln treibenden Stare zu erwehren suchen. Angstvolle Rufe ausstoßend, ziehen graue Krähen von Fruchtbaum zu Fruchtbaum, während aus den Schluchten das „Wawang" des zum Morgenbad schreitenden Großfußhuhns ertönt. Oft glaubte ich, auf einen Jahrmarkt in der Heimat versetzt zu sein, wo die Buden am dichtesten stehen, wo das Gedränge, das Rufen, Pfeifen, Schreien und Lärmen am größten ist.

Doch die höher steigende Sonne erfüllt den Wald bald mit ihrem Licht, jetzt wird es Zeit, auf die Nahrungsjagd zu gehen, es wird stiller, das Atzungsgeschäft wird nur noch von dem Flattern von Ast zu Ast, von Krone zu Krone und gelegentlichen

Warnungsrufen unterbrochen. Wenn ein Haufen von Scharen-Papageien auf einen Fruchtbaum einfällt oder ihn verläßt, schreckt man unwillkürlich in dem Glauben zusammen, daß ein abgestorbener Urwaldriese mit krachendem Geräusch niederprassle. Um die Mittagsstunden ist es ganz still, alles pflegt unter dem schattenspendenden Laubdach der Ruhe, nur die Grillen und Zikaden, welche fast pünktlich die sechste Morgen- und Abendstunde mit trommelbetäubendem Gezirpe verkünden, singen ihren „Gesang" weiter, der nur um die letzte Tagesstunde von dem Abschieds- und Dankeslied der Vogelwelt an das scheidende Sonnenlicht übertönt wird.

Klagende Rufe der Nachtvögel, der lautlose Flügelschlag des auf Raub ausziehenden Uhus, der die Fruchtbäume plündernden Fliegenden Hunde unterbrechen die Stille der Nacht, in deren Dunkel nicht nur die strahlende Sternenwelt von oben, sondern unten selbst Myriaden von Leuchtkäfern und phosphoreszierenden Hölzern hineinleuchten. Ja herrlich ist der Bergwald, dieses Erzeugnis heißester und senkrecht auftreffender Sonnenstrahlen und stärksten, bei uns nie geahnten Taufalles, mit seinem Windesbrausen und seiner ewig grünen Schönheit!





Drittes Buch

10

Zweiter Durchbruchsversuch



Schon hatte der den Nordwest halbjährlich ablösende Südost-Monsun eingesetzt, welcher der südlichen Hälfte der Tropeninsel die Regenzeit bringt, soweit man in diesem ozeanischen Klima mit seinen über das ganze Jahr ziemlich gleichmäßig verteilten Niederschlägen von trockeneren und regnerischen Perioden reden kann. Und mit ihnen war der größte Teil meiner Jungen, die in ihren Ortschaften Erholung gefunden hatten, zu mir in die westlichen Berge zurückgekehrt, um mir ihre Kräfte von neuem zur Verfügung zu stellen, um zu beweisen, wie ernst es ihnen mit ihrem Deutschtum war. Wir schrieben bereits April 1916, und noch war ein Ende des Völkerringens nicht näher gerückt. Aus den vereinzelten, mir von den Schwarzen aus den Küstengegenden mitgebrachten Wochenausgaben eines Nord-Queensländer „Käseblättchens“ „The Week“ war es unmöglich, sich ein Bild über den Fortgang des Riesenkampfes zu machen; nur so viel ging aus ihnen, allerdings stark verstümmelt, hervor, daß

Deutschland und seine Bundesgenossen Siege über Siege erfochten hatten, die aber den Hauptgegner England noch lange nicht seiner eigenen Siegeshoffnungen berauben konnten; in jeder Zeile war zu lesen, daß sich Großbritannien immer noch an die Hoffnungen eines baldigen wirtschaftlichen Zusammenbruchs der Zentralmächte klammerte.

Wohl brachten die aus der Küstennähe Zurückkehrenden wiederum die alte Hoffnung und Erwartung ihres Missionars mit, daß der Kriegsschluß nur noch eine Frage von Wochen sein könne, wohl klammerte auch ich Einsiedler mich an diesem Fünkchen Hoffnung fest, aber als der Mai verstrich, die erste Juniwoche unter vergeblichem Harren zu Ende gegangen war, da hielt es mich nicht länger, und ich trieb meine Leute an, erneut die Vorbereitungen zu einem zweiten Durchbruchsversuch über Land nach Nordwesten zum Abschluß zu bringen.

Für sämtliche Jungen wurden warme Decken, welche uns aus der Küstengegend in ziemlich großer Anzahl einzuhandeln gelungen war, bereitgestellt, Schlafsäcke daraus genäht, dicke Jacken, Hosen und Mäntel verfertigt, so daß wir den Unbilden der kalten Hochgegenden besser als im verflossenen Jahr trotzen konnten. Salz wurde in kleinen Mengen unauffällig aufgekauft, bis ein großer Sack gefüllt war, und Tabak angesammelt, Tauschwaren eingehandelt und daran gegangen, auf dem Weg des geheimen Einzelkaufes eine genügende Reismenge zu erstehen. Denn nur mit einem ausreichenden Reisvorrat konnte die lange Strecke bis zum neutralen holländischen Gebiet überwunden werden. Leider unterband die mir wenig freundlich gesinnte, durch gegnerische Drohungen eingeschüchterte und vielleicht selbst an Reismangel leidende Missionsleitung an der Küste diese Zufuhr. Nur einige Kilogramm pro Kopf brachten wir zusammen, dann hörte der Nachschub gänzlich auf. Ich konnte es der Missionsleitung nicht verdenken, daß sie mir auf keine Weise irgendwelche aktive Unterstützung zuteil werden ließ. Es stand zuviel auf dem Spiel für sie, auf deren Arbeitsgebiet der ob meines Widerstandes erbitterte Gegner sein be-

sonderes Augenmerk gerichtet hatte, da ich zufällig von einem dem zentralen Missionssitz nahe gelegenen Küstenplatz aus vor einem Jahr in das Innere abmarschiert war. Ich suchte daher auch keine Unterstützung von ihr, da ich zudem ihre Mitglieder durch den Neutralitätseid gebunden wußte. Aber den Eingeborenen zu verbieten, mir Feldfrüchte zu verkaufen, damit ich gezwungen sein würde, mich dem Feinde zu stellen, ferner einzelne Farbige in einer offiziellen Missionskonferenz ihres lange innegehabten Gehilfenpostens verlustig zu erklären, weil sie mir ihre deutschtreuen Dienste zur Verfügung gestellt hatten und noch unentwegt weiter zur Verfügung stellten, das dürfte für eine deutsche Mission doch zuviel des Guten gewesen sein.

Und was erreichte die Leitung durch ihr sonderbares Verhalten? Irre wurden ihre besten Zöglinge, nicht an ihrem von dem Sattelberger Missionar ihnen tief eingepflanzten und während der Kriegsjahre ständig neugestärkten Deutschtum, aber an der Aufrichtigkeit der Lehren ihres ältesten und ersten Missionsseniors, der ihnen nun, wo seine Lehren in die Tat umgesetzt werden sollten, das ihnen zwanzig Jahre lang Vorgepredigte zu tun untersagte.

Nein, sie ließen sich auch dadurch nicht abbringen, mit mir durchzuhalten, koste es, was es wolle, und wurden auch nicht kopfhängerisch, als ich ihnen klarmachte, daß uns der Mangel an Reis wiederum zu einem sehr langsamen Vordringen zwingen würde, und daß wir erneut auf die Jagdbeute und die damit eingetauschten Feldfrüchte der Hochlandpapua angewiesen sein würden. Keiner trat zurück; unter Absingen der Eingeborenenlieder, deren Fortbestand der Missionar Keyßer eifrig gepflegt hatte, betrieben sie die Vorbereitungen. Besonders zwei Lieder ertönten unaufhörlich in den Tages- und in den Nachtstunden. Als meine Kolonne, von ihrem Heimaturlaub zurückgekehrt, wieder vollzählig versammelt war, überraschte sie mich eines Abends mit dem fast fehlerlosen Absingen der schönen deutschen Weise „Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand". Von den Kâte-Jungen verstanden und eingeübt, bis es

saß, von den noch unberührten Hube und Burrum mitgesummt, klang es hell und voll in die Tropennacht hinein, einmal, zweimal — ich zählte nicht mehr, wie oft! Es war unser Ermunterungs- und Trutzlied geworden und erscholl in den folgenden Monaten und Jahren in den Küstengegenden, im tiefsten Innern, auf 4000 Metern Höhe und an den großen Flußläufen, in den Grasebenen und im dichtesten Bergwald und wurde mir der Abschiedsgesang, als ich im Dezember 1918 in der Begleitung eines australischen, verwundert zuhörenden Hauptmanns das Land der treuen Käte und die Küste Neuguineas verließ.

Und in den Zwischenpausen hub ein Vorsänger an, in einer eigenartigen Papuamelodie unsere Erlebnisse und Nöte, unsere Erfolge und Rückschläge auf der letzten Saruwaged-Wanderung zu besingen. Andere fielen ein, zuerst zögernd, dann mit voller Stimme, bis ihnen das Lied geläufig war und sich der ganze Chor daran begeisterte. Besucher zogen durch die Gegend, rasteten einige Nächte in einem Standquartier, vernahmen die neue Weise, lernten sie und trugen sie weiter von Dorf zu Dorf, von Tal zu Tal, von Stamm zu Stamm — sie war zum Volkseigentum geworden! So mögen einst bei uns die alten Volkslieder entstanden sein, deren Dichter und erste Sänger der Vergessenheit anheimgefallen sind, deren in Lied und Wort gefaßte Stimmungen und Eingebungen bis auf den heutigen Tag fortleben. Und ich durfte unter diesem primitiven Völklein die Parallele erleben! Wie oft war ich in den folgenden Jahren Zeuge davon, daß ein Mann seiner Klage über das verlorene Weib, seiner Freude über seinen gelungenen Jagdzug, seiner Errettung aus Krankheit oder Gefahren, seiner Verwunderung über das Können und die Fähigkeiten des weißen Mannes und dergleichen mehr, dichterischen Ausdruck verlieh, seine Gedanken mit Melodien schmückte und das fertige Produkt seinem engen Kreis von Freunden vortrug! Diese nahmen es auf, verbreiteten es von Ort zu Ort und lehrten das neue Lied, bis es von allen Stammesangehörigen gesungen wurde. Von Gastfreunden wurde der neue Sang über die Sprachgrenzen hinaus mit-

genommen, so daß derselbe nicht selten von einem einen fremden Dialekt sprechenden Völkerstamm weitergepflegt wurde, obwohl ihm bloß der Sinn der Weise verdolmetscht worden war, er die Worte selbst aber nicht verstand.

Sie sind ein gesangfreudiges Völklein, die Papua, besonders jene, welche die Hänge des Saruwaged besiedeln. Ganze Nächte hindurch dauern oft ihre Gesangsorgien, so daß ich, um Schlaf finden zu können, oft Ruhe gebieten mußte, besonders wenn ein neues Lied von „Wanderlehrern" mitgebracht und mit unzähligen Wiederholungen der Worte und der Strophen „eingetrichtert" wurde. Wenn man, wie ich, die monotonen Gesänge der westafrikanischen Völker gehört hat, denen jede melodiöse Führung fehlt, und die nur den Zweck haben, in tonleiterartigem Auf und Nieder die wilden Sudan- oder Bantu-Negertänze zu begleiten, so mußte man über die Reichhaltigkeit der Papuagesänge erstaunt sein. Zu ihrer, uns ganz fremde Tonintervalle aufweisenden Melodiebildung, die mir noch heute in lebhafter Erinnerung geblieben ist, versuche ich vergebens die passende Begleitung mit der linken Hand auf dem Klavier zu finden. Unmöglich ist es dem Kâte, Hube und Burrum z. B., einen halben Ton höher oder tiefer zu singen, wodurch unsere Weisen, von ihnen gelernt, eine nicht unschöne, aber doch sie fremdmachende Umsetzung erfahren. Zwei- und mehrstimmige Gesänge sind ihnen unbekannt, eine Minderheit nur singt in der wenig schönen Fistelstimme die höhere Oktave mit.

Unter Gesängen und unserem Marschlied „Ich hab mich ergeben" zogen wir Ende Juni wieder los, hinaus aus der Mittelgebirgslandschaft, in der die aus Lendentüchern zusammengesetzten schwarzweißroten Farben unbehelligt über jedem Dorfe flatterten, dem Saruwaged-Massiv zu, das wir, nun besser ausgerüstet als zuvor, wenn auch ohne den so notwendigen Reisvorrat, auf Grund unserer im Vorjahre gewonnenen Erfahrungen rascher zu bezwingen hoffen durften. Mich beseelte nur der eine Gedanke: heraus aus der blockierten fernen Insel

und über neutrales Gebiet zur Heimat, an die Front, wo jeder deutsche Arm sicherlich so dringend notwendig gebraucht wurde.

In flottem Klettern und Marschieren ging es die uns bekannten Hänge hinauf, über die Farngrasflächen hinweg, wo uns der Abmachung gemäß die Kombe-Leute mit Feldfrüchten erwarteten, welche wir mit dem beliebten Zahlungsmittel der Papua, mit Hundezähnen und Eberhauern, belohnten. So brauchten wir wenigstens nicht schon jetzt der zeitraubenden Jagd obzuliegen, um den Austausch der Feldfrüchte gegen Känguruhfleisch zu betreiben. Nach einer Woche schon erstiegen wir den ersten Saruwaged-Hochblock und tauchten in dem wohlbekannten, altgeologischen Vergletscherungsgelände unter. Regen, Schnee und Hagel schüttete der immer noch wenig wohlwollende Berggeist auf uns herab, aber die Unterschlupfplätze waren uns wohl vertraut, so daß wir seinen Liebenswürdigkeiten meistens zu entgehen vermochten, indem wir rechtzeitig eine schützende Höhle aufsuchten. Auch der Nebel machte uns außer starker Kälte, die meinen farbigen Begleitern wieder stark zusetzte, weiter keine Sorgen, da der Vormarschweg in mein Skizzenbuch eingetragen war, das mir neben Kompaß und Barometer ein zuverlässiger Führer war. Dieses Mal versuchte es der Berggeist sogar mit den hier früher nur selten erlebten Erdbeben, um uns abzuschrecken. Doch an solche Dinge waren meine Jungen gewöhnt; hatten sie doch in ihrer Heimatgegend nicht weniger als 200 Erdbebentage im Jahr auszuhalten, dazu schwerere und verderblichere, als es die tektonischen Erderschütterungen im weiten Innern, im Herzen der Halbinsel, zustande brachten. Wohl meinte Nodju, mein eifrigster und erfolgreichster Jagdjunge, daß er sich in seiner Pfahlhütte auch bei ordentlich schüttelndem Beben wohler fühle als hier in der bröckeligen und rissigen Kalkfelshöhle, von deren Decke sich ebensogut ein gefährlicher Steinbrocken lösen könne als das kleine Geröll, das sich beim Bodenschütteln über unsere Köpfe zerstreute. Sein Haus könne höchstens von seinen Pfählen herunterrutschen und zusammenklappen, ohne daß die leichten Konstruktionshölzer ihm und den anderen Hütten-

bewohnern Schaden zufügen könnten, aber wie, wenn nun die Decke auf uns herunterkäme?

Nun, sie stürzte nicht ein, aber in den nächsten Tagen konnten wir von den Kuppen des Waldkranzes aus beobachten, daß das Beben in den etwa 2000 Meter unter uns gelegenen und gut besiedelten Tälern ein großes Unheil angerichtet haben mußte. Einige Talschluchten sahen wie grün- und weißgefleckte Kühe aus, so zahlreich waren die neuentstandenen Abrutschstellen, deren bloßgelegte Kalkschicht grauweiß aus der Urwaldumgebung herausleuchtete. Wohl manche kleine Ansiedlung mochte auch diesmal mit in die Tiefe gerutscht und ihre Bewohner verschüttet worden sein, wie ich es einmal im oberen Kua-Tal erlebte. Doch die trüben Erfahrungen halten die Papua nicht ab, ihre Dörfer immer wieder erneut auf den vorspringenden, nach drei Seiten steil abfallenden Nasen der Berghänge anzulegen. Ihre Furcht vor nachbarlichen Überfällen überwiegt die Angst vor den zuweilen katastrophalen Wirkungen der Beben, und so setzen sie sich lieber der Verschüttungsgefahr aus, als daß sie die leicht zu verteidigenden Orte auf den nur von einer Seite angreifbaren Hangvorsprüngen aufgeben. Nur die Käte und die östlichen Hube, bei denen durch den Einfluß des Missionars Keyßer die Fehden nahezu abgeschafft sind, haben die der Absturzgefahr ausgesetzten Dorfplätze aufgegeben und größere Niederlassungen auf den festen, flach zu Tal führenden Hängen neugegründet.

Gleichwohl verzögerte sich unser Vormarsch, da uns die weiter westlich wohnenden Eingeborenen oft recht lange auf die Zufuhr von Feldfrüchten warten ließen. Mit Sorge sah ich, wie unser knapper Reisvorrat schon jetzt angegriffen werden mußte und bald auf die Hälfte zusammenschmolz. Wir mußten selbst in das Jangeng- und Tuap-Tal, die Täler der Quellflüsse des in die Preußenreede mündenden Adler-Flusses, hinabsteigen, um den Herantransport zu beschleunigen. Gern hätte ich das vermieden. Denn durch dieses Hinunter- und wieder Hinaufsteigen wurden unsere Marschfortschritte noch mehr beeinträchtigt

als durch die Unbilden der Hochregion. Viel später, als ich gerechnet hatte, stiegen wir endlich aus dem letzten Saruwaged-Berghof, wo wir am Jahresbeginn zur Umkehr gezwungen waren, die terrassenförmig abfallenden Hänge hinab und zogen auf der Mittelgebirgsbrücke zwischen dem Saruwaged- und dem Finisterre-Gebirge nach Nordwesten. Der feuchtwarme Bergwald nahm uns wieder auf, wir froren nicht mehr, sondern lernten wieder den Schweiß kennen. Bald blieb der eine, bald der andere stehen, um mit einem Holzstäbchen die blutabzapfenden Egel abzustreifen, gegen die es nur zwei wirksame Abwehrmittel gibt: Salz und Tabaklauge. Aber mit beiden mußten wir haushalten; ich verwendete lieber den kärglichen Salzvorrat zum Würzen der schalen Speisen, als daß ich Salz auf meine Socken rieb, was der Blutegel gar nicht vertragen kann, und was ihn von seinen Versuchen, sich durch die Maschen des Strumpfes zu bohren, um zur Saugstelle zu kommen, rasch abstehen läßt. Und meine Begleiter rauchten lieber das ihnen dürftig zugemessene Tabakquantum, als daß sie aus den grünen Blättern eine Lauge herstellten, die sie in Blechbüchsen sonst mitzunehmen pflegen und mit der sie Füße und Unterschenkel einreiben, was den Blutegel abfallen läßt, ohne daß er seine Blutgier befriedigt. Nicht weniger als 50 Egel las mir Lozoki am ersten Abend in unserem Waldeslager bei 2400 Metern Höhe ab; bis zu den Schulterblättern hatten sich einzelne unter der Kleidung hinaufgearbeitet und festgesogen.

Diese bis höchstens 2500 Meter ansteigende, in etwa 30 Kilometern Ausdehnung von Südosten nach Nordwesten streichende Mittelgebirgslandschaft bot den gleichen Landschaftscharakter wie das Burrum- und Hube-Tal und war von demselben Papuaschlage besiedelt, der nur ganz geringe Abweichungen aufwies, die durch die jahrhundertelang getriebene Inzucht bedingt sind. Wenn ich erwartet hatte, daß hier in der wärmeren Temperatur die zum Teil recht bedenklichen Erkältungskrankheiten eines Teiles meiner Begleiter zurückgehen würden, so blieb das leider eine Täuschung. Das heisere, von

10*

Auswurf begleitete Husten hielt an, die Klagen über Brust- und Lungenschmerzen ließen kaum nach; fast alle Jungen marschierten einher, Brust oder Stirn, zuweilen beide, mit Rotangschnüren eng eingebunden, ein unverständliches, aber über ganz Neuguinea verbreitetes Hilfsmittel, um den stechenden Kopf- oder Brustschmerz zu lindern. Ihre sonst so glänzende, glatte, von dunkelstem Schokoladenbraun bis zum Braungelb schwankende Hautfarbe hatte ein rissiges, mattes, aschgraues Aussehen angenommen — wie ich wußte, ein schlimmes Gesundheitszeichen. Aber sie ließen nicht nach, und mit Ausnahme zweier, die ich in Hängematten mittragen ließ, die aus Lianen- und Rotangschnüren gefertigt waren, machte keiner schlapp. Lediglich ein paar Tage in einem ordentlich gebauten Eingeborenenhaus neue Kräfte zu sammeln verlangten sie. Wir bogen denn auch, die schmale Wasserscheide verlassend, in eines der zahlreichen nach Süden der Markham-Ebene zustrebenden, dürftig besiedelten Täler ab, um in einer der hier bis zu 1600 Meter hoch gelegenen Papua-Niederlassungen mehrere Rasttage zu verbringen. Nach den zur Küste nordwärts streichenden Talgegenden abzuschwenken, vermied ich, um hintanzuhalten, daß die Australier von meinen Bewegungen Kenntnis erhielten und, wie sie es später taten, mir einen Querriegel im Nordwesten vorlegen könnten.

Eine große Aufregung herrschte in dem Papuagehöft, als wir dort überraschend einzogen. Nicht ob unseres plötzlichen, unvermuteten Erscheinens; zum Ausbüchsen war es zu spät, und zudem konnte sich einer meiner Käte-Jungen, Nguba, welcher vor Jahren mit seinem Missionar den Unterlauf dieser Flüsse bereist hatte, verständlich machen und unsere Wünsche übersetzen. So schwand die Furcht vor uns schnell, zumal wir eine Anzahl kleiner Känguruhs als Gabe mitbrachten, für die wir uns nach Papuasitte einen angemessenen Haufen Süßkartoffeln, Yam und Zuckerrohr „wiederschenken" ließen.

Nein, ein Mann war von dem Angehörigen eines Nachbarortes gespeert worden, daher die große Bestürzung, in der wir

sie antrafen und die allein die Ursache sein konnte, daß unsere Annäherung von den sonst so vorsichtigen Bewohnern nicht bemerkt worden war. Aber nicht nur Bestürzung, sondern auch eine große Verlegenheit sprach aus ihren Gesichtern und aus ihren heftig geführten Verhandlungen. Denn der Getötete hatte das größte Verbrechen begangen, welches das Papuagesetz kennt — er hatte Feldraub verübt, einige Yam-Knollen aus dem einem Nachbardorf gehörigen Felde gezogen und war dabei von dem Eigentümer erwischt worden. Und auf Feldraub steht nach den Rechtsbegriffen aller Papuastämme, die ich im Norden und Süden, Osten und Westen kennengelernt habe, Todesstrafe. Jeder bei diesem Vergehen Angetroffene darf an Ort und Stelle gespeert werden! Diese primitiven Stämme, welche für jedes Verbrechen eine Sühne kennen, die sogar in den kurzen Pausen der Fehden Entschädigungen an die Ortschaften geben können, deren Verlust an toten Kriegern den eigenen überschritt, die den so häufigen Ehebruch nicht weiter bestrafen als Gleiches mit Gleichem zu vergelten, kennen für Felddiebstahl nur die Todesstrafe.

Gemeinsam schlagen sie mit ihren kläglichen Steinwerkzeugen den Urwald nieder, räumen die gefällten Baumstämme auf, und dann verteilen sie untereinander die zu bestellenden Feldstücke. Mit unauffälligen Zeichen, zuweilen mit Stangen oder Strauchbündeln, grenzen die Familien oder Sippen die ihnen zugewiesenen Parzellen ab. Und nun vertrauen sie aufeinander, sind überzeugt, daß keiner die Früchte des anderen antastet. Gemeinsam rufen sie den Feldzauber für das Gedeihen der gepflanzten Nahrungsmittel an, jeder ist für das Ausjäten des Unkrautes in seinem Teilstück verantwortlich, der Häuptling oder Nachbar kümmert sich nicht um das Vernachlässigtwerden des Nachbarackers, aber auch keinem fiele es ein, wenn sein Vorrat auf die Neige gegangen ist, den seines Dorfgenossen zu seiner eigenen Verpflegung zu benutzen oder von seinem Überfluß dem anderen etwas abzugeben. Der Verschwender hungert dann lieber oder sucht für das Fehlende Ersatz auf

der Jagd, als daß er sich an den Ersparnissen des nachbarlichen Haushaltes vergriffe. Äußerst selten sind daher die Felddiebstähle, und die höchste Strafe steht auf diesem Vertrauensbruch.

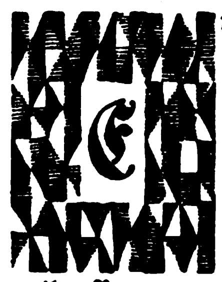
Mancher Mord und Totschlag von Weißen wäre in den verflossenen Jahrzehnten ungeschehen geblieben, wenn die Weißen, die als Anwerber, Goldsucher oder Paradiesvogeljäger in das Innere einzudringen suchten, diese Rechtsbegriffe gekannt oder nicht unbeachtet gelassen hätten. Dann hätten sie ihre Begleitjungen davon abgehalten, entweder offen oder heimlich aus den Papuaäckern Feldfrüchte ohne Vergütung zu holen. In nicht wenigen Fällen haben die empörten Eingeborenen, eben von den ihnen festsitzenden Rechtsanschauungen ausgehend, an dem Weißen und seinen fremden farbigen Begleitern das Strafgericht vollzogen.

Die Verlegenheit unter unseren Wirten war also groß. Was war zu tun? Auf der einen Seite mußte der Seele des Erschlagenen Genugtuung und Ruhe verschafft werden, sonst wird sie sicher der Familie manch bösen Schabernack spielen. Auf der anderen Seite war der Felddieb mit Recht von seinem Schicksal ereilt worden. Wir versuchten ihnen zuzureden, es bei einer Sühneforderung bewenden zu lassen. Wie aber der Konflikt gelöst worden ist, wissen wir nicht, da wir schon nach zwei Tagen Rast weiterzogen, um das trockene Wetter möglichst auszunutzen. Ich hatte ja nur den einen Drang — vorwärts nach Holländisch-Neuguinea und von da ab, wenn es nicht anders ginge, als Steward oder Kohlenschipper in die Heimat!

Und so langsam ging es vorwärts! Der Mangel an Reis und eines genügenden Vorrats an Tauschwaren machte sich bei den uns gänzlich unbekannten Bewohnern dieser Strecke erst recht fühlbar, und viele Tage gingen uns durch Jagdzüge verloren, um die erlegte Fleischbeute gegen Feldnahrung eintauschen zu können. Auch mit der Jagdmunition hieß es haushälterisch sein, wir griffen zu Gruben und Fallen, um der kleinen Wallabis und Opossums habhaft zu werden.

11

Zu der Markham-Ramu-Senke



nde August schrieben wir bereits, als wir die Wasserscheide zwischen Markham und Ramu erreichten. 400 Meter Seehöhe maß der grasbewachsene, breite, nach Nordwesten und Südosten glacisartig zu den beiden großen Senkungen abstreichende Rücken. Wie lange war es her, daß ich so tief gelegenes Gelände durchzogen hatte! Einzelnstehende Bäume, zuweilen Baumgruppen, seltener Galeriewaldstreifen, unterbrachen die weite, einförmige Grasfläche und gaben ihr das Aussehen einer lichten Baumsavanne. Etwa 20 Kilometer nach Südosten zu bewiesen Kokospalmgruppen, daß die dem Markham zugeneigten Hänge besiedelt waren, während das nach Nordwesten spähende Auge vergebens nach den gleichen Anzeichen an den Quellen des so mächtigen Ramu-Flusses suchte. Sie ist Niemands-Land, diese flache Wasserscheide zwischen den beiden Hauptströmen der östlichen Hälfte des Kaiser-Wilhelm-Landes, unbewohnt trotz ihrer sanften Gestaltung, ihres nicht unfruchtbaren Bodens, neutrales Jagdgebiet der sich seit undenklichen Zeiten bekriegenden oberen Markham- und Ramu-Völkerschaften. Azeras nennen sich die auf der Südostseite wohnenden melanesischen Dörfer, über deren Ausdehnung und Zahl ich auf dem Rückweg erstaunen sollte.

So gern ich ohne weitere Verzögerung die Nordwesthänge der Wasserscheide heruntermarschiert wäre, um möglichst bald an die oberste Grenze der Schiffbarkeit des Ramu-Stromes zu gelangen, war ich doch meiner teilweise schwer leidenden Jungen wegen gezwungen, die nahen, südöstlich gelegenen Hütten der Azera aufzusuchen, deren Kokospalmplantagen geradezu hypnotisierend meine Begleiter anzogen, welche die hochgeschätzte

Nuß so lange entbehrt hatten. Nun, in Anbetracht der überstandenen und unser sicher noch wartenden körperlichen Anstrengungen sollten sie sich wieder einmal ordentlich den Wanst anfüllen, eine Betätigung, in der sowohl Papua wie Melanesier Unglaubliches zu leisten vermögen. Eine Taroknolle nach der anderen, im Feuer geröstet oder im Kochtopf gedämpft, eine Unmenge Bananen, auf mannigfache Art und Weise zubereitet oder im reifen Stadium von der großen Traube gebrochen, Bataten, Yam, Beuteltiere, Schweine- und Hundefleisch, dazu die schmackhaften Kokosnüsse verschwanden tagsüber in dem unersättlichen Magen der Jungen. Und während der Nacht war der erste Griff bei einem Zwischenerwachen nach der bereitliegenden Speise, um das während des Schlafes entstandene Loch im Bauche auszufüllen. Gern brachten die einen friedlichen Eindruck machenden Azera ihre Schätze an, gegen die wir leider nichts anderes einzutauschen hatten als einen Teil unseres unentbehrlichen Werkzeuges.

Wie wir hörten, sollte ein Missionar vor wenigen Monaten bis zu dem weiter gelegenen Hauptort dieses Stammes, der zweifellos melanesischer Herkunft ist, seine Besuche ausgedehnt haben. Ferner seien erst vor kurzem auch andere Weiße mit Feuerwaffen stromaufwärts gekommen, die mehrere Leute ihres Nachbarstammes getötet, eine Anzahl davongeschleppt hätten. Das konnten nur australische Soldaten oder Anwerber gewesen sein, welche die ihnen einen guten Nebenverdienst einbringende „Zivilisierungsarbeit" bereits bis zum Oberlauf des Markham ausdehnten. Plötzlich seien die Weißen, wie uns weiter erzählt wurde, unter Zurücklassen einer stattlichen Anzahl farbiger Polizeijungen, welche aber bald darauf nachgefolgt seien, zur Küste zurückmarschiert und seitdem nicht mehr gesehen worden.

Unangenehm war es für mich zu hören, daß das ganze Markham-Tal, die Bewohner des Adler-Flusses, von meinem Zug über den Saruwaged vernommen hatte. Die rasch und exakt arbeitende Nachrichtenübermittlung mit Hilfe der großen Trommeln hatte unseren Höhenzug, unseren Tauschverkehr mit

den zu oberst gelegenen Dörfern mit Windeseile talabwärts gemeldet. Diese Trommeln bestehen aus einem ungefähr zwei Meter langen, dreißig bis vierzig Zentimeter im Durchmesser starken Baumstammstück, das ausgebrannt und ausgehöhlt wird, bis die Wandungen nahezu papierdünn sind, an der Oberfläche ist es mit einem langen schmalen Schlitz versehen, und wird zum Gebrauch mit Holzknüppeln bearbeitet. Wie froh war ich, daß ich es vermieden hatte, außer mit den Kombe auch noch mit anderen auf dem Nordhang des Saruwaged wohnenden Völkerschaften in Verbindung zu treten. Denn dann wüßten die in Friedrich-Wilhelmshafen sitzenden Australier bereits von meinem erneuten Durchbruchsversuch und hätten ihre Absperrungsmaßregeln treffen können. Es war nicht unwahrscheinlich, daß der plötzliche Abmarsch dieser britischen Markham-Abteilung zur Küste mit den Trommelmeldungen in Zusammenhang stand; aber wir strebten ja nach Nordwesten, nicht nach der Küste Hüon-Golf und hatten einen solchen Vorsprung, daß es für eine nachziehende Abteilung ausgeschlossen war, uns einzuholen. Somalu, das Sprachgenie unserer Expedition, das bereits vor Jahren mit seinem Missionar bis zu den Nachbarn der Azera, den Chiffussi, vorgedrungen war, verdolmetschte mir diese Nachrichten. Ich benutzte sie, um meinen Jungen klarzumachen, daß, je eher wir aufbrächen, desto größer die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges sei. Und die braven Kerle rissen sich von ihren „Fleischtöpfen“ los und stampften tapfer und unverdrossen dem Ramu zu. Wenn es uns gelänge, in diesem großen schiffbaren Fluß einige Kanus zu erwerben, unbemerkt die Talfahrt bis zur Küstengegend oder zur Bifurkation mit dem Töpfer-Fluß durchzuführen! Dann läge ein großes Stück der noch so weiten Strecke bis zum neutralen Gebiet ohne allzu schwere Strapazen hinter uns, und das Gelingen unseres Durchbruchs wäre in den Bereich der Wahrscheinlichkeit gerückt!

Nach zweieinhalbtägigem starken Marsch schliefen wir bereits in den ersten Niederlassungen der Ramu-Bewohner, Melanesier, welche die Völkerwanderungswellen die breite Strom-

ebene hinauf bis tief in das Innere der Insel hineingetragen hatten. Zuerst dürftige, dann reichere Kokospalmenbestände schmückten ihre Niederlassung, deren rechteckige, mit Sagopalmenblatt bedeckte Hütten auf Pfahlrosten verstreut umherstanden. Das ausgedehnte, von Galeriewäldern durchsetzte Überschwemmungsgebiet läßt den Eingeborenen nicht allzuviel Raum für den Anbau ihrer Feldfrüchte. Die Verbindung untereinander halten sie auf dem Hauptstrome und seinen Seitenarmen und den Wasserrinnen der versumpften Gebiete aufrecht. Landpfade können nur streckenweise benutzt werden, allzuoft werden sie von Wasserbecken unterbrochen, welche die Flußbewohner hier am Oberlauf auf einfachen Flößen, im Mittellauf bereits auf stattlichen Kanus überwinden.

Immer neue Gegensätze bot diese große Insel! Noch vor kurzer Zeit hatten wir befürchtet, in den sich heute hinter uns auftürmenden Hochregionen zu erfrieren, hier atmeten wir erschlaffende Treibhausatmosphäre, lief uns der Schweiß beim Wandern in den unerträglich heißen, von drei bis vier Meter hohem Schilf- und Elefanten-Gras bewachsenen Strecken in Strömen herunter. Dort oben die stacheligen Büschelgrasflächen, die jedes wärmenden Feuerholzes entbehrten, hier unten, von der Vergletscherungszone nur zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer Luftentfernung getrennt, die weite Alang-Grasebene mit ihrem dürftigen, durch das jährliche Abbrennen verkümmerten Baumwuchs, mit ihrem Überfluß an Feuerholz, das entweder an den Flußufern angeschwemmt war oder in den die weite Niederung durchziehenden Waldstreifen gefunden werden konnte. Auf dem durch die verhältnismäßig schmale Mittelgebirgslandschaft getrennten Saruwaged-Massiv neben den bitteren Preiselbeeren nur die Känguruhfleisch-Nahrung und die herben Himbeeren, hier in der Tiefe außer den zahlreichen Feldfrüchten und dem saftigen Zuckerrohr, welches hier die Höhe von drei bis vier Metern erreichte, die schmackhafte Kokosnuß und nicht weniger als neun verschiedene Bananenarten, deren eine süßer als die andere schmeckt. Hatten wir noch wenige Tage zuvor in den

gießbachartig zu Tal strömenden Flüssen lediglich den Aal angetroffen, so durften wir uns hier der verschiedenartigsten Flußfische erfreuen, welche zumeist der Wels-Gattung angehören. Wenige Kilometer nordwärts hatten wir noch im Kreis der unvermischten Bergpapua gesessen, hier haust der rein melanesische Volksschlag, mit seinem viel ausgeprägteren schärferen Nasenbein, seiner besseren Kinnbildung, seinen dünneren Lippen, seiner weniger konvexen Oberlippenform und seinem höheren, schlankeren Körperbau. Waren von dem über 4000 Meter hohen Wallkranz des Saruwaged, ja noch von der Krete des zuletzt durchzogenen, dicht bewaldeten Mittelgebirges die Augen über die steil zu Tal stürzenden Hänge hinweg, über die unendliche Seefläche hinaus zum fernsten Horizont geglitten, so bot ihnen hier unten nur die nordwestlich ziehende Ramu-Ebene einen allerdings schier unbegrenzten Fernblick, während ihnen die sich jäh auftürmenden Wände des Finisterre-Stockes und der niederen Küstenberge im Norden und das Bismarck-Gebirge im Süden nach den Seiten zu ein enges Ziel setzten. Besonders die letztgenannte Hochkette mit ihren zahlreichen Talschluchten und bewaldeten, zackigen Kuppen zog unsere Blicke magnetisch an, als ob uns eine Vorahnung sagen wollte, daß es uns bestimmt sei, auch diese Gebirgsmauer noch zu bezwingen.

Nicht viele Tage dauerte unsere Talfahrt, zuerst auf selbst fertiggestellten Flößen, dann auf Ausleger-Einbäumen, welche wir nur nach langwierigen Verhandlungen hatten mieten können; wir hatten ja nichts mehr, um einen Gegenwert zu bezahlen. Schon während der Mietunterhandlungen war das sich von Tag zu Tag wiederholende Gerücht zu uns gedrungen, daß farbige, von mehreren Weißen geführte Soldaten-Abteilungen in der die Astrolabe-Bai vom Ramu-Oberlauf trennenden Mittelgebirgslandschaft herumgeschossen und dabei mehrere Eingeborene getötet hätten. Ein andauerndes Trommeln mit den Alarmtrommeln aus den Bergen heraus, und von den Flußbewohnern fortgesetzt, schien die Nachricht zu bestätigen. Waren es gegnerische Kräfte, die vielleicht von unserem Vor-

marsch vernommen hatten, und die uns die verhältnismäßig niedrige Berggegend westlich der Astrolabe-Bucht zu verlegen beabsichtigten? Nun, das hätte uns gleichgültig sein können, da wir bereits an der Landenge vorbei waren und schon ein gutes Stück stromabwärts gerudert sein würden, bis diese Abteilungen selbst aus den Bergen an den Ramu-Oberlauf herausgetreten sein konnten. Oder waren es Anwerber, welche hier Sklaven machten, um die bisher noch nicht unter Regierungsgewalt stehenden, ziemlich dünn angesiedelten Papua als Arbeiter zu Regierungsstationen zu bringen oder gegen einen hohen Kaufpreis an Pflanzungen abzugeben?

Kräftig regte sich in mir die Lust umzukehren und dem Gegner in dem uns vertrauten Gelände eine empfindliche Schlappe beizubringen. Nur die Überlegung hielt mich von dem Unternehmen ab, daß sowohl unser Durchbruchsversuch aufs Spiel gesetzt werde als auch daß die Rache der Australier nicht uns, sondern die blühenden Pflanzungen um Stefansort und Friedrich-Wilhelms-Hafen sowie die dort wirkenden evangelischen und katholischen Missionsgesellschaften treffen würde; das war ja so oft angedroht und gelegentlich des Überfalls auf meine beiden Polizeimeister Konradt und Banick im Februar 1915 und durch die Deportationen der Missionare Flierl und Raum auch schon in die Tat umgesetzt worden.

Nun schrien aber auch von unterstrom her die Alarmtrommeln, und deren Bedeutung sollte uns erst am vierten Tag der Talfahrt durch entgegenkommende Kanus klargemacht werden. Auch in Angorum am Sepik, am Ramu selbst, nicht nur an seiner Mündung, sondern schon drei Tagereisen oberstrom, etwa an der Stelle, wo die vermutete Bifurkation zwischen Ramu- und Töpfer-Fluß zu suchen ist, standen oder marschierten von Weißen geführte farbige Kolonnen, und ein Kriegsschiff lag vor der Ramu-Mündung.

Nun war kein Zweifel mehr, unser Marsch über den Saruwaged und das Mittelgebirge war dem Kommandanten von

Friedrich-Wilhelms-Hafen auf irgendeinem Weg bekanntgemacht worden, und er hatte seine umfassenden Vorbereitungen getroffen, um uns den Weg durchs Küstenhinterland sowohl als auch durch die Ramu-Sepik-Senke zu verlegen. Uns nach vorwärts in der Ebene durchzukämpfen, war mit meinen zum Dritteil schon kranken Leuten unmöglich; denn auch die Fluß-Melanesier, von dem Gegner durch Versprechungen und Geschenke aufgehetzt, nahmen eine drohende Haltung an. Ihre Versuche, unsere Einbäume des Nachts zu stehlen, mußten mit der Waffe zurückgewiesen werden. Die Feldfrüchte-Zufuhr hörte ganz auf, unser bereits zur Hälfte aufgezehrter Reisvorrat mußte wiederum angegriffen werden. In einigen Tagen würde er aufgegessen sein und was dann? Mit der Büchse in den Händen fischen? Den Eingeborenen mit Waffengewalt Feldfrüchte, Kokosnüsse und andere Lebensmittel wegnehmen und dabei in der Front und im Rücken durch starke, von Weißen geführte Abteilungen in dem ungünstigen, ebenen Gelände angegriffen werden? Nein, ehe wir einen solchen Verzweiflungskampf kämpften, dessen Ausgang nicht unklar sein konnte, wollten wir erst den letzten Ausweg einschlagen, der dem von mir geplanten Durchbruchsversuch nach Holländisch-Neuguinea einen Erfolg geben könnte; hinein und hinauf in das Bismarck-Gebirge, dessen Papua-Bewohner, wenn auch noch nie von einem Weißen berührt, uns sicherlich mit Lebensmitteln aushelfen würden, weil sie den Aufreizungskünsten des Feindes unerreichbar waren. Die bewaldeten Höhen und Täler beherbergten zweifellos Kasuare, Känguruhs und Tauben in Menge; der von Südosten nach Nordwesten streichende Hauptrücken bot uns einen gesicherten, wenn auch schwierigen Vormarschpfad zur Grenze. Folgte uns der Gegner hinauf, so waren wir eben durch unsere Erfahrungen im Gehen und Ausnützen des Hochgebirges überlegen; er vermochte in dieser jähen und zerrissenen Hochkette nur mit kleineren Abteilungen zu operieren, welche wir mit leichter Mühe einzeln abschütteln konnten.

12

Die ersten Wochen im Bismarck-Gebirge



Doch er folgte uns nicht. Er mochte wohl erwartet haben, daß wir ihn durch ein zeitweiliges Abschwenken in die südlichen Berge hinein nur irrezuführen suchten, um nach seinem Abzug von neuem die Talstraße zu benützen. Mochte er sich nur da unten in den Sumpfniederungen eine kräftige Malaria terziana und tropica holen! Wir stiegen höher und höher, durch schönen festwurzelnden Bergwald, durch die auf Stelzwurzeln stehende Mooswaldregion dem Kamme zu. Die wenigen, offen gebauten Niederlassungen der Papua, durch die wir zogen, trugen die Spuren eiligster Flucht. Die als Türen dienenden kleinen Löcher in der Frontwand der quadratischen, auf Pfählen stehenden, mit Baumrinde ummandeten und mit Grasdächern versehenen, ziemlich erbärmlichen Hütten waren verrammelt, aber das größere Hausgerät war drinnen geblieben. Die Asche des verglommenen Holzes auf den Feuerplätzen war noch heiß. Nicht eine Seele, nicht Schweine noch Hunde waren zu erspähen. Wie wir später erfuhren, hatten die ängstlichen Bergbewohner von den Schießereien in der Ramu-Ebene gehört und waren aus Furcht, daß nun die Reihe an sie käme, auf die Meldung von unserem Marsch in ihre Bergorte hinein, in ihre abgelegenen Waldverstecke geflüchtet. Nur zu gerne wäre ich entlang dieser in einer Seehöhe von 12—1600 Metern besiedelten Terrasse unserer Vormarschrichtung nach Nordwesten gefolgt. Aber nach den vorausgegangenen Erfahrungen mußte ich dann sicher sein, daß Trommel-„Telegramme" von Seitental zu Seitental, von Schlucht zu Schlucht hangabwärts folgen, die den Gegner auch hier über die Richtung und die Zeit unseres Vor-

marsches aufklären würden, wie es bei den Azera der Fall gewesen war. Um dem Feind unsere Pläne und Absichten möglichst lange zu verbergen, damit er nicht rechtzeitig neue Riegel vorlegen könnte, sahen wir uns gezwungen, auf oder jenseits des Kammes der Bismarck-Hochkette, je nach den Gelände- und Besiedelungs-Verhältnissen, nach Nordwesten vorzumarschieren.

Bald umwehte uns wieder der kühle, frische Bergwind, der das Ansteigen so erleichtert, der den Schweiß schnell trocknet, so daß sich die Körperhaut infolge der raschen Verdunstung der Schweißperlen angenehm kühl anfühlt. Die wohlbekannten Grasflächen auf den zuerst sanft, dann in Flußsohlennähe steil abfallenden, mit Yamfeldern bedeckten Hängen nahmen uns auf; tief eingeschnittene, von dichtem Buschwald eingesäumte Nebenflußläufe wurden überquert und die höchste, hier nur auf 1700 Metern Seehöhe gelegene und von ihren Bewohnern im Stiche gelassene Ansiedlung durchzogen. Dann ging es wieder in den mit dürftigem Unterholz bestandenen, festgründigen Bergwald hinein, in dem sich mit lautem Geschrei die Kasuare bekriegten, die weißen und schwarzen Paradiesvögel krächzten, unzählige Tauben gurrten und die Blutegel den Eindringlingen das Leben sauer machten. Die ewig feuchte Mooswaldregion wurde durchschritten, auf deren glatten Stelzwurzeln der Fuß des Wanderers fortgesetzt ausgleitet, so daß sich auch jetzt wieder der kurze Fluch eines Hingestürzten in das Vogelkonzert einmischte. Wohin man trat, langte, streifte, alles triefte wie ein vollgesogener Schwamm, und die naßkalte Feuchtigkeit machte uns in den vom Wasser vollgesogenen Kleidungsstücken erzittern. Da war es eine Erholung, wenn wir für wenige Kilometer in die von 2700 Metern ab die Waldzone unterbrechenden Farn- und Grasflächen hinaustraten, in denen die Sonne unbehindert ihre trocknende Kraft zur Geltung bringen konnte. Aber hier spähten die Blicke vergebens umher, um kleine Teiche oder größere Bergseen zu finden, wie wir sie im Cromwell und Saruwaged in dieser Meereshöhe bereits angetroffen hatten. Kein saftiger Entenbraten, kein schmackhafter Fisch brachte hier Ab-

wechslung in unsere eintönige, täglich mehr beschnittene Reis- und Feldfrüchte-Mahlzeit.

„Master, salt belong all men altogether finished!" („Herr, unser Salz ist ausgegangen!") „Altogether boy like new fellow!" („Alle Leute brauchen neues!")

Freilich, das so süßlich schmeckende Känguruhfleisch, der gekochte Reis schmecken ohne diese Zutat sehr fad, und ich beorderte die Last zu mir, in welcher der kostbare, nicht allzu reiche Salzvorrat aufbewahrt war, und der nur von mir selbst geöffnet und verteilt werden durfte.

Wie hatten uns die Papua und Melanesier in den Bergen und in der Ramu-Markham-Senke um dieses seltenste und geschätzteste aller Genußmittel der Inländer angebettelt, aber wir hatten nicht eine Handvoll von der uns so karg zur Verfügung stehenden, unentbehrlichen Würze abgegeben.

„No got!" („Keins da!") war die jedesmal kategorisch gegebene Antwort meines dolmetschenden Jungen, und nur verstohlen, wenn kein Eingeborener sie dabei beobachten konnte, hatten sie die kostbare Zutat in ihre Speisen getan.

„Aber nur halbe Rationen von heute ab!" warnte ich im voraus meine Jungen, die nun nach der Salzlast suchten.

„Master, me no savez find em!" („Herr, wir können die Last nicht finden!") — ein Hin- und Herreden, ein Durcheinander von fragenden und erwidernden Stimmen, von Vorwürfen und Drohungen, das Salzpaket war nicht mehr zu finden. Jeder Rucksack wurde ausgepackt, in jedem Gepäckstück wurde nachgeforscht — wir hatten kein Salz mehr! Wo es verschwunden, versehentlich zurückgelassen oder gestohlen worden war, wußte niemand zu melden. Vorwürfe und Schimpfen halfen nichts, und so machten wir uns schweigend und verbissen über das ungewürzte, widerlich süß schmeckende Känguruhfleisch her. Ich folgte dem Beispiel einiger ganz Schlauer und röstete den vorgekochten Beuteltierschlegel in der heißen Asche, ließ ihn halb verkohlen, um den brenzligen Geschmack als Würze mit hinunterzuwürgen. Nun hieß es also, zu dem Salzgras der

Papua-Hochstämme unsere Zuflucht zu nehmen, es zu verbrennen und auszulaugen und mit diesem Ersatzmittel die Speisen genießbar zu machen. Meine Geschmacksnerven hatten sich schon an vieles gewöhnt, mit diesem Eingeborenengewürz wurden sie aber nie fertig, und mit Grauen denke ich an die salzlosen Monate zurück.

Unsere Reisportionen bis auf wenige aufgebraucht, kein Salz mehr — wenig licht waren unsere Gedanken, als wir weiter aufwärts ziehend zunächst in einen dichten Bambuswaldgürtel eintraten, danach in die farbenprächtige Rhododendronregion hinausschritten, und es hieß alle Energie zusammenraffen, um nicht schon jetzt den Durchbruchversuch aufzugeben oder wenigstens umzukehren, um irgendwo und auf irgendeine Weise etwas Salz und Reis zu beschaffen.

Aber noch entsank uns nicht der Mut, und unter gegenseitigem Anfeuern erreichten wir die Farngrasflächen, die sich nahe dem dichtbewaldeten, vielkuppigen Kamme des Bismarckgebirges ausdehnten. Hier fanden wir wieder Dornbüsche, Alpenrosen und -veilchen, blauen Enzian und die gewundenen Quellflußläufe, an deren moorigem, gespaltenem Grund die altbekannten und gespensterhaften Farnbäume ihre zartgefiederten Wedel im Wind bewegten.

„Master, this fellow mountain all the same mountain belong boundar dary mark!" („Herr, hier sieht das Land genau so aus wie jenes im Grenzgelände!") rief mein standhafter Etapesoldat Tawureh aus. Und er hatte recht! Man hätte glauben können, um zwei Jahre zurückversetzt zu sein, in die Hochregionen an dem ersten Grenzknick um den 147. östlichen Meridian herum. Nur fehlten hier die tiefschwarzen, mit helleuchtendem Quarz durchsetzten Tonschieferschichten, die dort unten an den Abrutschstellen und in den tief eingefressenen Bachläufen zutage getreten waren. Hier strahlten weißgraue Kalkwände das auftreffende Sonnenlicht grell zurück. 2900 Meter las ich auf dem Aneroid ab, als wir uns aus knorrigen Sträuchern und Gras in einer windgeschützten Mulde eine Unterkunftshütte er-

richteten. Die wenige Kilometer nach Süden vorgelagerte bewaldete Kuppe mochte wohl 250 bis 300 Meter höher sein. Wallabis schienen in Massen hier oben zu sein; denn nach kurzem Jagdgang kehrte fast jeder der Jungen mit einem erlegten Tier zurück, deren pelzige Felle wir sorgsam abzogen, deren Fleisch — ein Ausdruck, der fast nur auf die Schenkel angewendet werden darf — wir über dem Feuer am Spieß rösteten, in Gedanken und Worten der glücklichen Zeit gedenkend, in der wir eine tüchtige Salzwürze hatten zusetzen können. Immerhin ein Trost, daß uns die Gegend Jagdbeute genug liefern würde, um damit bei den Eingeborenen Feldfrüchte einzutauschen, so daß wir mit den letzten zur Verfügung stehenden Tauschwaren: Hundezähnen, Eberhauern, kleinen Fleischmessern, noch ein gutes Stück vorwärts kommen konnten. Wenn nur die zahlreichen, in den unbeschreiblich schönen Farnschluchten wuchernden Himbeeren weniger herb gewesen wären und weniger im Hals gekratzt hätten! Denn bei allen Jungen war infolge der unaufhörlichen Hustenanfälle der Hals ganz wund geworden, so daß der Speichel blutige Beimengsel aufwies. Auch über Kreuzhacken und Spaten verfügten wir nicht mehr, um, wie wir es früher mit so großem Erfolg getan hatten, unsere Unterkunftshütten in den Boden einzugraben und uns so vor der eisigen Temperatur und den schneidenden Winden besser zu schützen.

Während meine Begleiter die wärmende, den Reif lösende Sonne abwarteten, bestieg ich in der Morgenfrühe mit dem nimmermüden Dreigestirn Lozoki, Ngodju und Tawureh die vor uns liegende Kuppe, von der aus ich Einblick in das südliche und südwestliche Gelände zu gewinnen hoffte. Schon nach drei Viertelstunden standen wir auf dem höchsten Punkt der weitläufigen Erhebung, deren Knüppelwaldbewachsung jede Rundsicht verhinderte. Nur der oberste Ast eines schwankenden Baumes gab den Ausblick nach Süden und Westen frei genug, um feststellen zu können, daß wir den Kamm der Bismarckkette gewonnen hatten, von der aus die scharfkantigen, dicht bewaldeten Rückenlinien zuerst in jähem Abfall, dann in allmählich langsamere Ab-

dachung übergehend, nach Süden strebten. Sie umschlossen enge Talschluchten, deren Wasser sich nach Süden, Südosten und Südwesten in ein unentwirrbares Gebirgsland zu verlieren schienen. Ob sich im fernen Süden ein zweiter, zum Bismarckgebirge parallel laufender Hochstock auftürmte, schien unwahrscheinlich, doch verhinderten die aus den Tälern von der erwärmenden Sonne emporgezogenen schneeweißen Wolkenballen einen endgültigen Schluß über die orographische Gestaltung. Genug, daß wir festgestellt hatten, daß es da drüben abwärts ging, daß etwa tausend Meter unter unserem, mit 3150 Metern Seehöhe gemessenen Standort in etwa zwanzig Kilometer Luftentfernung direkt südlich von uns helle Grasflecken durch die Wolkenlücken heraufleuchteten, in denen wir wohl auch Spuren oder Jagdpfade etwa hier hausender Bergbewohner treffen konnten. Vielleicht hatten wir auch Glück, bereits dort die vermuteten Niederlassungen vorzufinden.

Mit dieser Hoffnung zog unsere Kolonne, deren dritter Teil aus Kranken und Krankenträgern bestand, über die Wasserscheide, kletterte und stieg mit dem Beginn der zweiten Oktoberhälfte die schlüpfrigen Steinhänge hinunter und erreichte wirklich noch an diesem Tage eine kleine zerfallene Jagdhütte, die wir zu unserem Rastplatz für die Nacht erkoren. Noch hatte der Südost nicht eingesetzt, so daß wir auf der Leeseite des Bismarckgebirges von den kalten Winden und ihren reichlich mitgeführten Niederschlägen weniger zu leiden hatten. Das Thermometer fiel in der Nacht nicht unter zwölf Grad Celsius, für 2300 Meter Seehöhe eine „mollige“ Temperatur, die mich verführte, unter freiem Himmel zu schlafen, um dem beißenden Rauch in der niedrigen Hütte zu entgehen. Aber der starke Taufall trieb mich bald zu meinen schnarchenden, hustenden, im Schlafe redenden, schreienden und ächzenden Jungen hinein; denn ein Zelt hatte ich längst nicht mehr. Der Wind hatte es vollkommen in Fetzen zerrissen, und wir hatten die guten Reste zu Lendentüchern zerschnitten, welche einem Teil meiner Soldaten zum Umkleiden dienten.

„Master, this fellow Kanaka belong mountain kaikai man finished (Herr, diese Bergleute haben eine Menschenfleischmahlzeit gehalten)", beantworteten meine Jungen meine Fragen, was für ein durchdringender, bestialischer Gestank auf einmal unsere Geruchsorgane beleidigte. Wir waren seit einer Stunde aus der Waldregion in die grasbedeckten Hänge hinausgetreten und, einem stark betretenen Pfad folgend, zwischen zwei talwärts streichenden, jede Aussicht versperrenden Waldzungen abwärts marschiert, als plötzlich dieser unbeschreiblich häßliche Geruch zuerst leise bemerkbar, dann aber in voller Stärke uns entgegenschlug. Einige hundert Schritte weiter, und wir standen auf der rauchenden Trümmerstätte einer kleinen Ansiedelung, deren Hütten bis auf die Pfähle niedergebrannt waren, auf deren freiem Platz verkohlte Reste von Hausgerät herumlagen. Zwischen zerschlagenen Holzmulden und Topfscherben lagen Schädel und Knochen von Menschen verschiedenen Alters, von Männern, Weibern und Kindern. Eine vergessene, halb verkohlte Hand, ein Schädeldach, auf dem die abgesengten Haarwurzeln bestialisch rochen, wurden aus den Trümmern hervorgezogen — es war kein Zweifel mehr, daß vor höchstens vierundzwanzig Stunden hier eine Kannibalenmahlzeit stattgefunden hatte! Wie später noch oft, so trat mir hier der ganze Schrecken dieser grausamen Sitte unverhüllt entgegen. Sie ist es, nicht Epidemien und andere Krankheiten, nicht Unterernährung oder Folgen der Inzucht, welche unter der Papua-Bevölkerung der ganzen Insel so fürchterlich aufräumt; ihr ist der Bevölkerungsstillstand, ja der Rückgang zuzuschreiben, da ihr nach meinen fünfjährigen sorgfältigen Aufzeichnungen in der östlichen Hälfte von Kaiser-Wilhelms-Land fast 20 Prozent der Bewohner zum Opfer fallen. Drei Generationen konnten wir an dem Alter und der Beschaffenheit der Schädel und Knochen feststellen, und nur vier junge Mädchen waren von dem Sieger davongeschleppt worden, die wir denn auch am übernächsten Tag als Gefangene, wohl noch unter dem Eindruck der überstandenen Todesschrecken klagend und heulend,

aber sonst in ihr Schicksal ergeben, in dem südlicher gelegenen Dorf der Überwinder zu Gesicht bekamen.

Nicht um ein Strafgericht zu halten, hatten wir es unternommen, die noch in der Siegeslaune schwelgende Ortschaft unbemerkt zu umstellen und die überraschte Gesellschaft mit Mann und Maus auf dem Dorfplatz einzukreisen, nein, eine solche Maßnahme wäre diesen noch gänzlich unberührten Papua unverständlich geblieben; zudem vermochten wir mit ihnen nur in der Gebärden- und Zeichensprache zu verkehren, da alle Versuche, aus unseren doch ziemlich reichen Papua-Wortschätzen ein diesem Stamm bekanntes Wort zu finden, fehlschlugen. Wo ich längere Zeit, wie in den Ruhepausen nach unseren Durchbruchsversuchen, verweilte, zum Beispiel bei den Burrum und Kombe, wo wir unser Standlager hatten und durch Rede und Beispiel den Bewohnern ihren Unsinn klarzumachen vermochten, da duldete ich keine kannibalischen Sitten in dem Umkreis, den ein einzelner zu überwachen imstande ist, und hatte dort manches erreicht. Aber hier waren wir ja nur flüchtige Gäste, wollten ja durchbrechen, neutrales Land gewinnen, von wo aus ich das Heimatland zu erreichen hoffte. Feldfrüchte und Führer, das waren die Haupterfordernisse zu diesem Zweck, und diese Hilfsmittel mußten wir von diesen, mich Weißen wie einen Geist anstarrenden Leuten zu erreichen versuchen. Daher der scheinbare Überfall, den ich auf das Dorf hatte machen lassen, um das sonst sichere Davonlaufen in den nahen Urwald zu verhindern.

Weiter südlich durften wir nicht, um nicht allzufern von unserer Vormarschrichtung abzuirren. Klare, weite Fernsicht gewährende Tage hatten nun bestätigt, was vorher nur eine Vermutung gewesen. Wir hatten mit dem Kamme des Bismarckgebirges, welcher allerdings etwa 25 Kilometer weiter südlich liegt, als er in den früheren Karten eingezeichnet worden war, die zentrale Hauptwasserscheide der Insel überschritten. Sie schickt von hier aus schon ihre Bergrücken, ihre Wasser in langem Lauf nach Süden, ohne daß sich eine Parallelhochkette zwischen sie und den Talweg des Purari-Stromes und der an-

deren zum Papua-Golf entwässernden Flüsse schöbe. Wohl verbreitern sich die zunächst messerscharf, im allgemeinen in südlicher Richtung ziehenden Ausläufer des Bismarckgebirges nicht selten zu mächtigen Strebepfeilern, deren Rückenlinien von Nordwest nach Südost gerichtet sind, welche die Flüsse zu großen Windungen veranlassen und sie von ihrem Nordsüdlauf abzudrängen suchen. Aber immer wieder gelingt es den mächtigen Gießbächen, nach und nach durch zahlreiche Nebenflüsse zu großen Wasserläufen angeschwollen, die Querriegel zu durchbrechen und in tollen Kaskaden ihren Weiterlauf nach Süden zu erzwingen. Auf der zweiten und untersten Terrasse, wo ich die „Rockpapua" kennengelernt hatte, wo die Flüsse bereits einen ruhigeren Tallauf angenommen haben, wo es keine Alanggrasflächen mehr auf den Talhängen gibt, war ich vor zwei Jahren entlang der Grenze vorgedrungen. Heute stand ich auf der oberen, wenn auch dünn besiedelten Terrasse, welche gleichen Landschaftscharakter zeigt wie die Hochtäler im Grenzgelände, im Ono-, Waria-Süd- und Taiweli-Flußtal, denselben wie die Kua-, Burrum- und Kombe-Landschaft, welche schon so oft beschrieben sind. Aber einen Irrtum muß ich hierbei berichtigen. Wenn ich vor zwei Jahren annehmen zu dürfen geglaubt hatte, daß das neue Papuaelement der „Rockmänner" seine Ansiedlung bis zur zentralen Wasserscheide auch westlich des 146. Grades östlicher Länge ausdehnte, so war dies ein falscher Schluß gewesen. Denn hier trafen wir wieder auf den Semiten-Papuatyp mit seinen Eigentümlichkeiten in Gesichts- und Körperbildung, Hausbau, Feldbestellung, Bewaffnung, Sitten und Gewohnheiten. Nur in nebensächlichen Dingen, wie allgemeine Dorfanlagen, Haartrachten, Begräbnisgewohnheiten und dergleichen weichen in den einzelnen Talgegenden die Angehörigen dieses großen, ausgedehnten Stammes voneinander ab. Für die sehr oft angetroffene, von anderen stark verschiedene Gleichmäßigkeit in der Gesichtsbildung ist bei vielen Nebenstämmen die streng geübte Inzucht verantwortlich zu machen.

Denn nur ganz ausnahmsweise kommt es vor, daß ein in

das reife Alter eingetretener Papuajunge ein Mädchen aus dem Nachbardorf zum Weibe nimmt, es müßte denn sein, daß außerhalb der eigenen Niederlassung ein Teil seiner Sippe wohnhaft ist, aus deren Kreise er dann die „Erwählte", welche ihm in den meisten Fällen von den Eltern schon seit der Kindheit vorausbestimmt war, „heimführt". Mit diesem Heimführen ist es eine eigene Sache. Er bekommt die „Jungfrau" nicht, wenn er nicht einen nach Papuabegriffen sehr hohen Kaufpreis für das Mädchen zahlt, der ihm erst das Besitzrecht an ihm sichert. Ein bis zwei fette Schweine, dazu mindestens ein geschlossener Eberhauer und eine Reihe Hundezähne, Familienschmuckstücke wie Stirnbänder, Netztaschen, Äxte bilden diese Kaufsumme, welche er bei den Eltern des Mädchens aushändigen muß, ehe er die geschmückte „Braut" heimführen darf. Dann allerdings vollzieht sich das Weitere, abgesehen von dem von den Eltern des Mädchens zu bereitenden Festschmaus, in der Regel ohne Zeremonien, und nur bei einigen Zweigstämmen kümmern sich die Angehörigen noch einige Zeit um das Wohlergehen des jungen Ehepaares, indem sie bei der Feldarbeit und dem Hausbau Hilfe leisten.

Wie oft kommt es vor, daß zwei Väter die Verbindung ihrer noch ungeborenen Kinder besprechen und das Geschäft durch Hinterlegen des Kaufpreises festmachen. Und welche für uns ergötzlichen, für die Kanaker aber sehr ernsthaften Verwicklungen und Schwierigkeiten entstehen dann häufig, wenn die Natur diese Abmachungen durchkreuzt, eines der Kinder im frühen Alter sterben läßt, oder wenn der Junge oder das Mädchen mit Gewalt und durch Davonlaufen seine eigene Wahl durchzusetzen sucht und dann der voreilige Vater des erhofften oder verstorbenen oder unbotmäßigen weiblichen Kindes den eingeheimsten Kaufpreis zurückbezahlen muß! Nicht selten hat er diesen zum Teil oder ganz verschachert oder verloren, und nun ist die Verlegenheit groß.

Die Verlegenheit unserer Dorfwirte heute war nun anderer Natur. Scheu und zitternd, nicht vom bösen Gewissen ob der

erst beendeten Kannibalen-Mahlzeit geplagt — das kennt kein Papua —, sondern voll Furcht, was unsere Überzahl mit ihnen nun beginnen würde, saßen sie mit Kind und Kegel in unserer Mitte. Suchende Blicke glitten von uns ab, um eine Lücke in dem sie einkreisenden Ring meiner Soldaten zu erspähen, durch die sie entwischen könnten. Aber ein Loch gab es nicht, und so wanderten ihre Augen zu den Fremdlingen zurück, streiften die Lendentücher und Jacken meiner Begleiter, Kleidungsstücke, die sie nie gesehen hatten, und hefteten sich selbstverständlich auf mich Weißen; mein Aussehen mußte ja auch sehr merkwürdig wirken; mit eingebeultem Tropenhelm, Hemd und kurzen Kniehosen, Wickelgamaschen und arg zerrissenem Schuhzeug bekleidet, gab ich die für die Nacht notwendigen Lageranweisungen und ließ ein paar Tauschwaren ausbreiten, gegen die ich einen Teil der in den Vorratshäusern aufgestapelten Yamknollen einhandeln wollte. Sehr hartnäckig ging das Gebärdenspiel vorwärts, das von unmutigen Ausrufen meiner Unterhändler, von den ängstlichen, gleichfalls unverstandenen Schreien der Dorfbesitzer untermischt war. Dazu die Klagen einiger meiner Begleiter, denen ich die eiternden Kaskaswunden, ein Hautausschlag an Armen und Beinen, auswusch und verband, das heisere Husten der Mehrzahl meiner Jungen — kurz, es war kein angenehmes Konzert.

Aber ich hatte Zeit, die Gesellschaft dabei näher anzusehen, die wirren, schmutzstarrenden Haarzöpfchen der Männer, das kurzgeschorene Haar der Weiber und Kinder, die Gras- und Bambusröhrchen, welche in die durchbohrten Nasenflügel und -wände hineingesteckt waren, die mit Hundezähnen und Grassamen geschmückten Ohr- und Nasenringe und die geschlitzten Ohrläppchen zu betrachten, deren Fleischlappen beinahe bis zu den Schultern herabhingen, die Tätowierungen auf dem Gesicht, dem Oberkörper und den Armen zu entziffern, aber auch festzustellen, daß ich es hier nur mit Variationen der Körperverschönerungen zu tun hatte, die ich überall bei den Papua des Semitentyps vorgefunden hatte. Nur die Rotangringe waren mir neu,

welche die Männer in größerer Zahl um die Hüfte gelegt hatten, an denen eine sehr dürftige Schambedeckung aus Gras oder Bast angehängt war. Die Weiber trugen keine Grasröcke, sondern hatten lediglich eine Bastschnur umgebunden, an der vorn und hinten ein Grasbüschel befestigt war. Knaben und Mädchen liefen nackt herum.

In der gehöftartig angeordneten Niederlassung standen die schlecht gebauten Hütten auf einem etwa ein Meter hohen Hartholz-Pfahlrost unregelmäßig umher. Der rechteckige Grundriß war die Regel, eine Astgabel bildete die Treppe zu dem Eingangsloch, das in der Rindenwand ausgespart und infolge des weit herabreichenden Grasdaches kaum zu sehen war. Einfache längliche Holzmulden bildeten das Eßgeschirr, als Dampfröhren lagen Edelbambusstücke herum, die sie von dem jede Niederlassung verschönenden, schlank bis zu zwölf Meter Höhe emporschießenden Bambusstock geschlagen hatten. Neben der Tabakstaude belebten einige Zier- und Riechkräuter den Dorfplatz, auf welchem der Kot der Schweine und Hunde herumlag. Federvieh gab es hier nicht, so daß „nur" Männer, Weiber und Kinder, Hunde und Ferkel, zuweilen auch ein junger Kasuar in wildem Durcheinander den gemeinsamen Schlafraum um den in der Mitte der Hütte angelegten Feuerplatz teilten.

Einer von den Männern suchte seine verlegene Angst durch ein ebenso einfaches wie erfolgreiches Rasiermanöver zu verbergen. Mit einem der Länge nach aufgeschnittenen, in der gleichen Richtung mehrmals geknickten Stück Bambus knipste er die dürftig wachsenden Barthaare direkt über den Wurzeln ab. Dabei unterstützte er die Wirkung der scharfen Kanten durch Reißen an dem eingeklemmten Haar, und die Sache schien ihm Genuß zu bereiten, denn noch nach einer Stunde saß er grinsend und weiter „rasierend" auf dem gleichen Platz. Das mußte ich denn auch probieren, denn bisher hatte ich die Eingeborenen ihre Gesichter lediglich mit Bambusstücken, die eine messerscharfe Schneide hatten, abschaben sehen. Mehr in der Küstennähe benutzten sie Stücke von Flaschenglas oder Obsidianstücke, die sie

von den Melanesiern, den Bewohnern der vulkanischen Inseln an der Küste, einhandelten. Nachdem ich mir die Handgriffe hatte klarmachen lassen, setzte ich den „Apparat“ an den oberen Teil der Wange, wo ich den Vollbart sehr kurzgeschnitten zu tragen gewohnt war, und knipste auch ab. O weh! Mit Mühe unterdrückte ich unter dem Lachen meiner Jungen einen Schmerzenslaut, und ich fürchtete, daß meine Gesichtsverzerrungen mein Prestige bei den Farbigen erschüttern würden. Nichts davon! Wir schienen auf einmal den Ortsbewohnern weniger gefährlich zu sein, und sie lachten fest mit. Sogar ein kleiner, mindestens vierjähriger Knabe ließ die schlaffe Brust seiner Mutter endlich los, an welcher er, vor ihr stehend, von Zeit zu Zeit gesogen hatte und krabbelte auf den Kreuzteil seines Vaters, der ihn geduldig hin und her trug.

Für mich hatten meine Soldaten in der Zwischenzeit ein Grasdach hergestellt und meine Decken auf einem rasch errichteten niedrigen Rost ausgebreitet; denn ich fürchtete immer noch das gräßliche Ungeziefer, welches die Eingeborenenhütten bevölkerte, vor allem die Riesenflöhe, die einen vor dem Hause Stehenden bereits auf nahezu ein Meter Entfernung hin blutdürstig attackierten. Auch das Tauschgeschäft schien zur allgemeinen Befriedigung erledigt zu sein; wir glaubten, das Vertrauen der Gehöftbewohner gewonnen zu haben und streckten uns zur Ruhe aus, bis das frugale Abendbrot fertiggestellt sein würde. Denn die Yamrösterei, richtig betrieben, dauert lange. Unzählige Male muß die verkohlte Außenschicht mit einem scharfen Holzstück abgeschabt, die Knolle neu gedreht, beklopft, in der Asche durchgeglüht werden, ehe sie bis in das Innere weich geworden ist; denn von dem rascheren Garbringen der zum Teil armdicken Wurzel durch Zerschneiden und Kochen im Topfe mußten wir absehen, da wir ja kein Salz mehr hatten. Doch wir wurden satt und schliefen fest, bis über den herrlichen Tropennachthimmel die ersten grauen Finger des neu heraufziehenden Tages huschten.

13

Auf der zentralen Wasserscheide zum Hagen-Gebirge



Master, belong night alltogether Kanaka belong bush run away finish!" („Herr, alle Eingeborenen sind während der Nacht davongelaufen!") berichtete Tamureh, als ich zum Waschen in dem nahen Bachbett losziehen wollte. „Me fraid em like fight!" („Ich fürchte, daß sie fechten wollen!") fügte er mit wichtiger Miene hinzu. Davor war mir nun nicht bange, aber höchst unangenehm war mir das Davonlaufen der Dorfbewohner doch, da wir nun selbst unseren Weg suchen mußten, was uns abermals Zeit kosten würde. Wohl sahen wir in der Ferne noch mehrere gelbe, in der Morgensonne glänzende Grasdächer aufblitzen und aus Mulden und über Waldparzellen den bläulichen Rauch von Eingeborenenhüttenfeuern heraufsteigen. Aber sie lagen zu weit im Süden, so daß wir den zu ihnen führenden Pfad nicht benutzen konnten, wenn wir nicht allzu weit von unserer Vormarschrichtung abweichen wollten.

Kurz entschlossen sandte ich einige gewandte Kerle zu dem nächsten sichtbaren Gehöft, um einen Führer, ob freiwillig oder unfreiwillig, zu bekommen. Die übrigen suchten die vom Gehöfte nach Nordwest und Norden führenden Pfade ab, um festzustellen, welche nur Feldwege sein könnten und welcher den Verbindungspfad zum nächsten, durch einen bewaldeten Bergrücken geschiedenen Quertal darstellte.

In den vielen hinter uns liegenden Monaten der Bergwanderung hatten wir hierin eine hinreichende Gewandtheit erlangt, die durch einen selten trügenden Instinkt für solche Aufgaben unterstützt wurde. Und so fanden wir auch heute nach kurzem Suchen den Weg, der unserer Absicht entgegenkam.

Über dieses rasche Ergebnis war ich um so befriedigter, als meine nach einem Führer ausgesandter Jungen mit leeren Händen zurückkamen, da die uns scharf beobachtenden und von den nächtlichen Ausreißern gewarnten Talbewohner auch weiter südlich ihren Morgenimbiß im Stich gelassen und sich in die Wälder oder nach irgendeinem anderen unbekannten Versteck zurückgezogen hatten.

So marschierten wir denn, auf unseren guten Stern vertrauend, los, überquerten zahlreiche tief eingeschnittene Waldschluchten, in welchen unzählige Farnarten, von dem winzigen Bodenfarn bis zu den hohen, schlanken Schirmfarnbäumen, den Botaniker in Verwirrung und Entzücken versetzen konnten, ließen unseren schon wunden Beinen und Füßen von Blutegeln und Buschmuckern noch mehr zusetzen und erreichten endlich, nach mühsamem Auf und Ab, den Kamm des Trennungsrückens. Hier hieß es die weit auseinandergezogene Kolonne abwarten, besonders die Trägerabteilung, welche die auf Bahren mitgeschleppten Kranken fortzubewegen hatte und weit zurückgeblieben war, da sich die breiten Bahren in den Ästen und Zweigen des Bergwaldes immerfort verfingen. Um unser Pech voll zu machen, setzte ein kalter Regenguß ein, wie ihn in dieser Dichte nur die Tropen kennen, so daß wir gezwungen waren, eiligst einen Unterschlupf für die Nacht herzustellen. Einige Hartholzpfosten, dünne lange Stangen und die etwa zwei Meter langen, steifen Blätter der wilden Pandanuspalme lieferten uns das Material dazu.

In dieser Weise ging es nun die beiden nächsten Wochen fort: hinunter in die von ihren Bewohnern eiligst im Stiche gelassenen obersten, durchschnittlich zwischen 1600 bis 1800 Metern Höhe gelegenen Orte und Gehöfte, hinauf auf die Wasserscheide, deren Kamm zwischen 2600 und 2900 Metern Seehöhe schwankte, in zahlreichen Kletterpartien über die nur zu zahlreichen Neben- und Seitenschluchten mit ihren oft nackten Kalkfelswänden hinweg, unser Leben kümmerlich von erbeuteter

Jagd, Kasuaren, Opossums, Känguruhs und sehr selten von einem erlegten Wildschwein fristend. Denn die Felder der Eingeborenen waren abgeerntet, so daß wir dort keine Nahrungsmittel holen konnten. Auch mußte in diesen Gegenden eine lange Trockenperiode geherrscht haben, denn auf den frisch angelegten Feldern waren die Ranken der neugepflanzten Yamknolle abgestorben, die Triebe der frischgesteckten Zuckerrohrreihen verdorrt. Unser Reisvorrat war auf drei Rationen pro Kopf zusammengeschmolzen, die eintönige Fleischnahrung erzeugte neben dem Ekel an den salzlosen Gerichten Wurmkrankheitserscheinungen, welche auch die Besten schlaff machten und unsere täglich sich mehrenden Kranken immer weiter zurückbrachten. Die Mehrzahl meiner standhaften Truppen litt schon seit geraumer Zeit an einer noch viel schlimmeren Seuche, an den Amöben-Würmern; mikroskopisch klein haften diese Würmer an den Gräsern und Blättern des niederen Gesträuches, werden von den nackten Füßen und Beinen abgestreift, bohren sich durch die Haut und treten dann den langen Weg zu den Därmen an, deren Wände sie zerstören. Schlappmachender, schleimiger, blutdurchsetzter Durchfall, Blutabnahme, Unterernährung, oftmals wiederkehrende Schwindelanfälle und der fortschreitende Ruin des ganzen Verdauungsapparates sind die bösen Folgen dieser Amöben-Ruhr, gegen welche uns keine Abtreibungs- oder Heilmittel zur Verfügung standen. Und trotz der Gefahr, daß ich mir dieselbe unangenehme Krankheit zuzöge, mußte ich meine schon sehr brüchig gewordene Khaki-Hose bis zu den Knien abschneiden, da die Haut meiner Unterschenkel dem vereinten Angriff der Blutegel, Buschmucker und anderer kleinster, die Epidermis zerstörender Parasiten, an denen der Bergwald so reich ist, schon teilweise zum Opfer gefallen war. Talergroße, nässende Wunden bedeckten Knöchel, Schienbein und Waden, an deren reichlicher Absonderung Unterbeinkleider und Hosen festklebten, und machten jeden Schritt zur Qual. Was dann, wenn die paar Meter Mullstoff, über die ich noch verfügte, zu Ende gingen, deren Stücke ich fest auf die Wunden legte und

mit den fest angezogenen Wickelgamaschen gegen die schmerzhaften Verschiebungen zu schützen versuchte!

Am 10. November endlich traten wir in unmittelbare Berührung mit den Berg-Papua, die unsere Annäherung nicht rechtzeitig bemerkt hatten, so daß wir nach einer mehrtägigen Wanderung über einen breiten Ausläuferrücken der zentralen Wasserscheide überraschend in ihr Dorf einmarschieren konnten. Auch sie gehörten dem Semiten-Typ an, wiesen fast keine Abweichung von den anderen Bewohnern des Bismarck-Gebirges auf und — waren halb verhungert. Die Dürre mußte sämtliche Yam-Felder dieses Jahres vernichtet haben — und die unverwüstlichen zähen Bataten waren noch nicht reif, konnten wohl auch kaum den Bedarf an Nahrungsmitteln für das ganze Jahr decken.

Sollten, durften wir ihnen noch von ihren kärglich vorhandenen Vorräten etwas abhandeln oder abnehmen? Meine Jungen suchten in den Hüttenräumen herum, ob sie nicht die im Grenzgebiet früher gefundenen Galips, jene öl- und fetthaltige, im getrockneten Zustand so schmackhafte Pandanus-Palmenfrucht, finden würden. Doch umsonst! Schon in den Hochtälern der Finchhafen-Halbinsel war diese Frucht unbekannt gewesen; dort hatte ich vergebens das Urwald-Blattdach nach den graugrün sich abhebenden, kandelaberartig ausgebreiteten Palmen durchforscht, welche das Dunkelgrün der Walddecke im Stromgebiet des Waria- und Lakekamu-Flusses unterbrechen. Wohl hatte ich eine an Frucht, Form und Wuchs ähnliche Palme bei den Kâte, Hube, Burrum und all den Papua, die das Herz der Insel besiedeln, festgestellt, aber die Frucht hatte sich als nicht genießbar erwiesen. Und die gleiche Tatsache wiederholte sich hier in dem mächtigen Kalkgebirge, so daß sich der Schluß aufdrängt, daß Kalkboden der edlen eßbaren Pandanus-Bergpalme nicht zusagt, daß sie nur in dem Tonschiefer-Massiv gedeiht, welches die deutsch-englische Grenze begleitet und über sie hinaus bis an die Herzog-Berge heranreicht.

Also zurück zur Ausbeute der Jagd, weg von den Dörfern, die selbst nichts zu essen hatten, und hinauf zu den Grasflächen

der Hochregionen, wo unzählige Wallabis hausten. Dort oben ließ es sich auch leichter marschieren — und das war in Anbetracht der zahlreichen auf Bahren mitgeschleppten Kranken von großer Wichtigkeit, da die Schluchtenansätze flacher waren, die meisten Einsenkungen der Hänge erst unter dem Höhenweg begannen. Vielleicht konnten wir auch in den auf den Nordhängen des Bismarck-Gebirges gelegenen Papua-Siedlungen bessere Bedingungen zum Austausch von Feldfrüchten vorfinden. Denn die Gefahr, daß unsere Anwesenheit zum Ramu hinunter getrommelt werden würde, mußte von nun an der Notdurft des Leibes weichen. Wenn nur die Temperatur oben nicht so kalt wäre, wenn nur nicht der seit einigen Tagen bereits am frühen Nachmittag einsetzende, wolkenbruchartige Regen noch lange fortdauern wird!

Vergebens suchten wir einige der Eingeborenen-Männer durch Zeichen und Gesten zu überreden, mit hinaufzuziehen, damit sie sich einmal ordentlich an dem Wild satt essen könnten. Ihre Scheu und Furcht, vielleicht auch ihre infolge des langen Hungerns die Tatkraft lähmende Ermattung überwog ihre Fleischgelüste; denn sie verstanden wohl, was ihnen bei unseren Jagdzügen winkte.

2900, 3000, 3300, 3500, 2750, 3400, 3050, 3550, 3200 Meter Seehöhe waren die Angaben meines Aneroid-Barometers in den nächsten Wochen, in denen es nur selten gelungen war, gegen Jagdbeute, gegen einen Teil unserer so notwendigen Haumesser und Äxte Feldfrüchte einzutauschen. Und die Bezahlung für die den Hütten der vor uns geflohenen Eingeborenen entnommenen Vorräte mußten wir in den Häusern hinterlegen, da wir niemand zu sehen bekamen, geschweige denn eines Eingeborenen habhaft werden konnten. Ein unausgesetztes Trommeln auf den nördlichen Hängen der Bismarck-Kette begleitete unser täglich langsamer werdendes und von immer größeren Pausen unterbrochenes Vordringen auf der Krete des Hochgebirgzuges; das Marschieren wurde ein Vorwärtsschleichen, und dann ging es nicht mehr weiter!

Am 5. Dezember verfügten wir nur noch über eine Reisportion pro Kopf; die Hälfte unseres so unentbehrlichen Werkzeuges, wie Haumesser und Äxte, war den längst ausgegangenen Tauschwaren gefolgt, die Jagdmunition ging zur Neige, und die nicht allzu reiche Gewehrmunition mußte einem anderen Zweck, einem edleren Wild oder — wir betrachteten uns ja als das gehetzte Wild — den britischen Jägern vorbehalten bleiben. Zwei Drittel der sechsunddreißig verbliebenen Jungen schleppten sich mühsam vorwärts oder wurden getragen. Nur längere Rastaufenthalte und die kräftige Natur hatten fünf der besten, darunter Ngodju, den Unverwüstlichen, vor dem Eingehen an Lungenentzündung gerettet, und ich selbst lief seit vielen Tagen barfuß, da die Beinwunden bereits handflächengroß geworden waren, stark eiterten und keine Berührung mit irgendeinem Bekleidungsstück mehr duldeten, wenn ich nicht das Ächzen und Stöhnen der Kolonne noch vermehren wollte. Längst schon war auch mein Salizyl ausgegangen, mit dem ich die heftigen rheumatischen Schmerzen in Schultern und Armen zu dämpfen gewohnt war.

14

Zusammenbruch



Der Zusammenbruch war ein vollständiger. Rückwärts hieß es wieder, die Treue der bis zur äußersten Anspannung ihrer Kräfte aushaltenden farbigen Soldaten und Träger vergelten, sie wenigstens ihrer Heimat zurückbringen, da es ausgeschlossen war, die noch vor uns liegende 500 Kilometer lange Strecke bis zur neutralen Grenze zu überwinden. Es gibt ja nichts Schrecklicheres für einen Melanesier oder Papua, als fern von seinem Dorf zu sterben, in einem fremden Gebiet, wo seine Seele niemals Ruhe finden würde, fern von



Hütte im höchstgelegenen Burrum-Gehöft

seinen Angehörigen, die ihm bis zum letzten Atemzug helfen, in das „Seelendasein“ einzuziehen.

Und soll ich es verschweigen, daß sich die in den vergangenen Wochen täglich wiederholenden und lauter werdenden Bemerkungen meiner Begleiter mehr und mehr in mir selbst fortsetzten, daß ihre oft in den Fieberphantasien hervorgestoßenen Worte: „Master, I think fight by and by finished, Germans now strong belong English (Herr, ich glaube, der Krieg ist aus, die Deutschen sind nun Sieger über die Engländer)“ ein immer stärkeres Echo in meiner Brust fanden? Daß sich meiner mehr und mehr die Besorgnis bemächtigte, daß ich hier ergebnislos und ohne das gesteckte Ziel zu erreichen, in den Hochgebirgen herumirrte, während der Welt vielleicht schon seit Wochen das Kriegsende geschenkt sei; daß ich in diesem Falle an der Küste mehr von Nutzen sein würde als in dem unbetretenen Innern der großen Insel? Wie fürchterlich war mir schon der Gedanke gewesen, als ich endlich im November 1914 die Nachricht von dem seit Wochen tobenden Völkerringen erfahren hatte: Zu Hause kämpft die Heimat schon seit vielen Wochen ihren Existenzkampf, und du ziehst ahnungslos im Busch herum. Noch entsetzlicher dünkte es mich jetzt, hier monatelang weiter herumzuklettern und an den fruchtlosen Durchbruchsversuchen die Kräfte zu verzehren, was vielleicht gar nicht mehr notwendig war, da sich meine Landsleute an der Küste bereits des Friedens erfreuten, andere zeitgemäßere Aufgaben meiner dort harrten!

Hatten meine Soldaten und Träger an früheren Rasttagen bald ihren Humor wiedergefunden, ihre Leistungen nach echter Farbigenmanier gepriesen und Einzeltaten des langen und breiten erzählt und ausgeschmückt, so blieb diese seelische Erfrischung in unserem jetzigen Rastlager aus, zu dem ich ein größeres Gehöft auf 1600 Meter Höhe am Nordhang des Bismarck-Gebirges, nahe dem Beginn der Hagen-Hochkette, gewählt hatte. Die Dorfbewohner, von gleichem Stamm wie die die Südhänge besiedelnden, waren wie immer bei unserer Annäherung in die Waldverstecke entflohen, kehrten aber schon

am dritten Tage auf unser unablässiges Rufen und Winken mit Palmenwedeln hin zurück und tauschten gegen unsere letzten Werkzeuge so viele Feldfrüchte ein, daß wir noch drei Marschrationen pro Kopf für den Rückmarsch ausscheiden konnten. Drüben, südlich der Krete der Hochkette, Dürre und Hungersnot, hier in den der Ramu-Senke zugekehrten Tälern, wenn auch nicht Überfluß, den es in Neuguinea nirgends gibt, so doch eine normale Ernte! O du Land hart aneinanderstoßender Gegensätze!

Aber auch die reichliche Nahrung, die geliebten Yam, brachten es diesmal nicht fertig, die Stimmung zu heben. Unser Mißerfolg auf dem halben Wege lastete nicht weniger drückend auf meinen braven Farbigen als auf mir selbst. Mein Hinweis auf meine zersetzte Unterschenkelhaut, auf die handgroßen Beinwunden, die ich mit oft gewechselten Mulläppchen trocken zu halten versuchte, ihr Zeugesein bei meinen schlummerlosen Nächten — schon das Auflegen der Schlafdecke verursachte mir wahnsinnige Schmerzen — hielt sie nicht davon ab, nur sich selbst und ihre Unfähigkeit als Grund des Mißerfolges zu bezichtigen. Ihr so oft vorgebrachtes „Master, em true I think big-fellow fight long time finished (Herr, der große Krieg ist sicher schon lang vorüber)" war nicht mehr zu hören. Nicht einmal ein fettes Dorfschwein, das ich erstehen konnte, nicht einmal das lang entbehrte hochgeschätzte Schmalz schien sie diesmal zu befriedigen. Es war rührend, wie einige mit hoffnungslosem Klange in der Stimme die daniederliegende Mehrzahl noch einmal anzufeuern trachtete: „By and by me try em more (Bald wollen wir es noch einmal versuchen)." Sie glaubten selbst nicht an ihre Worte, ebensowenig wie ich, wenn ich ihnen, meine kartographischen Arbeiten unterbrechend, ein Weilchen lauschte.

Durch die Auswertung meiner Wegeaufnahmen, Rundpeilungen und Ansichtsskizzen, Höhenmessungen und anderweitigen Aufzeichnungen fand ich in diesen mutlosen Tagen wenigstens einige Ablenkung. Und es war auch nicht gar so

einfach, mit dem selbstgefertigten Material zu arbeiten: dem Winkelmaß, welches ich mir durch fortgesetztes Teilen von sechzig hergestellt, dem dürftigen kleinen Papiermaß, auf dem ich mühsam Zweimillimeterquadrate gezogen hatte, dem selbstgeschnitzten Lineal, dessen Zentimeter-Einteilung mir viel Kopfzerbrechen gemacht hatte, da mir eine brauchbare Vorlage fehlte, mit dem rauhen Zirkel, dessen eine Spitze abgebrochen, dessen andere verbogen war. Und ebenso schwierig war es, in dem häufig von Regen, Hagel und Tau durchnäßten und bei den Klettereien schmutzig gewordenen Missionsschulheft, welches mir als Routenbuch dienen mußte, die schwer leserlich gewordenen Eintragungen zu entziffern. Manchmal wollte mir die Geduld dabei ausgehen, und ich starrte stundenlang vor mich hin, nicht ins Leere, nein, meine Gedanken irrten zu den schwarzen Novembertagen des Jahres 1914 zurück, an denen ich nach Erhalt der Kriegsnachricht neben anderen reichen Expeditionsgütern über 150 Säcke Reis in Flammen aufgehen lassen mußte. Der zehnte Teil davon hätte genügt, um uns heute den Erfolg zu sichern; zehn Säcke Reis hätten uns von den Eingeborenen und ihrer Lebensmittelzufuhr unabhängig gemacht, hätten es uns ermöglicht, unseren Marschweg so zu wählen, daß der Gegner nicht rechtzeitig durch die Trommelsprache der Papua von unseren Bewegungen in Kenntnis gesetzt worden wäre, hätten uns befähigt, so rasch vorwärts zu kommen, daß wir jetzt, nach dreimonatigem Vorwärtsarbeiten, bereits den Oberlauf des Sepik und damit die erreichbare Nähe der neutralen Grenze gewonnen hätten.

Nun, da ich den zurückgelegten Weg zusammenhängend konstruierte und Stück an Stück ansetzte, wurde es mir erst so recht klar, wie kläglich, wie winzig klein unsere täglichen Durchschnittsleistungen nach vorwärts, wie zeitraubend die Jagdzüge zur Erlangung der notdürftigsten Atzung, die Dorfbesuche und das Suchen nach Niederlassungen gewesen waren, wo wir hier und da für einige Tage Feldfrüchte einzutauschen imstande waren. Von nahezu neunhundert marschierten Kilometern

entfielen nur zwei Fünftel auf die wahre Vormarschrichtung! Der größere Teil der Kletter- und Gehleistungen hatte dem Suchen nach Nahrung oder dem Selbstherholen von Feldfrüchten gedient! Drei Kilogramm pro Kopf ist die normale Feldfruchtration in den Küstengegenden. Die dünne Luft und das kalte Klima der Hochregionen, vereint mit den täglichen Höchstanspannungen aller Körperenergie, verlangte eine Zulage von mindestens einem Kilogramm pro Mann. Mehr als zwölf Kilogramm Feldfrüchte durfte ich einem Jungen zu seinem Gewehr, seiner Munition, seinen Decken und Kleidungsstücken, seinen kleinen Schätzen und Gebrauchsgegenständen, von denen er sich nur ungern trennt, nicht aufbürden. An dieser Gesamtlast von fünfzehn bis siebzehn Kilogramm hatte er reichlich zu schleppen; sie war beinahe zuviel, um ihn die schwierigen Geländeverhältnisse überwinden zu lassen. Somit konnten wir, auf Feldfrüchtenahrung angewiesen, allerhöchstens drei bis vier Tage in einem Zuge vordringen, dann hieß es wieder neue Nahrung eintauschen, auf die sie anbringenden Kanaker, welche entweder ganz streikten oder nur bei günstigem Wetter so hoch hinaufstiegen, warten, meistens aber selbst hinunter in die bewohnten Gegenden marschieren, um die dort eingehandelten Lebensmittel, um die wir oft Tage lang hin und her feilschen mußten, abzuholen.

Und jetzt war es aus mit unserer durch Krankheiten und Entbehrungen und durch Parasiten zermürbten Körperkraft. Das Hagen-Gebirge, an dessen Beginn wir standen, lag unbezwungen im Nordwesten, die Sepiksenke über 200 Kilometer in unerreichbar gewordener Ferne.

Konnte es da ein Trost sein, daß ich wiederum tief in Bergesgegenden eingedrungen war, welche noch keines Weißen Fuß betreten hatte; daß ich dieses Mal den 145. östlichen Meridian überschritten hatte, an dem ich vor zwei Jahren durch die Kriegsnachricht überrascht, weit im Süden von hier, zur Umkehr gezwungen worden war? Vermochte ich dennoch das Gefühl einer tiefen Befriedigung zu durchleben, daß es mir

vorbehalten war, festzustellen, daß das Bismarck-Gebirge und seine Fortsetzung, das Hagen-Gebirge, einen Teil, und zwar das Mittelstück der zentralen Wasserscheide bildeten, welche das Rückgrat der ganzen großen Insel darstellt? Denn die nördlichen Nebenflüsse des Puraristromes entspringen nicht, wie in den englischen Karten verzeichnet war, in der Nähe der englisch-deutschen Grenze oder in einem südlich des Bismarckgebirges gelegenen Parallelhöhenzug, sondern ihre Quellen sind hier auf den Südhängen des Bismarck-Gebirges selbst zu suchen. Konnte es da noch eine Befriedigung gewähren, gefunden zu haben, daß ich auch hier nicht menschenleeres, unbebautes Gebirgsland, sondern besiedelte, bebaute Täler mit ziemlich zahlreichem Menschenmaterial angetroffen hatte, daß der Semitentyp der Papua auch in diesen Hochtälern haust, so daß er als das vorwiegende Papua-Element in Kaiser-Wilhelms-Land angesprochen werden darf? Durfte ich mich endlich in unserer Lage freuen, daß es mir wie wenigen vergönnt war, über die gesamte Gestaltung Neuguineas Aufklärung zu bringen, daß ich einwandfrei feststellen kann, daß die Saruwaged-Kuppen die höchsten Erhebungen des deutschen Inselteiles sind, daß nur auf ihm die plateauartigen Verbreiterungen und Seengebilde zu finden sind, während die zentrale Wasserscheide selbst, soweit sie auf deutschem Boden verläuft, eine ziemlich schmale Gratlinie bildet, deren höchste Erhebung 3600 Meter Seehöhe nicht übersteigt?

In der Tat, mich beherrschte jetzt nur das Gefühl des Zusammenbruchs, das durch die seelenzermürbende Ungewißheit über das Geschick der Heimat nicht vermindert wurde.

Auch der Regengott trug seinen Teil zu der allgemeinen Niedergeschlagenheit bei. Das Ringen um die Vorherrschaft zwischen Nordwest- und Südostwinden hatte jener zu seinen Gunsten am Ende November entschieden. Der die Nordhänge des Bismarckgebirges bedeckende Bergwald trank, berauschte sich an den Regenmassen, welche der Nordwest an die durch keine Vorberge geschützten, der See zu schauenden Wände der Hochkette heranpeitschte und ablagerte. Endlos die tropischen

Regengüsse, endlos das Donnergrollen, furchtbar schön die Blitzstrahlen und der von Tag zu Tag dichter werdende, auf und nieder wogende, alles verschimmelnde, kalte Nebel.

Unzählige entzückende, farbenfrohe Szenerien bieten die Tropen einem aufmerksamen Beschauer, und Maler, wie Vollbehr, Kuhnert und andere haben sie in den afrikanischen Schutzgebieten mit dem Pinsel festgehalten. Aber auch die grausig-schöne Regenzeitstimmung der Gebirgsgegenden von Hoch-Neuguinea ist es wert, von Künstlerhand auf die Leinwand gebannt zu werden. Diese unzähligen Nuancen des Grau, vom tiefsten Schwarz bis zu dem lichtesten Grauweiß, die düsteren Stratuswolkenkulissen, vor denen die helleren Kumuluswölkchen und oft blendend weißen Nebelschwaden wie Nebelreiter dahinjagen: Der bildenden Phantasie drängen sich alle möglichen spukhaften Gestalten auf, ohne daß man zu dem Roseggerschen „Waldbuben" greifen muß, dessen Wolkengebilde am lebhaftesten und reichsten waren, wenn er sie weit vornüber gebeugt durch die gespreizten Beine hindurch beobachten konnte. Aber auch durch dieses düstere Wolkenmeer gelingt es der Sonne, sich fast täglich gegen Mittag, leider nur für einige Minuten, ihren Lichtweg zu bahnen und den frierenden Menschenkindern einen Gruß zu senden. Und in diesen kargen Minuten wurde es auch lichter in uns; wir vertauschten, aufatmend aus der triefenden Hütte tretend, das qualmende Kochfeuer mit dem Sonnenlicht, und unsere Sinne erfreuten sich an dem doppelt frischen Grün der Gras- und Waldumgebung, welche mit Myriaden von Diamanten behangen zu sein schien. Wie eine im Entwickler liegende, riesenhafte photographische Platte mutet einen das Geländebild in dieser, leider nur vorübergehenden sieghaften Sonnenpause an. Der Nebel zerteilt sich, ballt sich, zerfließt und gibt zunächst die nahe gelegenen Geländepunkte, dann einzelne Kuppen frei. Der das Ganze noch verbergende Vorhang wird dünner und dünner, vom Sonnenlicht aufgesogen, und mit einem Male treten die Gipfel, Rücken und Täler hervor, so unwahrscheinlich nahe, als ob sie

auf einen losmarschieren wollten. Ein Stück blauer See wird am fernen Horizont frei, dessen dunkler Strich die Sehgrenze bildet — eine Farbenorgie von Blau, Grün und Weiß. Aber schon steigen neue Nebelschleier, sodann dicke Schwaden aus den dampfenden, rasch erwärmten Schluchten auf, streben einander sich abstoßend und anziehend zu und vereinigen sich endlich wieder zu einem undurchdringlichen Vorhang. Seine weiße Farbe wird leichtgrau, die Tönung dunkler und dunkler, und auch der Himmel schiebt erneut seine düsteren Kulissen herunter, welche bald auf der Erde zu stehen scheinen. Ein leiser Nebelregen setzt wieder ein und begrenzt die Sicht auch auf die nächsten Entfernungen. Innerlich und körperlich erschauernd kriechen wir wieder in die Hütte und drängen uns um das prasselnde Feuer.

Doch das erste Mondviertel brachte den erhofften Witterungswechsel; grau und düster zwar blieb das Gebirgsbild, aber nur noch des Nachts fiel ein leichter Regen. Die zwölftägige Ruhe hatte fast allen gut getan, den Geschwüren an Händen und Beinen die Bösartigkeit genommen. Fast alle Jungen konnten ohne Hilfe humpeln, und nur zwei mußten beim Antritt des Rückmarsches getragen werden. Ob wir ihr hin und her flackerndes Lebenslichtlein erhalten werden können?

Nein, sie ruhen unter mächtigen Kalkfelsblöcken auf den südöstlichen Kuppen des Bismarck-Gebirges, das sie hatten mit bezwingen helfen, das aber auch seinerseits seine Opfer haben wollte. Die Ehrensalve verrauschte, von vielfachem Echo zurückgeworfen; unser Andenken an die beiden mutigen tapferen Männer wird nie vergessen werden! Einem erneut eingetretenen Wetterwechsel mit seiner beißend kalten Temperatur und seinen unaufhörlichen Hagelschlägen hatten sie nicht mehr standzuhalten vermocht, trotzdem wir fast täglich Unterkunft in den Eingeborenen-Dörfern gefunden hatten, deren Bewohner nicht mehr davon liefen, uns mit Lebensmitteln versorgten und zuweilen sogar zu Hilfsträger-Diensten herangezogen werden konnten.

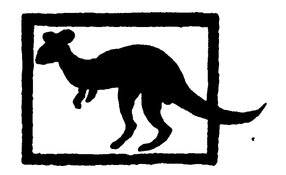
Südlich am Kraetke-Gebirge vorbei, welches, von der Bis-

marck-Kette durch einen tiefen Einbruch getrennt, lediglich als ein nach Osten vorgeschobener Strebepfeiler des Gebirges anzusprechen ist, dessen dichtbewaldete Kuppen auf etwas über 2600 Meter emporsteigen und dessen Täler von denselben Papua besiedelt werden, dir wir auf dem Bismarck-Gebirge kennengelernt hatten, ging es in die Ebene des Watut-Flusses hinab, dessen Fluten unsere Flöße vor nahezu zwei Jahren in rascher Fahrt nach Norden getragen hatten. Palmengeschmückte melanesische Dörfer wurden durchzogen, der Watut selbst sowie noch weiter östlich von ihm zwei größere Ströme mit Hilfe von Flößen überschritten und den Papua auf den Herzog-Bergen ein kurzer Besuch abgestattet. Die melanesischen Laewomba auf dem Nordufer des Markham-Unterlaufes fanden wir gerade von einem erfolgreichen Fehdezug gegen die Papua, welche die Adler-Flußhänge besiedeln, zurückgekehrt; denn manch einer von den jungen Männern lief stolz in der neu erworbenen helmartigen Kappe herum, welche ihnen die Stammessitte erst dann zu tragen erlaubt, wenn sie einen Feind im Kampfe erschlagen haben. Und manch älterer Krieger hatte den zahlreichen alten Siegesabzeichen auf der aus Gras hergestellten Helmkappe ein neues hinzugefügt. Doch nicht nur berüchtigt sind diese Laewomba ob ihrer Raubzüge gegen die Berg-Papua sowohl als auch gegen die melanesischen Stammesbrüder am Herzog-See, sie sind auch berühmt ob ihrer Bananen-„Puddings", welche ihre Frauen neben anderen schmackhaften, auch von den Europäern geschätzten Speisen zu bereiten verstehen.

Ist es nicht eigenartig, daß diese die schiffbare Ebene des Markham-Stromes besiedelnden Melanesier wie auch jene Stämme, die am Watut und den übrigen, dem Markham von Süden her zuströmenden größeren Flüssen seßhaft sind, weder den Gebrauch noch den Bau des Kanus kennen? Sie bedienen sich zum Übersetzen über die Flüsse lediglich leichter, oft nur aus Palmrippen und Blättern zusammengesetzter Flöße. Auf sämtlichen großen Flüssen von Kaiser-Wilhelms-Land, vom Waria im Süden, wo sogar die Papua die Fluß- und Küsten-Seefahrt

auf Ausleger-Kanus eifrig betreiben, bis an die nordwestlichste Ecke des Schutzgebietes flitzen die mit Steinbeilen und Feuer ausgehöhlten Einbäume, teils mit teils ohne Ausleger ausgerüstet, stromauf und -ab, dienen dem regen Verkehr von Ortschaft zu Ortschaft und dem Fischfang. Auf dem Ramu-Fluß durchfurchen sie bis vierhundert Kilometer ins Inland hinein die gefahrvollen Wasser dieses zweitmächtigsten Stromes der Kolonie; den bis zu seinem Quellgebiet befahrbaren Sepik und seine zahlreichen von Süden und Norden sich mit ihm vereinigenden Nebenflüsse beleben Riesen-Kanus — und hier auf dem drittgrößten Wasserlauf ist das bewegliche Fahrzeug gänzlich unbekannt, wird nur die Floßfahrt betrieben! Dabei reichen die Laewomba-Niederlassungen bis dicht an die See heran, mit deren Kanu-kundigen Bevölkerung sie seit Jahrhunderten in wenn auch meist feindliche Berührung kommen, so daß ihnen der Gebrauch der Einbäume wohl bekannt sein müßte. Je mehr einer die Verhältnisse dieser weitläufigen Insel kennen lernen darf, desto mehr verwirrt ihn der Reichtum der Rätsel, die zu lösen er sich oft vergebens bemüht.

Über die Zeugen der jüngsten Fehde hinweg, rauchende Trümmerstätten niedergebrannter Ortschaften, traten wir erneut in den Bereich der uns bereits bekannten Papua ein, welche die Hänge des Adler-Flusses und seines Entwässerungsgebietes besiedeln, durchzogen wir die wohlvertrauten Gegenden des Rawlinson-Gebirges und trafen, hochbefriedigt, daß überall die deutsche Flagge unbehelligt geblieben war, kurz vor Weihnachten 1916 in unserem Standlager im Burrum-Tal ein.





Viertes Buch

15
Das Balumfest der Bergpapua



Im Burrum-Tal herrschte ein reges Treiben; talauf, talab, auf allen bewohnten Hängen und aus sämtlichen besiedelten Seitentälern heraus klangen die dumpfen Taktschläge der großen Nachrichtentrommel, aus deren schwingendem Klang der kurz abgehackte Schlag der kleinen, mit Leguan-Häuten überspannten, oft kunstvoll geschnitzten Tanztrommel von den näher gelegenen Dorfschaften herauszuhören war. Lange Kolonnen von Männern und Weibern, diese keuchend und schwitzend unter den unglaublich schweren Lasten und Feldfrüchten, jene sich oft gegenseitig ablösend, da sie eine Reihe gemästeter, großer Schweine lebend an Stangen gefesselt mit sich führten, zogen durch unser Lager hindurch. Es ging dem gemeinsamen Versammlungsplatz im Bergwald zu, wo ihr allgemeines Stammesfest abgehalten werden sollte. Nicht unser Weihnachtsfriedenfest, leider auch nicht die Feier, weil das langjährige Völkerringen in Europa endlich seinen Abschluß gefunden hätte — die Hoffnung, daß wir die Meldung vom erfolgten

Kriegsschluß nach unserer Rückkehr von der langen Inlandswanderung vorfinden würden, war rasch wieder zusammengestürzt — nein, ihr Balum- oder Beschneidungsfest war es, das die sämtlichen Bewohner des Tages zusammenrief, und das in den kommenden Tagen und Wochen die Gegend mit Leben und Gesängen erfüllte.

Die seit zwei Jahren gemästeten Dorfschweine waren groß und fett geworden, mehrere Jahrgänge der männlichen Jugend so weit herangewachsen, daß sie in die Kriegerklasse eingereiht werden konnten. Nun war es Zeit, einmal eine Pause in den fortwährend tosenden Fehden eintreten zu lassen, das so seltene Fest unter Fressen, Singen, Tanzen und geheimnisvollen Zeremonien gemeinsam zu begehen. Viel zu tun hatten die Unterhändler der einzelnen Orte und Landschaften in den verflossenen Wochen, sie mußten unterhandeln, Gegensätze ausgleichen und Vergleiche anbahnen, um das Zustandekommen der Feier zu sichern. Da hatten die „Gastfreunde" die Verluste der sich befehdenden Parteien an Gut und Menschenleben abschätzen müssen, Übertreibungen gewehrt, das Lösegeld für die auf der einen Seite zu viel Erschlagenen festgesetzt und seine Entrichtung überwacht und gefeilscht und gehandelt, um Überforderungen zu beschneiden oder zu geringe Angebote hinaufzuschrauben.

Wer sind denn diese Unterhändler, diese Gastfreunde, die ein so hohes Ansehen genießen, daß sie als Schiedsrichter herangezogen werden? Was sind das für Männer, die das Sprachgewirr verdolmetschen, die sich widerstrebenden Wünsche und Vorschläge über die Wahl des Festortes mildern und vermitteln? Die Not der im ganzen Innern von Neuguinea herrschenden Sprachzerrissenheit ist es, welche die Farbigen seit undenklichen Zeiten auf einen Ausweg verfallen ließen, den wir zivilisierten Europäer um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt zu haben glaubten, als wir zum Beispiel in Westdeutschland und Frankreich die heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts während der Schulferien austauschten, um neben dem inneren Verständnis für die andere Nation das sprachliche Sich-

verstehenkönnen zu fördern. Nichts anderes als diese Austauschkinder sind die „Gastfreunde" und Dolmetscher der Papua aller Stämme. In frühester Jugend, sobald die Knaben ihren eigenen Dialekt beherrschen, tauschen sie Söhne angesehener Familien gegenseitig aus. Diese werden vom sechsten bis siebenten Lebensjahr ab im Nachbarstamm erzogen, wo sie als Stammesangehörige betrachtet und, den eigenen Kindern oft vorgesetzt, aufgezogen werden, wo sie die Sitten und Gebräuche, das fremde Sprachidiom gänzlich beherrschen lernen, kurz gesagt, im neuen Stamm vollkommen aufgehen. Zuweilen kehren sie auf einige Wochen in ihr Heimatsdorf zurück, lernen dort die Verhältnisse, Wünsche und Änderungen verstehen und frischen die Kenntnisse ihrer Muttersprache auf, ohne die Zugehörigkeit zu ihrer Adoptivheimat zu verlieren, aus der sie sich auch ihre Weiber wählen und wo sie eine Familie gründen. In der Regel gelten diese „Gastfreunde" auch während der Fehdezeit als sakrosankte Personen; sie gehen unbehelligt zwischen den kämpfenden Dorfschaften hin und her und vermitteln, wo ein Vergleich angestrebt wird. In den dem großen Fest vorausgegangenen Wochen hatten sie nun die ganzen Hände voll zu tun gehabt und, wenn auch nicht in allen Fällen, so war es ihnen doch im allgemeinen gelungen, die Gegensätze auszusöhnen oder wenigstens zurückzudämmen, so daß ein ungestörter Verlauf der Feierlichkeiten gewährleistet war.

Wie innig küßten sich die von allen Seiten zusammengeströmten Männer bei der Begrüßung auf Mund, Wangen, Nasen, sie, die noch kurze Zeit zuvor sich als Todfeinde gegenüber gestanden hatten! Wie zärtlich befühlten und beklatschten sie bei diesem friedlichen Wiedersehen ihre Schultern, Arme und Brüste und drückten sich die Hände, betasteten sie als Ausdruck ganz besonderer Freundschaft ihre Geschlechtsteile! Im vollen Waffenschmuck und mit dem ganzen Familienschatz behangen — Hundezähne-Stirnbänder, Brust-Schmuckstücke aus Eberhauern, geflochtene Armringe, nagelneue Bastlendenschnüre, die hinten und vorne gebauscht waren, mit schönen Perlen verzierte Netz-

taschen, die zuweilen mit einer Unmenge von Hunde- oder Känguruh-Zähnen bestickt waren — standen oder saßen die Männer und jungen Krieger und die neu zu beschneidenden Knaben herum, ihre Gesichter mit schwarz-weiß-roten Farbenstrichen bemalt, neue Gras- oder Bambusröhrchen, in manchen Fällen glatt geschliffene Knochenstücke durch die durchbohrten Nasenwände und -flügel gesteckt.

Das ganze Innere Neuguineas scheint für das Deutschtum prädestiniert zu sein. Die drei Hauptfarben, welche die Papua herzustellen wissen, mit denen sie ihre dunkle Hautfarbe anläßlich von Festlichkeiten oder während der Kämpfe oder auch, wenn sie auf Freiersfüßen gehen, „verschönern", sind die deutschen Flaggenfarben. Die schwarze stellen sie aus einem Gemisch von Bambusharz und Kienruß her, die weiße geben ihnen die Kreideblöcke oder der Korallenkalk des Gebirges, der bis zu achthundert Metern Seehöhe vorkommt; die rote endlich gewinnen sie aus dem Saft von Zierbaum-Früchten.

„Schön" hatte sich auch das Weibervolk, besonders die jungen Mädchen gemacht, die ebensogut mit den Junggesellen und jungen Männern zu kokettieren verstehen, wie dies bei uns der Fall ist. Fast alle hatten neue, helle, zum Teil rot und braun gefärbte, dicke Grasröcke angetan oder über ihre dürftigeren Arbeitsgrasbüschel geschnürt, die sonst nur Vorder- und Hinterteil halb verdecken. Auf Gesicht und Körper glänzte die fette schwarze Harzrußfarbe, die ihnen nach ihren Anschauungen ein besonders anziehendes Aussehen verleiht. Aber auf ihren von Überanstrengung zeugenden Gesichtern war keine besondere Festfreude zu bemerken, wenn sie auch lebhaft schwatzten und aufkreischend die Neuankömmlinge begrüßten oder beim Rösten der Feldfrüchte auf den Dorfplätzen geräuschvoll ihre Meinungen austauschten. Denn ihr Los ist nur die Arbeit für diese Festlichkeiten des Männervolkes; beim Vergnügen selbst gehen sie leer aus. Das Aufziehen der kleinen Ferkel, welche sie neben ihren Kindern an den Brüsten nähren, das Mästen der heranwachsenden Vierfüßler, ja, das war ihre Sache gewesen, aber

beim Genießen des Festfleisches dürfen sie nicht dabei sein. Bis an eine festgesetzte Grenze um den weit abgelegenen, im tiefen Bergwald versteckten Festplatz herum mochten sie wohl die schweren Feldfruchtlasten heranschleifen. Aber kaum haben sie dort die gefüllten Netztaschen abgesetzt, da schwirren schon die Balumhölzer, der sagenhafte „Tamburan" geht um, dessen Anblick jedes Weib sofort tötet; und eiligst machen sie sich aus dem Staub, Schweine und Früchte den Männern überlassend, die sie nach dem ansehnlichen auf dem Festplatze erbauten Stangengerüst bringen. Dort preisen sie die Qualität und Quantität der von ihnen mitgebrachten Festmahlsgaben an, dort wetteifern die Krieger untereinander, mit langen Speeren dem Schwein den Herzstoß zu versetzen, so daß womöglich kein Tropfen Blut verloren geht, dort erschauern die mannbar werdenden Knaben unter den Gesängen der Männer und dem Surren der Balumhölzer, wenn die Beschneidungs-Zeremonie, ein oberflächliches Einritzen der Vorhaut, an ihnen vollzogen wird. Und dann hebt es an, das Fressen der oft über zweihundert zusammengetragenen Schweine, zahlreicher mitgebrachter magerer Hunde, getrockneten und geräucherten Känguruhfleisches, einer Unmenge Zuckerrohrs und der Feldfrucht-Masse, nur unterbrochen vom Schlaf, von wilden Gesängen und bis zur gänzlichen Erschöpfung verlängerten Tänzen, bis der letzte Rest der Festmahlzeit vertilgt ist. Nicht immer dauert dieses friedliche Beisammensein so lange; oft spitzt sich ein Meinungsaustausch zu ernstlichen Auseinandersetzungen zu, Parteien verlassen, Rache sinnend, den Festplatz, Drohungen: Du wirst mir nächstens im Kochtopf besser schmecken als diese Schweine und Hunde! werden laut — der Ring der ewigen Kämpfe ist geschlossen, und von neuem hebt die Generationen vertilgende Fehde an.

Lachend erklärten und zeigten mir meine Käte- und Hube-Jungen, die in ihrer Jugend selbst an diesen Feierlichkeiten teilgenommen hatten, den Gebrauch der Balum-Schwirr-Hölzer, die, flach und keilartig geformt, oft schön geschnitzt, an einer aus Buschmaterial hergestellten festen Grasschnur über dem

Haupt im Kreis geschwungen, ein schwirrendes Geräusch verursachen. In der Regel werden sie von den im weiten Kreis um den Festplatz aufgestellten, zahnlosen alten Männern gehandhabt, um die sich nähernden, neue Eßvorräte anschleifenden Weiber zu warnen und sie vor dem todbringenden Anblick des „Tamburan“ zu schützen.

16

Besuche bei den Hube und Käte

Ein Fünkchen Hoffnung, daß eine etwaige Nachricht vom Kriegsende vielleicht nicht bis hierher in das Inland gedrungen sei, und daß wir etwas näher der Küste einige Meldungen vom Verlauf des Kriegsendkampfes zu Hause zu erfahren vermöchten, trieb mich aus dem Festtal nach Osten zu den Kua- und Hubeleuten. Freudig wurden wir dort begrüßt, über jedem Dorf wehte die deutsche Flagge. Ortsgesandte aus dem Käte-Land zogen uns entgegen, zu denen die Nachricht von unserem Eintreffen in der Burrumgegend gedrungen war. Als Willkommengabe brachten sie mir die besten Früchte ihrer Felder und Kokosnüsse, aus den Küstenstrichen eingehandelt, und übernahmen nun ihrerseits die kranken und erholungsbedürftigen Soldaten und Träger, um ihnen in ihren Dörfern Pflege und Fürsorge angedeihen zu lassen. Leider wußten sie nichts anderes zu vermelden, als daß der Krieg unverändert weitertobe, daß jedoch ihre Missionare immer noch von der gleichen Hoffnung beseelt seien, daß mit jedem Schiff der Kriegsschluß mitgeteilt werden könne. Ferner erzählten sie, daß eine weitere englische Expedition, von dem Kommandanten von Friedrich-Wilhelmshafen selbst geleitet, um die Oktobermitte in der Küstengebirgsgegend herumgezogen sei, daß sie aufgefordert wären, über den Verbleib meiner Abteilung genaue Nachrichten zu geben. Sie hätten

nur wahrscheinlich antworten können, daß der deutsche Master bereits seit Monaten nach dem Innern abmarschiert sei, das Ansinnen der Australier, mich nach meiner Rückkehr zu fangen und gegen hohe Belohnung einzuliefern, hätten sie mit der Begründung, daß sie deutsch seien und bleiben wollten, zurückgewiesen. Auch die Drohungen des englischen Offiziers, daß er im Weigerungsfalle ihre Dörfer niederbrennen, die Männer mit Frauen und Kindern deportieren würde, hätten sie standhaft über sich ergehen lassen und bloß geantwortet, daß sie jede Strafe für das Bekenntnis ihres Deutschtums willig auf sich nehmen wollten. Weiter berichteten sie, daß die feindliche Kolonne etwa einen Tagemarsch westlich von Guelahahu haltgemacht habe, weil dort die hohen Berge begännen; dann sei sie zurückmarschiert und auf einem Schiff davongefahren. Ein Schreiben des englischen Offiziers an mich sei von der Küste zu ihnen mit dem Befehl, es mir auszuhändigen, heraufgeschickt worden. Da ich jedoch weit im Innern gewesen sei, hätten sie den Brief wieder zurückgehen lassen, von dessen weiterem Verbleib sie nichts mehr auszusagen wußten. Erst zwei Jahre später, am Ende des November 1918, kam dieses Schreiben des australischen Hauptmanns Ogelwy in meinen Besitz.

Endlich erzählten sie, daß Lozoki, mein fähigster und treuester Begleiter, auf einer Missionskonferenz seines lange Jahre mit Erfolg bekleideten Postens als Hauptgehilfe im Missionierungswerk bei den Hube enthoben worden sei, weil er mir seine Dienste gewidmet habe und dadurch vielleicht der Mission Unannehmlichkeiten bereiten könne. Aber auch dieses unverständliche Verhalten ihres „Big fellow-Missionary“ könne sie nicht von ihrem nun einmal angenommenen Standpunkt abbringen, so lange bei mir auszuhalten und mir alles in ihren armen Kräften Stehende zur Verfügung zu stellen, bis wieder der Friede über das Land zöge und die deutschen „Kiap“ (Verwaltungsbeamten) zurückgekehrt seien. In dieser Absicht wüßten sie sich eins mit ihrem langjährigen Missionar Keyßer, der die Station Sattelberg innehatte.

Nicht schlecht hatten die Australier geraten, wenn sie annahmen, daß ich, von ihren Absperrungsmaßnahmen gezwungen, wieder zu den schwierigen Hochstöcken der Finchhafen-Halbinsel zurückkehren würde. Aber daß wir noch monatelang unsere Kräfte an das Durchbruchsunternehmen über das Bismarckgebirge hinweg gesetzt hatten, war ihnen doch verborgen geblieben. So waren sie leider einige Monate zu früh zur Aufhebung meiner Abteilung über den Sattelberg hinaus vorgestoßen, zu einer Zeit, in der wir uns noch über 350 Kilometer im Inland befanden. Und wir waren einige Monate zu spät zurückgekehrt, um sie in das Berggewirr weiter hinein zu locken und ihnen einen ordentlichen Denkzettel zu verabreichen.

Es bedurfte meiner ganzen Selbstzucht, davon abzustehen, durch Vorstöße an die Küste, wo öfters kleinere australische Abteilungen durch meine Späher gemeldet wurden, dem Gegner zu schaden. Der Einsatz: die Deportation der deutschen Pflanzer und Missionare, die vollständige Stillegung der blühenden deutschen Unternehmungen an der Küste, wie sie von den Kommandanten von Friedrich-Wilhelms-Hafen und Morobe wiederholt angedroht worden waren, war zu groß. Ich glaubte ihn nicht verantworten zu können, wie ich es auch unterließ, durch Bitten um Unterstützung die durch ihren Neutralitätseid gebundenen Landsleute in ein schweres Dilemma zu bringen. Wir mußten auf uns selbst gestellt bleiben, um die noch in den Küstenstrichen arbeitenden Vertreter des Deutschtums nicht der niedrigen Rache des Feindes auszuliefern, die damit begründet wäre, daß nur mit Hilfe ihrer geheimen Unterstützung es uns solange möglich gewesen sei, in dem, wie sie glaubten, unwirtlichen Hochgebirgsland auszuhalten. Sie wußten es ja nicht, konnten es ja nicht wissen, daß das „unbewohnte" Innere gut bevölkert ist, daß die Hochtäler malariafrei sind, daß ich mich mit den Eingeborenen gut vertrug, daß auch ein gesunder Europäermagen sich mit der Zeit an die Nahrungsverhältnisse der Papua anzupassen imstande ist.

Wir hatten uns ja auch in mancher Beziehung den Ein-

geborenen nützlich gezeigt und so das gegenseitige Verhältnis zu einem beide Teile fördernden gestaltet. Wo ich mich mit meiner Kolonne längere Zeit aufhielt, da verschwanden bald vollständig die verwilderten Schweine, welche die Felder der Eingeborenen verwüsten. In diesen Gegenden räumten unsere Gewehre derart unter den Rüsseltieren auf, daß die Hochtalbewohner nicht mehr das mühsame und zeitraubende Einzäunen ihrer Taro- und Yamfelder durchzuführen brauchten, das sonst der einzige Schutz ist gegen die verderbliche nächtliche Wühlarbeit der schwarzborstigen Rüsseltiere, die nicht selten eine Hungersnot zur Folge hat. Die durch unsere Anwesenheit gesicherte Ernte machte die Eingeborenen dankbar und zutraulich, und uns gab die reiche Jagdbeute die Möglichkeit, Feldfrüchte dafür einzutauschen, so daß sowohl wir als auch die in unserer Nähe siedelnden Dorfleute aus diesem Zusammenarbeiten einen Vorteil buchen konnten.

Nur wenige, vor allem die heimatsfernen melanesischen Soldatenjungen und einige eifrige Käte-Jäger umgaben mich in diesen Frühjahrsmonaten der Rast. Die Mehrzahl der hier seßhaften und weiter östlich wohnenden Begleiter weilten zu ihrer Erholung bei ihren Angehörigen, andere waren zum heimlichen Salz- und Reiseinkauf zur Küste gesandt.

17

Rastwochen



Nur Nodju, mein Hauptjäger, vermochte nicht seine nur einige Tagemärsche entfernt wohnende Frau und Kinder zu besuchen, da ihn die Folgen der sich auf unserer letzten Inlandswanderung zugezogenen Lungenentzündung auf das Krankenlager geworfen hatten. Schrecklich, wie er rasch zum Skelett abmagerte, wie seine Augen in fieberhaftem Glanze leuchteten, um dann einem matten gleichgültigen Ausdruck

Platz zu machen; wie seine sonst fehlerlos reine, beinahe schwarze Körperhaut einen aschgrauen Ton annahm und glanzlos wurde. Seine Frau und seine Verwandten waren zu unserem Lager gepilgert und hatten gemeinsam mit fernen Angehörigen und Freunden des beliebten Jungen sich in seine Pflege geteilt, die gar so erfolglos bleiben zu wollen schien.

Und eines Nachts weckte mich sein älterer Bruder aus dem Schlaf und meldete mir, daß Nodju sein Ende nahen fühle, daß er nach mir verlange, um Abschied zu nehmen. Flugs war ich auf den Beinen und angezogen. Nein, Nodju, der treuesten und tüchtigsten einer, durfte nicht sterben! Wie sah es in seiner Hütte aus! In ihrem einzigen Raum, der kaum Platz für sechs Menschen bot, saßen über 25 Männer und Frauen dicht zusammengedrängt, essend und kauend und rauchend um den in der Mitte liegenden Feuerplatz herum. Daneben der Sterbenskranke, in mehrere dicke Decken eingehüllt, von seinen Pflegern und Pflegerinnen an Hand- und Fußgelenken gehalten. Eine Luft, ein Rauch, eine Hitze, die jedes Sehen unmöglich machten, die auch einem Gesunden den Atem benahmen. Die Phantasiereden des mit dem Tode Ringenden begleiteten die gedrängt Umsitzenden mit ihren Kommentaren; sie verteilten bereits die Schätze des noch nicht Verstorbenen, besprachen, welcher unter ihnen seine Frau und sein Kind zu sich nehmen werde, wem seine Axt, seine Decke und seine anderen Schätze zufallen würden, und dabei befühlten sie unausgesetzt Hände und Füße des röchelnden Jungen, um an ihrem Erkalten das Fortschreiten der Erlösung festzustellen.

Mein Erscheinen brachte etwas Ruhe in die schwarze Gesellschaft, Nodju erkannte mich, versuchte seine Hand zu heben und mir entgegenzustrecken, aber sie fiel kraftlos zurück. Und ich griff auch noch nicht nach ihr; zunächst langte ich mir einen handfesten Stock heran und säuberte mit seiner Hilfe die überfüllte Hütte, durch deren geöffnetes Türloch die milde reinigende Nachtluft hereinströmte. Entsetzt über mein ungewohntes rauhes Dreinfahren, mich vielleicht plötzlich „longlong“ (ver-

rückt) geworden haltend, stand die hinausgeworfene Gesellschaft vor dem Haus — aber wir hatten nun Ruhe und frische Luft für den Kranken; und die den armen Kerl nahezu zu Tode suggerierende Gesellschaft war unschädlich gemacht. Nodju erkannte mich, und ich bettete seinen schweißtriefenden Kopf, um ihm eine bessere Lage zu geben, auf meinen Arm. Ich redete ihm zu, zankte ihn, daß er nun von mir gehen wolle, wo wir doch vor einigen Tagen noch einen großen Kasuar und mehrere Opossums ausgemacht hatten, die wir gemeinsam erlegen wollten, erinnerte ihn an meine eigenen Krankheitsfälle, welche auch ich allein durch Lebensenergie überwunden hatte, und sprach zu ihm: „Du bist jung und der kräftigsten einer, du hast mir versprochen, bis zum Kriegsende auszuharren, ja mich sogar nach Deutschland zu begleiten." So suchte ich, während die Luft in der Hütte immer reiner wurde, seinen Lebensmut zurückzurufen, zwang ihn, die Brühe eines frisch geschlachteten Huhns zu trinken, flößte ihm trotz seines Widerstandes ein Buschhuhnei ein und redete zu ihm ermunternd bis zum Morgen. Ich hatte ja nichts anderes als das Zureden, als den Appell an seinen Lebenswillen, der von seinen Anverwandten unterdrückt worden war. Eine, die letzte, Kampfereinspritzung, die letzte Aspirintablette tat das übrige — drei Tage darauf konnte ich ihn bereits in die wärmende Tagessonne vor die Hütte legen lassen, und nach wenigen Wochen vermochte er bereits am Stock herumzulaufen. Sein Weib, seine Schätze waren ihm, er mir erhalten.

Aber o weh! Nun schleppten die Hube von tageweit entfernten Ortschaften Kranke heran, die Käte riefen mich zu Sterbenden in ihre Dörfer; ich sollte heilen und helfen! Das Gerücht von Nodjus Gesundung hatte sich mit Windeseile verbreitet und dazu, daß der „Bongbong" ein „Wunderdoktor" sei. Selbstredend versagten in der Mehrzahl der Fälle diese „Wunderkuren", und die Krankheiten, zumeist akute Lungenentzündungen, denen die kräftigsten Männer und Frauen in unglaublich rascher Zeit zum Opfer fielen, nahmen ihren tödlichen Verlauf. Doch stützten einige Gesundungen, die nur der kräftigen

Natur des Betroffenen zuzuschreiben waren, das Vertrauen, und war irgendwo etwas faul, mußte ich die Diagnose stellen.

Die Begleitumstände bei Nodjus schwerer Erkrankung, die ich immer und immer wieder antraf, gegen die ich leider oft vergebens kämpfte, dieses tatsächliche Ersticken und zu Tode-Suggerieren des Sterbenskranken, ließen mich tiefe Einblicke in die inneren Vorgänge und in das seelische Geschehen bei den Papua-Völkern tun. Diese primitiven Völker vermögen es nicht, sich gegen den Tod zu sträuben, wie es bei dem Europäer der Fall ist, dessen körperliche Widerstandskraft durch das Sich-aufbäumen des Geistes gegen das Sterbensollen vervielfacht wird, so daß nicht selten die seelische Energie es ist, die es der an sich kräftigen physischen Natur des schwer Erkrankten möglich macht, den kalten Hauch des Sensenmannes nochmals abzuwehren. Den Farbigen der Südsee fehlt jede Lebensenergie, wenn sie einmal schwer daniederliegen. Apathisch sehen und dösen sie ihrer Auflösung entgegen, ohne sich dagegen aufzubäumen, ohne sich zu sagen: Ich will nicht sterben. „Der Wille zum Leben“ scheint da offenbar ganz auszusetzen, und die gar so freundliche „Hilfe“ der versammelten Freunde und Verwandten, die seine Fieberphantasien bereits als Gespräche mit den längst abgestorbenen Seelen anderer Angehöriger betrachten, die das Eigentum des Ringenden schon verteilen, wenn er es noch gut zu verstehen vermag, die seine Gliedmaßen als Thermometer für den stundenlang zuvor erwarteten, eifrig beurteilten Prozeß des Erkaltens benützen, die seinen schwer atmenden Lungen nicht nur jede frische Luftzufuhr abbinden, sondern durch Qualm und Rauchen, durch Einpacken des Kranken in alle möglichen wärmenden Hüllen den armen Kerl dem Erstickungstode nahebringen, die es endlich entsetzt zurückweisen, den apathischen Kranken sanft zur Nahrungsaufnahme zu zwingen, vielmehr in seiner Weigerung, Lebensmittel zu sich zu nehmen, nur befriedigt die Bestätigung ihrer Überzeugung, daß er sterben muß, sehen, tragen auch nicht dazu bei, die Widerstandskraft des Daniederliegenden zu erhöhen.

Ist das etwas Großes, Bewundernswertes, dieses langsame kampflose Erlöschen? Nein und dreimal nein! Wer ein solches Sterben hunderte Male wie ich mitangesehen hat, wer gleich mir gegen diese unheldenhafte Energielosigkeit zuweilen mit Erfolg angekämpft hat, der vermag nichts Hohes in diesem Hineindämmern in das große Nichts zu erblicken, der muß darin nicht nur keine Tapferkeit, sondern vielmehr eine Feigheit sehen. So fehlt auch den zahlreichen Selbstmorden der Erwachsenen beiderlei Geschlechts unter den Melanesiern und Papua jedes heroische Motiv. Nur eine augenblicklich übermächtige Verzweiflung, hervorgerufen durch das plötzliche natürliche oder gewaltsame Ende der einen Ehehälfte, das Fehlen jeder Energie, nun allein den Lebenskampf auf sich zu nehmen, läßt die Ratlosen zu dem Strick greifen, wobei nicht einmal die in unserem Sinne unbekannte Liebe zu dem Verstorbenen der unglückseligen Tat eine höhere Weihe zu geben imstande wäre.

Nun, Nodju konnte schon wieder an den Jagdzügen teilnehmen, als ich nach sechswöchigem Umherziehen am Kua-Mongi-, Mape- und anderen Flüssen mit Beginn des Märzmonats 1917 in das Standlager zurückgekehrt war.

18

Kreuz- und Querzüge



In ihren Gastfreundschaftsbeweisen, ihrem aufrichtigen Bestreben, mir den kurzen Besuchsaufenthalt bei sich möglichst angenehm zu gestalten, hatten sich während dieses Rundmarsches die Käte und Hube gegenseitig zu überbieten versucht. Wie viele Hähne und Hühner daran glauben mußten, damit mir ein besonderer Leckerbissen vorgesetzt wurde, weiß ich nicht mehr. In jedem Dorf schwamm in einem Topf einer, oft kurz zuvor geschlachtet und da-

her überaus zähe, von einer Unmenge gekochter Süßkartoffeln, ausgesuchter Früh-Yams und den mehligsten Taro-Knollen umgeben. Und es nützte nichts, ich mußte das gleiche Festmahl hinunterwürgen, auch wenn die besuchten Orte nur wenige Kilometer voneinander getrennt lagen, so daß dieser Rundgang für mich mehr zu einer Magen- denn zu einer körperlichen Anstrengung wurde. Der berüchtigte „Manöveradler", der uns in den längst vergangenen Herbst-Manöver-Tagen in den Bauern-Gasthäusern der Ortsquartiere ohne Unterbrechung als etwas Besonderes aufgetischt worden war, und dessen ewige Wiederholung uns Leutnants einst den Mahlzeiten in einem neuen Unterkunftsort mit recht gemischten Gefühlen hatte entgegensehen lassen, feierte hier seine verzehnfachte Auflage. „Master, we fraid you by and by, grease belong you altogether go finish, you that's all bone nothing." (Herr, wir haben Angst, daß du bald eingehen wirst, all dein Fett ist verschwunden, du bestehst nur noch aus Haut und Knochen.) Mit diesen ermunternden Bemerkungen wachte die vollzählig versammelte Dorfschaft eifersüchtig darüber, daß ich nichts von dem Gebotenen zurückließ. Wie weit ihre Bemerkungen ob meiner Magerkeit berechtigt waren, vermochte ich schwer nachzuprüfen. Die seltenen Gelegenheiten, in denen ich mein Konterfei einer flüchtigen Untersuchung unterzog, litten es nicht, daß ich eine Veränderung in meinem Aussehen feststellen konnte. Ein gelbbraunes, bärtiges Gesicht, von Schrammen durchzogen und einem unschönen Ausschlag durchsetzt, starrte mir gewöhnlich aus dem matt spiegelnden Glas entgegen, so daß ich es immer schleunigst beiseite legte.

Stolz wehte überall die deutsche Flagge an den hohen, sauber entrindeten Masten der Dorfplätze. Sie grüßte uns nicht nur beim Anmarsch und winkte uns nicht nur beim Wegziehen das Lebewohl zu, sondern war meiner Anweisung gemäß bisher immer gehißt worden, wenn irgendein Weißer sich zeigte, sei es, daß ein deutscher Missionar diese küstennahen Berggegenden besuchte, sei es, daß ein britischer Anwerber oder Steuerbeamter

die Dörfer berührte. Selbstredend drang die Kunde davon zu den Ohren des Gegners, der die Haupt-Küstenstationen von Kaiser-Wilhelms-Land besetzt hielt, und über die See hinweg nach Neu-Pommern in die Hauptstadt Rabaul, wo der britische Administrator seinen Sitz hatte. Warum keine neuen Unternehmungen zur Aufhebung unserer kleinen Abteilung durchgeführt wurden, sollte mir erst nach dem Waffenstillstand, im Januar 1919, klar werden.

In Quilongko, einer mittelgroßen Hube-Niederlassung von etwa zweihundert Seelen, fanden wir die Bewohner in großer Aufregung begriffen. Männerpostierungen standen an den Gabelungs- und Vereinigungs-Punkten der zum Dorfe heranführenden Durchgangs- und Feldwege, bewaffnet und eifrig umherspähend. Keine Frauen, keine Kinder waren auf den Äckern zu sehen, obgleich es die günstigste Zeit war, die Taro-Stecklinge, einblättrige Ableger der Hauptpflanze, in die fertiggestellten Löcher zu bringen. Namu — dieses Dorf war doch sonst wegen seines bei den Hube nur selten zu findenden Fleißes bekannt; seine Bewohner hatten doch das Unsinnige der Fehden schon seit einigen Jahren einsehen gelernt und davon abgelassen!

„Master, man belong longlong, walk about long place, he no get cloth no labalaba, he no belong this fellow place, he belong other fellow side belong Sâng. He like kill altogether man, all marries and pikanninies; he longlong to much, sense belonging altogether go finish." (Herr, ein Verrückter ist in der Nähe des Dorfes, er hat weder Lendentuch noch andere Kleider an und ist nicht ein Dorfbewohner sondern gehört zu dem Stamm des Sângflusses jenseits. Er wird alle Männer, Frauen und Kinder töten, er ist ganz verrückt und hat seinen Verstand verloren.)

Das war die Aufklärung, die mir auf meine Erkundigungen nach dem befremdenden Verhalten der Ortsbewohner gegeben wurde, die uns früher stundenweit zur Begrüßung entgegengekommen waren.

Ein Amok-Läufer ist in der Südsee, sowohl in den von

Melanesiern als auch von Papua besiedelten Gegenden, ein häufiger Anblick! Ein Kerl, der, sonst ruhig und harmlos, plötzlich von Wahnsinn befallen, zuweilen von den Folgen des Betelrausches toll geworden, zur gemeingefährlichen Kreatur wird. Mit der Axt oder einem sonstigen gefährlichen Werkzeug bewaffnet, stürzt er davon, zuerst in die Waldeinsamkeit, dann auf die Felder, in die benachbarten Ortschaften, oft tageweit in fürchterlicher Raserei, die ihn jedes in den Weg kommende menschliche Wesen angreifen und zu töten versuchen läßt. Der Aberglaube der Inländer, der den Armen von einem bösen verstorbenen Verwandten besessen und gejagt wähnt, hindert sie, ihn unschädlich zu machen. Obwohl ihnen jedes Mitleid abgeht, beschränken sie sich bloß auf die Abwehr der Angriffe des Tollen und lassen ihn ruhig ausrasen. Denn nur eine beschränkte Zeit lang hält diese Wahnsinnsperiode an; dann flaut sie ab; der Tollgewordene wird wieder ruhig, kehrt zu seinen Angehörigen zurück und nimmt wieder harmlos an der Arbeit und den häuslichen Verrichtungen teil.

Mein Befehl, nach dem Unglücklichen zu fahnden, ihn, um ein Unglück zu vermeiden, zu binden und zu mir zu bringen, konnte nicht ausgeführt werden. Ebenso plötzlich wie er in Quilongkos Nähe aufgetaucht war, ebenso rasch war er wieder verschwunden; einige benachbarte Dörfer hatten ihn noch in wahnsinniger Eile durch ihre Felder rasen sehen, andere von ihm gehört; er blieb verschwunden.

Muschelhornsignale, vielfach von den steilen Hängen zurückgeworfen, füllten das Sâng- und Massawengtal aus, als wir von Ort zu Ort ziehend die Gegenden bis zu dem nördlichen Ausläufer des Cromwell-Berges besuchten. Hier haben die von der Küste her eingehandelten Muschelhörner die großen Signaltrommeln fast gänzlich verdrängt. Ganz erstaunlich ist es, mit welch einfachen Hornstößen, kurzen und langen, die Eingeborenen auf weite Entfernungen „Telegramme“ zu vermitteln vermögen, wie exakt der Inhalt dieser Depeschen gegeben und von den Angerufenen verstanden wird. Ein Anrufvor-

zeichen, dem Inhalt der Meldung vorangesetzt, gibt sofort an, welches Dorf, welche Sippe oder Familie, ja welcher Einzelne gemeint ist und ob die Meldung für die Allgemeinheit und zum Weiterverbreiten bestimmt ist.

Wir hatten gerade auf der Sohle des Massawengtales einer nahezu drei Meter langen, schwarz und braun auf dem Rücken gefärbten Schlange, die ich durch einen Schrotschuß in den Kopf erlegte, das Herz herausgeschnitten, und ich beobachtete, wie lange es weiter schlagen würde. Einige der männlichen Bewohner des auf dem Hang etwa fünfhundert Meter über uns gelegenen Dorfes hatten uns bis zum Fluß begleitet, wo der aus Bambus hergestellte, dem Einbrechen nahe Übergang verstärkt werden sollte. Muschelhornstöße ließen uns aufhorchen.

„Du sollst ins Dorf zurückkommen, deine Frau ist gestorben", bemerkte nach dem Schlußzeichen des Signals der Häuptling zu einem seiner Mannen, der sich während des Signalisierens aschgrau verfärbt hatte und bewegungslos dastand. Brauchte es noch eines anderen Beispiels, um darzutun, wie genau und wie erschöpfend der Farbige zu telegraphieren weiß? Hier mit dem Muschelhorn, weiter im Inland mit der großen Signaltrommel!

Über 45 Minuten lang behielt das herausgeschnittene Herz der Schlange seine regelmäßigen Zusammenziehungs- und Ausdehnungszuckungen bei, ehe der Rhythmus langsamer und langsamer wurde, um nach nahezu einer Stunde endlich ganz aufzuhören!

Es war keine Giftschlange, die ich mir da vorgenommen hatte. Aus ihrem Magen zogen wir einen nahezu unverdauten, schwarzroten Kakadu heraus.

Unter den 34 Arten von großen und kleinen Schlangen, die ich in den Mittel- und Hochgebirgslanden von Neuguinea kennen gelernt und untersucht hatte, habe ich nur e i n e Giftschlange angetroffen, eine Tatsache, die mit den Angaben der Eingeborenen übereinstimmt, welche alle Schlangen mit Ausnahme dieser einen Familie verzehren. Und die Natur hat

dieses gefährlichste Tier, das ausgewachsen etwa zweieinhalb Meter Länge erreicht, auch genugsam gekennzeichnet. Über dem hellgelb geschuppten Rücken läuft eine schwarze Zickzacklinie zu dem breiten, dunkel gefärbten Kopf, dessen spitz gezahnter Rachen die gefürchtete, den raschen Tod bringende Giftdrüse birgt. Sie nimmt den vermeintlichen Gegner, ob Mensch oder Tier, auch unangegriffen oder ungetreten an, stößt nicht selten, an einem Baumast aufgehängt, nach dem ahnungslos vorbeiziehenden Opfer. Der Papua tötet die Bestie in der Regel nicht, sondern weicht ihr aus — was kümmert ihn das Tier, wenn er es nicht verspeisen kann?

Für das Gift hat er keine Verwendung, wie er zum Glück vergiftete Waffen, auch in Pflanzengift getauchte Pfeilspitzen, nicht kennt noch verwendet, wie es der Neger Afrikas mit Vorliebe tut. Unkenntnis, nicht etwa Ritterlichkeit oder sonst eine Spur edelmütiger Gesinnung, hält ihn vom Gebrauch dieser fürchterlichen Waffe ab. Lediglich zum Fischfang verwendet der an den Flußmündungen wohnende Eingeborene eine giftige Blüte, die das Fischvolk betäubt, das hinter einer aus Stangen, Steinen und Blättern aufgebauten Stauwehr festgehalten wird. Eine weitere, gewöhnlich zugleich mit den Ziersträuchern angebaute Giftpflanze dient den Weibern zu Abtreibungszwecken.

An Ort und Stelle wurde die Schlange gebraten und verzehrt; ein Teil ihres Fettes war ausgelassen und in einer Büchse aufbewahrt worden, da es uns als Gewehrreinigungsmaterial dienen mußte. Dann gingen wir im großen Bogen, die Cromwell-Kuppe nördlich liegenlassend, über die Ausläufer dieses mächtigen Bergstockes hinweg, sodann zum stark besiedelten Kuaquellfluß in einen kraterartig geformten Kessel hinein und weiter über den trennenden Bergrücken zum Burrumoberlauf und seinen Ansiedlungen hinunter. Ein breiter Ausläufer ist es, der die beiden Flüsse scheidet, die, mit dem Mongi vereint, den zum Hänischhafen eilenden Bulesomfluß bilden. Weitläufige, dichte Bambusgehölze durchsetzen den Bergwald, deren kräftiger Harzduft mit dem unserer heimischen Nadelwälder

wetteifert. Während der trockenen Jahreszeit, hier von Oktober bis Januar, versiegen die kleinen zahlreichen Quellflüsse auf der weit ausgelagerten Höhe. Aber für den Durstigen und den Kenner des Landes ist auch während dieser Zeit in den Bambusdickichten gesorgt; denn die Röhren sind mit kühlem, schmackhaftem Wasser angefüllt. Ich hatte es mir schon lange abgewöhnt, während des Marsches irgendeinen Trunk zu mir zu nehmen. Zuerst hatte ich es zwar, wie jeder in den Tropen wandelnde Europäer, nicht fertiggebracht, an einem frischen Wasserlauf oder einer Quelle vorüberzugehen, ohne den brennenden Durst zu löschen; oder ich mußte pro Tag zum mindesten einen Liter mitgeführten kalten Tees hinuntergießen, der indessen nur für den Augenblick das Durstgefühl befriedigte. Doch schon nach wenigen Monaten strengster Selbstzucht war es mir gelungen, an den zum Trunk einladenden Wasserläufen von Neuguinea, in dessen Innern die Ruhr und Dysenterie unbekannte Dinge sind, vorbeizugehen und hatte es so weit gebracht, daß ich den ganzen Tag über keinen Tropfen Flüssigkeit zu mir zu nehmen brauchte. Ich darf sagen, daß ich mich dabei viel wohler befunden habe.

Hier am Burrumfluß, in der Nähe des Dorfes Oggeramnang war es, wo nach Professor Dr. Neuhaus' Buch, Band I, Lavaüberreste gefunden worden sein sollten, auf denen er eine weitgehende Hypothese über das Vorhandensein von erloschenen Vulkanen in dem Herzen der Finchhafen-Halbinsel aufbauen zu können glaubte. Wie so unendlich oft in dem nur eigene Beobachtungen gebenden Band I seines Werkes, so hat sich Neuhaus auch hier geirrt. Diese „Lava" ist nichts anderes als Kalksteinkonglomerate, denen viele Jahrhunderte eine Homogenität verliehen haben, daß sie wie gegossene Massen aussehen. Einem flüchtigen Besucher vermögen die Felsen Lavareste vorzutäuschen — aber Neuhaus war nicht einmal hier gewesen, hatte die Stelle gar nicht gesehen, was ihn nicht hinderte, auf Grund von Hörensagen Verallgemeinerungen aufzustellen, die weit von den Tatsachen abweichen. Dicht westlich und nord-

westlich von der strittigen Flußstelle türmen sich Hochgebirgshänge auf, die im Saruwaged kulminieren — und daß wir es hier zweifelsohne mit einem altgeologischen Vergletscherungsgebiet zu tun haben, durfte ich bereits früher erzählen.

Welche Entgleisung ist ihm ferner mit seiner Pygmäentheorie des Kâte-Völkleins unterlaufen, mit dem ich jahrelang in engster Verbindung und Gemeinschaft stand und über das ich erst im Jahre 1918 zu einem einigermaßen klaren Urteil gelangen konnte, was Neuhaus in wenigen Wochen fertiggebracht hatte! Welch anderer Irrtum mit seinen gesuchten Erklärungen über den Ursprung und das Entstehen der kanalröhrenartigen Durchbrüche durch die Korallenfelsblöcke an der Küste in der Nähe Simbangs! Abergläubische Motive, das Streben nach Späherschlitzen zur See hinaus, sollen nach ihm die dort wohnenden Melanesier dazu veranlaßt haben, in jahrzehntelanger mühseliger Arbeit diese regelmäßigen glattwandigen Stellen mit ihren Steinwerkzeugen durch den Korallenfels hindurchgearbeitet zu haben! Und wie einfach und naheliegend ist die Lösung für diese eigenartigen Durchlochungen des scharfen Korallengesteins. Korallentierchen waren beim Errichten ihrer Kunstbauten auf schwere untergetauchte Hartholzstämme gestoßen, die am Strand angeschwemmt oder während der Regenperiode von den angeschwollenen Bergflüssen zur Küste getragen worden waren, und hatten um diese Hindernisse herumgebaut. Daß sich das Küstenland nach und nach gehoben hat, beweisen die bis auf achthundert Meter Seehöhe festgestellten Muschel- und Muschelkalk-Ablagerungen. Während dieses Hebungsprozesses nun waren die umbauten Stämme mit der Luft in Berührung gekommen, das Holz mußte infolgedessen faulen, es war dann durch die anschlagende Brandung herausgespült oder von nimmermüden Ameisen nach und nach herausgetragen worden, und so waren diese „rätselhaften" Kanäle durch den dicken Korallenfels entstanden.

Fast auf jeder Seite seines Werkes, des neuesten über Neuguinea, ist mit Ausnahme des Bandes III, dessen Inhalt

ihm von Missionaren geliefert worden war, ein Irrtum oder ein Widerspruch mit den Tatsachen nachzuweisen, sooft er sich Verallgemeinerungen bezüglich der Papuavölker und der von ihnen besiedelten Gegenden gestattet.

Wie oft dachte ich selbst in diesen Jahren engsten Zusammenlebenmüssens mit den Eingeborenen daran, wie oberflächlich meine Urteile auf meinen früheren Expeditionen sowohl in Afrika als auch während meines Zuges an der Grenze des Schutzgebietes entlang gewesen waren. Und ich hatte doch Land und Leute gesehen, mit ihnen gearbeitet, sie ausgefragt, mich von der Richtigkeit dieser und jener Angabe an Ort und Stelle überzeugt, den Zusammenhängen, soweit es die Vermittelung des Dolmetschers gestattete, nachgespürt!

Um ein Land beurteilen zu können, muß man es mindestens durchforscht haben. Um zu einem Verständnis der Eingeborenen, ihrer Anschauungen, ihrer Sitten und Gebräuche zu gelangen, muß man unter ihnen leben, ihre an Vokabeln reiche, aber auf einer einfachen Syntax aufgebaute Sprache verstehen, muß einer der ihren geworden sein, und sie müssen ihre Scheu so gänzlich verlieren, wie sie es mir gegenüber erst nach Jahren der Gemeinsamkeit nach und nach getan hatten. Mit dem nur konkrete Ausdrücke besitzenden Pidgin-Englisch ist es unmöglich, religiösen Anschauungen auf den Grund zu gehen, Rechtsanschauungen zu entwirren, die inneren Zusammenhänge dieser oder jener Sitte, die Motive zu der und jener Handlung herauszubringen. Und dem Ausfragen von Eingeborenen, wozu der Reisende an den Küstenplätzen gezwungen ist, setzt die rasch eintretende Ermüdung des Farbigen, der an kein intensives Nachdenken gewohnt ist, der ja noch nie geistig gearbeitet hat, eine sehr enge Grenze. Jeder Missionar wird bestätigen, daß der Eingeborene, auch nach längerer Schulung, nach höchstens einer Stunde geistiger Anstrengung derartig ermüdet, daß jedes weitere Verlangen an ihn, wenn es ihn zum Nachdenken zwingt, von Übel ist. Dem Reisenden, der durch die Verhältnisse gezwungen ist, die Eingeborenen während des

kurzen Aufenthaltes im Hafen an Bord des Schiffes oder während einer zeitbeschränkten Wanderung durch die Küstenstriche um Auskunft anzugehen, wird der Farbige nach kurzer Zeit alles Gefragte bestätigen. „Yes, master, no, master", sind seine Antworten, die er hellhörig den Fragen des Reisenden so anpaßt, daß dieser befriedigt ist, gleichgültig, ob diese Angaben der Tatsache entsprechen oder nicht, oder ob er, geistig übermüdet, den Sinn der gestellten Frage auch ganz erfaßt hat. Der Junge erhält ja seinen klingenden Lohn, die heiß begehrten Tauschwaren, wenn er den wißbegierigen Europäer nach seiner Meinung zufriedenstellt, das heißt: wenn er diesem bestätigt, daß er ja bereits alles weiß. Und es gibt auch schon Humoristen unter den Eingeborenen, die dem durchziehenden Europäer mit Wonne eine fette Ente aufbinden; er wird ja nicht mehr zurückkehren und die Bezahlung zurückfordern, wenn er erfahren haben sollte, daß die ihm erteilte Auskunft unrichtig gewesen war.

Hüte dich vor oberflächlichen Beobachtungen, vor Aussagen anderer, vor allem aber vor Verallgemeinerungen! Diese Warnung hielt und halte ich mir selbst vor, wie ich sie anderen ans Herz legen möchte, zumal in dieser großen Insel, wo die Gegensätze hart und unvermittelt aufeinander stoßen, wo Land und Leute fast auf Schritt und Tritt einen Widerspruch, ein Rätsel aufweisen!

Weniger rätselhaft war die zu einem qualvollen Tod führende Erkrankung des alten Kaueng, der vor zwei Jahren die Häuptlingswürde von Gundungeng, dem höchst gelegenen Dorf der Burrumleute seinem streitbaren Sohn abgetreten hatte, dessen Rat aber noch im ganzen Tal hochgeschätzt war. Er hatte sich infolge seiner freimütigen Rede, seiner „fortschrittlichen" Anschauungen viele bitterböse Feinde im eigenen Stamm zugezogen. Schon beim Überschreiten des hochgehenden, etwa fünfunddreißig Meter breiten Flusses auf einem schwankenden, glatten und von den Wogen überspülten Baumstamm kamen mir seine Boten entgegen und baten mich, den Erkrankten sofort zu besuchen und ihn von seinen fürchterlichen Qualen zu be-

freien. Aha, mein Ruf als Wunderdoktor hatte trotz der zahlreichen Mißerfolge keine starke Einbuße erlitten! Aber dem guten Kaueng war nicht zu helfen, dieselbe fürchterliche Rachetat eines persönlichen Feindes, wie ich sie im Süden des Schutzgebietes auf meiner Grenzexpedition zum erstenmal kennengelernt, war an ihm vollzogen worden. Sein Gegner hatte ihm unter das Essen die feinen Härchen des Bambusstockes gemischt oder mischen lassen, die sich, sogar einem Eingeborenenmagen unverdaubar, in den Gedärmen und den Magenwänden festsetzen, immer tiefer eindringen und den Betroffenen unrettbar einem qualvollen Tod überliefern, da auch die schärfsten Abführmittel wirkungslos bleiben.

Unerschrockener Kaueng, bist du das Opfer einer privaten Rache geworden oder hast du büßen müssen für dein unentwegtes Eintreten für geordnetere Zustände, Milderung der Fehdegebräuche, für deine Fühlungnahme mit den farbigen Missionsgehilfen des Nachbartales und deine ständigen Ermahnungen, dem von diesen gegebenen Beispiel einer geordneten, friedlichen Lebensweise und geregelter Feldarbeit zu folgen? Viele Dienste hast du mir geleistet, hast mich auf langen Wanderungen durch die Hochregionen begleitet. Vorerst soll mich ein spaßiger weißgelber Kakadu, den du mir noch nicht flügge aus dem Nest geholt und zum Geschenk gemacht hast, an dich erinnern. „Kaueng wenera, Kaueng wenera" (Kaueng kommt, Kaueng kommt); diese Worte wird er noch lange rufen, auch wenn dein Leib zerfallen sein wird, dein Schädel und deine Knochen in der Hütte deines dann mit dem Witwennetz geschmückten Weibes aufbewahrt sein werden.

Der folgende Tag schon erlöste ihn von seinen unbeschreiblichen Qualen — ein Getreuer weniger aus den vergangenen Jahren und für die nun folgenden Wochen und Monate des Weiterharrens, Entschlüssefassens und Fallenlassens unausführbarer Pläne!





Fünftes Buch

19

Durchbruchsunternehmen zur See



in in der Verzweiflung zu einem Pflanzer deutscher Abstammung entsandter Bittbrief um das Überlassen seiner Motorpinasse blieb erfolglos. Ich war mit meinen sich allmählich wieder versammelnden Jungen auf mich selbst und auf unsere kargen, unzureichenden Hilfsmittel gestellt. Wohl trugen das mehr und mehr Einswerden mit der mich umgebenden Natur, die unentwegte, durch das gemeinsame Ertragen der Entbehrungen fester und fester geschmiedete Anhänglichkeit meiner Truppe, das Tiefer- und Tiefereindringen in die Anschauungen der Eingeborenen, die alle Scheu vor mir abgelegt hatten und deren intimstes Familien- und Sippenleben ich als Zeuge beobachten konnte, dazu bei, die immer unerträglicher werdende Abgeschlossenheit zu überwinden. Wohl halfen mir meine einzigen Bücherschätze, Goethe und Shakespeare und ein neues astronomisches Gesamtwerk über die drückendsten Stunden hinweg und ließen mich zuweilen alles um mich her vergessen oder trieben mich dazu, mein kleines Einzelschicksal an den

allgemeinen Menschengeschicken zu messen und zu vergleichen, die uns diese beiden Dichtergenies geschenkt haben. Wie oft suchte ich in diesen Tagen die Waldeinsamkeit auf, errichtete mir an einer besonders schönen, die Aussicht auf die ferne Seefläche freigebenden Stelle eine einfache Bank, um dort meinen Goethe laut zu lesen, damit ich wenigstens auf diese Weise die Muttersprache sprechen könnte, wenn ich sie auch nur aus dem eigenen Mund wiedergegeben vernahm. Ich hörte sie sprechen, ob nur von mir selbst oder von einem anderen, das war nach so vielen Jahren gleichgültig geworden.

Aber nachdem sich meine wiederhergestellten Jungen vollzählig eingefunden hatten, als sie wiederum keine anderen Nachrichten aus der Küstengegend mitbringen konnten, als daß man dort immer noch unentwegt auf ein nicht mehr allzu fernes Kriegsende hoffe, da reifte aus der erneut zerschlagenen Hoffnung auf den endlichen Frieden ein neuer Plan, der mich nach den neutralen Inselteilen führen könnte. Zur See wollte ich es diesmal versuchen, mit einer beschränkten Zahl Leute mich auf zwei Einbäumen an der Küste entlang stehlen, um das Haupthindernis in diesem Plan, die weite, wohl 40 Stunden Fahrzeit erfordernde Astrolabebucht unbemerkt zu überwinden. Sowohl an ihrem Südende, Stephansort, als auch in ihrer Mitte, Friedrich-Wilhelms-Hafen, lagen feindliche Garnisonen, welche die ganze weite Bai beherrschten. Waren wir einmal am Nordende des großen Meereseinschnittes ungesehen angelangt, dann war der Durchbruchsversuch seiner Verwirklichung bedeutend näher gerückt, weil von dort ab nur mehr enge Buchten zu kreuzen waren und zwei meiner Soldaten aus jenen Küstengegenden stammten, die mit dem Gelände, der Küste, den Inseln und Riffen wohl vertraut waren und die Sprache der dortigen Eingeborenen beherrschten. Dazu kam, daß der Südostwind gegen Ende des Märzmonats 1917 das Ringen mit dem abflauenden Nordwesten zu seinen Gunsten entschieden hatte, so daß unserem unsicheren Unternehmen Wind und Strömung als Bundesgenossen zur Verfügung standen.

Unauffällig wurden zwei Kanus, leider keine Hochseefahrzeuge, wie sie die Inselvölker besitzen, von den die Küsten befahrenden Melanesiern der Rey-Küste am Ausfluß des Quoma in die See erstanden. Das eine davon erwies sich als unbrauchbar, so daß wir gezwungen waren, ein zweites selbst auszuhöhlen, auszustatten und seetüchtig zu machen. In einer selten besuchten, nur dürftig gegen die einlaufende Südostdünung geschützten Landestelle wurden die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen, das heißt die Risse verstopft, der Schwimmer mit Hartholzpflöcken zuverlässig mit den drei Auslegerstangen verbunden und verschnürt. Über dem Kanutrog, der durch Spreizhölzer gegen Aufreißen der Wände in der Längsrichtung versteift wurde, errichteten wir eine geräumige, durch Seitenbretter gegen den Wellenschlag gesicherte Plattform, die Platz genug zur Verstauung des wenigen Gepäcks, des Lebensmittelvorrates, für einen kleinen aus Korallensand hergerichteten Feuerplatz und eine dürftige Sitzgelegenheit bot. Ein Mast, dem eine aus aufgeschnittenen und zusammengenähten Koprasäcken bestehende Segelfläche nach Malaienart aufgetakelt war, vervollständigte die Ausrüstung der beiden Fahrzeuge.

Ende April waren wir fahrbereit. Nur ungern blieb die Hälfte meiner Abteilung zurück, da die beiden Kanus nur achtzehn Mann aufzunehmen vermochten. Von ihren aufrichtigen Wünschen für unsere gewagte Fahrt und den Versprechungen begleitet, daß sie über Land Erkundigungen über unser Schicksal einziehen wollten, machten wir die Fahrzeuge in der Dämmerung des 4. Mai los. Erst gegen Mitternacht stieg die Sichel des letzten Mondviertels über den Horizont empor, so daß wir hoffen durften, daß unsere nächtlichen Fahrten unbemerkt blieben. Auf und nieder hob die lange von Osten heranrollende Dünung die schwankenden Fahrzeuge, und beängstigend knirschten die festgefügten Auslegerenden und der Schwimmer unter dem hohen Wellengang; aber sie hielten die Belastungsprobe aus. Scharf hieß es auf die weit und breit umher zerstreut liegenden verborgenen Korallenriffe aufzupassen, die den Fahr-

weg entlang der ungeschützten Küste gefährdeten. Aber gerade die dunkle Nacht erleichterte das Erkennen der hell herauf leuchtenden smaragdgrünen Korallenbauten, deren Farbenwirkung im Verein mit dem Schwarzblau des Seewassers und dem Aufleuchten der unzähligen Quallen so zauberhaft schön war, daß sogar die Farbigen von dem Wunder ergriffen wurden und daran erinnert werden mußten, daß ringsumher Gefahren lauerten, die unsere zerbrechlichen Fahrzeuge zertrümmern konnten.

Langsam, viel zu langsam ging es vorwärts! Die erste Nacht brachte, ebensowenig wie die folgenden, die erwarteten Landwinde, die wir zum Segeln ausnützen zu können gehofft hatten. Paddeln hieß es, in einem fort paddeln. Und schwer war es, an dieser buchtenarmen Küste einen gesicherten Platz für die Tagesstunden zu finden, der uns die nötige Erholung von den Ruderanstrengungen der Nacht und Schutz gegen Sicht sowohl gegen die See- als auch gegen die Landseite zu bieten sollte; denn auch den Eingeborenen gegenüber wollten wir, wenn möglich, uns verborgen halten, damit unsere Absicht geheim bliebe, bis wir wenigstens die gefährlichste Stelle der Küstenfahrt, die Astrolabe-Bucht, hinter uns liegen haben würden. Mancher schmackhafte Vertreter der lang entbehrten Seefische wanderte in unsere „Bratpfanne"; getrocknete wie geräucherte Makrelenarten lieferten uns leckere Gerichte auf den langen lautlosen nächtlichen Nordfahrten, aber wir hatten doch einen Umstand zu wenig berücksichtigt, der uns unser Unternehmen mißlingen lassen sollte.

Mißlich und verzögernd wirkte schon eine dreitägige Periode, in welcher der Nordwest noch einmal überraschend sein Haupt zu einem letzten Ansturm gegen den Südost erhob und derart aus allen Backen blies, daß es der hohe Seegang nicht erlaubte, die Kanus ins Wasser zu lassen. Bei jedem Versuch — und wir mühten uns unablässig — wurden die Ausleger und Schwimmer von der haushoch stehenden Brandung wie Zündhölzer abgeknickt, und die ihrer Stabilität beraubten Fahrzeuge

liefen voll. Drei Tage stürmte die See, dann flaute der Nordwestnachzügler ab und gab sich von nun ab gänzlich von seinem Südostwidersacher geschlagen. Was half es uns, daß wir während dieser unfreiwilligen Liegetage eine Menge von wohlschmeckenden Krebsen an den Flußmündungen fingen, einiger Schildkröten samt ihrer Eier habhaft wurden? Wir hatten erst die Hälfte der über hundert Meilen langen Strecke bis zum Südende der großen Bucht zurückgelegt, und heute war schon Neumondnacht, als wir wieder in die See stachen. Hatte ich doch gehofft, gerade diese dunkelsten Nächte zum Durchkreuzen der Astrolabebucht ausnützen zu können.

Und gerade in diesen düsteren und wolkenschweren Nächten wurden wir bemerkt. Auch die Küstenleute, ebenso wie wir durch das dreitägige Unwetter in ihren Siedelungen festgehalten, nutzten die dunklen, stillen Nächte zum Fischfang aus. Mit Hilfe von Fackeln, aus trockenen Palmwedeln gefertigt, locken sie die Fische an und machen dadurch den Fang ergiebiger. Überall an der Küste entlang brannten die Feuer, Kanus, von Feuerbränden erhellt, glitten hin und her; man rief uns an und, als wir die Antwort versagten, huben Muschelsignale an, die Stille der Nacht zu zerreißen. Wie bei den Durchbruchsversuchen über Land die große Alarmtrommel, so gaben hier die noch weiter hörbaren Seemuschelhörner die Meldung über unsere nächtliche Fahrt von Ort zu Ort weiter. Mit ungeheurer Geschwindigkeit pflanzten sich die Alarmierungsnachrichten fort, so daß wir uns, als wir gegen Ende der unruhigen Nacht den Unterschlupf für den Tag suchten und unsere Fahrzeuge aus der Brandung auf den Strand gezogen hatten, scharf beobachtet sahen. An unseren primitiven Lagerplatz unter den Kalophylenbäumen des Korallensandstrandes heran traute sich keiner der kriegerischen Küstenbewohner, die auch in der Vorkriegszeit noch nicht unter Regierungsgewalt gestanden hatten, und die früher jedem Versuch, zu Land eine Verbindung zwischen Friedrich-Wilhelms-Hafen und Finchhafen aufrechtzuerhalten, bewaffneten Widerstand entgegen-

gesetzt und wegelagernd schwächere Patrouillen aufzuheben versucht hatten.

Nun waren wir bemerkt, jede unserer Bewegungen in den folgenden Nächten wurde beobachtet und weitertelegraphiert und als wir uns dem Südende der Astrolabebucht näherten, da lag bereits die von den Australiern zu einem Hilfskreuzer umgebaute ehemalige deutsche Gouvernementsyacht „Komet", jetzt „Una" genannt, und wartete, von einigen Pinassen unterstützt, auf unser Kommen.

An ein Hinüberkommen über die breite Bucht war nun nicht mehr zu denken. Ja, wenn es nur einer Nachtfahrt bedurft hätte, um die ausgedehnte See-Einbuchtung zu überwinden, dann hätten wir uns wohl ebenso durchzuschleichen vermocht, wie wir es mit Erfolg in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1915 durch die drei den Hafen von Morobe sperrenden australischen Zerstörer fertiggebracht hatten. An der Küste entlang standen, von den Australiern durch Versprechungen und Drohungen beeinflußt, melanesische Männerrotten gemeinsam mit farbigen Soldatenkompagnien, um uns das Umgehen der Bucht auf dem Landweg zu verwehren. „You may kill him at sight" war die Parole, die von dem Kommandanten von Friedrich-Wilhelms-Hafen an die Truppen sowohl als auch an die Bewohner gegen mich ausgegeben war, das heißt: Ihr dürft den ohne weiteres töten.

Jeder Versuch, uns mit achtzehn Gewehren durch die zwanzigfache Überzahl, die zudem hintereinander gestaffelt und entlang des ganzen Küstenbogens verteilt war, hindurchschießen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Vielleicht gelingt es, landeinwärts auszuweichen und durch die Mittelgebirgslandschaft des Gogolflusses hindurch die Bucht zu umgehen? Nein, der Gegner hatte auch hier einen Riegel vorgeschoben, der sich bis zum Ramuoberlauf erstreckte! Und wir hatten ja auch keine Verpflegung, keine Ausrüstung, keine Träger für ein größeres Unternehmen zu Land, denn unsere Vorräte, nur für zwanzig

Tage Seefahrt berechnet, waren auf den Fahrzeugen verstaut. So hatten wir sie leicht mitführen können, während sie nun ohne Tragjungen unmöglich zu transportieren waren. Von den Bewohnern des Hinterlandes der Astrolabebai, die vor den Australiern aus ihren Dörfern in den Urwald geflohen waren, war keine Unterstützung zu erhoffen. Sie kannten uns ja nicht; waren von der Regierung niemals in die Verwaltung genommen worden, so daß noch im Spätjahr 1913 ein Polizeimeister des Bezirksamtes kaum zwei Tagemärsche von der Küste entfernt gespeert worden war.

20

Im Finisterre-Gebirge



In den Hochtälern des Finisterregebirges, wohin wir uns nach mehreren vergeblichen Versuchen, auf dem Landweg zum Friedrich-Wilhelm-Hafen herumzukommen, zurückgezogen hatten, blieb mir nur noch die Wahl, zu unserem Standlager zurückzukehren und uns dort mit den zurückgelassenen Jungen zu einem neuen Durchbruchsversuch über Land zu vereinigen, falls der Kriegsschluß noch lange auf sich warten lassen würde. Wohl versuchten wir, von der Hoffnung getrieben, daß sich der Gegner, des Wartens müde, nach der Küste zusammengezogen habe, noch einige Male, über die Nordwesthänge des Finisterregebirges in das Hinterland der Astrolabebucht hinunterzustoßen; aber unsere Berechnung erwies sich als falsch. Überall wurden wir von überlegenen Abteilungen, die einen ausgezeichneten Späherdienst eingerichtet haben mußten, zurückgeschossen, so daß wir, am Ende unserer mitgeführten Nahrungsvorräte angelangt und nicht mehr in der Lage, Feld-

früchte von den, vor den Schießereien in den Urwald geflüchteten Eingeborenen einzuhandeln — zudem hatte der Feind auf deren karge, in den Gehöften und Feldern zurückgelassene Vorräte Beschlag gelegt —, endgültig den Rückmarsch nach Südosten anzutreten gezwungen wurden.

Die letzten Tage dieser vergeblichen Durchbruchsversuche waren recht magere gewesen. Sie hatten mich mit dem Geschmack von Schlangen bekanntgemacht, deren Fett wir zum Reinhalten der Schußwaffen schon seit langem mit Vorteil benutzten; hatten mich, vom Hunger geplagt, das bittere, zähe Brustfleisch des Paradiesvogels zu kosten veranlaßt. Auch der von den Farbigen hochgeschätzte Leguan, ein Vertreter der Echsen, der nicht selten eine Länge von über 1,50 Metern erreicht und der auf den Europäerstationen an der Küste und auf den Südseeinseln als Eierdieb gefürchtet ist, wollte meinem hungernden Magen nicht recht munden. Die Wildtauben sind hier seltene Beute, da sie sich vor den Flinten der Weißen mehr und mehr ins Innere zurückgezogen haben, und so waren wir gezwungen, auf die Gefahr hin, uns durch die Schüsse zu verraten, hie und da Kronentauben zu erlegen, um den Küchenzettel ein wenig aufzubessern.

Ein Rätsel, daß diese große, schöne Taubenart, deren silbergrauer, fein gefiederter Kopfschmuck einmal ein begehrter und lohnender Ausfuhrartikel gewesen war, deren Fleisch an Geschmack mit dem der Perlhühner vergleichbar ist, hier im Hinterland der Astrolabebucht mit einem Male wieder in Mengen vorkommt und in den von hier nach Nordwesten streichenden Küstengegenden bis über Eitape hinaus tiefer in das holländische Gebiet hinein anzutreffen ist, während sie an der Reyküste, im Huongolf und in den nach Osten gerichteten Küstenstrichen von Britisch-Neuguinea nirgends zu finden ist. Erst an der nach Süden schauenden Küste von Papua und im Hinterland des Papuagolfes, wo ich sie zu meiner Überraschung vor zweieinhalb Jahren dicht an der Grenze hatte schießen dürfen, tritt sie von neuem auf. Was veranlaßt diesen Vogel, die viele

Hunderte von Meilen lange Küste südlich der Astrolabebucht bis zur Südostspitze der großen Insel zu meiden, obwohl doch der Landschaftscharakter überall der gleiche ist, die Flora dieselben Gattungen aufweist und die Küstengebirgszüge auch auf dieser Strecke von breiten Tälern und ausgedehnten, baumbestandenen Alluvialebenen unterbrochen sind?

Eher verständlich dünkt mich die scharfe Grenzlinie, welche die drei Haupt-Paradiesvogelarten so strenge einhalten. Die Küstenstriche und das Hinterland bis etwa 700 Meter Seehöhe des mittleren Teiles des deutschen Küstenstriches beherrscht der gelbe Paradiesvogel, der von hier ab nach Nordwesten zu bis weit in das niederländische Schutzgebiet verbreitet ist, südlich des Breitengrads, der etwa durch Stephansort läuft, bis zur Markhamebene lebt die rot geschmückte Art, während der rotbraune die Gegenden vom Herzog-Gebirge ab, die südliche Hälfte des Huongolfes und die niedrig gelegenen Gegenden bis tief nach Britisch-Papua hinein belebt. In den Grenzgegenden, den zum Papuagolf abfallenden Gebirgsausläufern, hatte ich eine Unmenge der letzten Art feststellen dürfen.

Kein gelber Paradiesvogel ist im Bereich des roten oder gar des rotbraunen zu sehen, wie es auch diese letzten beiden Arten vermeiden, ihre eigenen scharf gezogenen Grenzlinien zu überfliegen. Nur einige Mischarten zwischen braunrot und rot, rot und gelbrot werden an der Grenzlinie angetroffen. Der gleiche Landschaftscharakter der Küstenstriche auf der ganzen Insel, das Vorkommen der von den Paradiesvögeln gern aufgesuchten Fruchtbäume derselben Gattung entlang der Gesamtküste von Neuguinea, die unmerklichen klimatischen Unterschiede der einzelnen Regionen lassen nur den einen Schluß zu, daß es die zänkische Krähennatur des Paradiesvogels ist, die den Vertretern der anders geschmückten Art den Aufenthalt in dem eigenen Wohnbereich verwehrt, daß die eine Gattung gemeinsam die Eindringlinge der anderen hinausbeißt. Denn der Paradiesvogel ist ohne Zweifel eine Krähenart, so häufig und so zänkisch und in der Wahl seiner Atzung ebensowenig wählerisch wie diese.

Seine Vermehrung ist ungeheuer, und es ist ein Unsinn, von einer bald drohenden Ausrottungsmöglichkeit zu reden, falls nicht Jagdschutzgesetze dem Abschuß der wertvollen Vögel Einhalt täten. Wie die Tauben, von denen ich auf der Insel 32 Arten feststellte, an den Küstenstrichen, wo Regierung, Pflanzer und Missionare seit vielen Jahren sitzen, auch seltener und seltener geworden sind, ohne daß von einer Ausrottungsgefahr gesprochen wurde, haben sich die Paradiesvögel — eben die drei Arten, deren Schmuck so teuer für die Garnitur der Damenhüte bezahlt wird — vor den Gewehren der Weißen und ihren farbigen Jagdjungen immer tiefer und tiefer in das Inland zurückgezogen und sind dort so häufig geworden, daß ich einmal den Augengenuß hatte, über fünfzig Männchen in vollem Schmuck auf einem einzigen Fruchtbaum versammelt zu sehen.

Wie unbeschreiblich schön hoben sich die lang herunterhängenden oder stolz gesträubten, unter den Flügeln hervorquellenden roten Schmuckfedern von dem dunklen Grün des Laubdaches ab! Und wie sie auf den Ästen und Zweigen herumturnten, an den Füßen aufgehängt, Schwungübungen vollführten, mit aufgeblähtem Schmuck, Scheinangriffe auf einander ausführten und dazu krächzten! Nur in den frühen Morgen- und späten Nachmittagstunden lassen sie ihren langgezogenen, flötenden Lockruf, den man, einmal gehört, nie wieder vergißt, ertönen. Es schien mir, als ob sie es mit allen Mitteln darauf anlegen wollten, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Und das war auch ihre Absicht. Nicht mir gegenüber, der sie aus unmittelbarer Nähe unbemerkt beobachtete, wollten sie ihr herrliches Gefieder zur vollen Geltung bringen, wohl aber den auf einem Nachbarbaum versammelten, schmucklosen graubraunen Weibchen, die mit jungen Männchen schäkerten und ihre Liebesspiele trieben, ohne sich um das heiße Liebeswerben der älteren zu kümmern. Erst im dritten Jahre erhalten die Männchen ihren vollen Schmuck, welcher allein auf den Federmärkten in den Hauptstädten Europas abgenommen und hoch bezahlt wird. Wie schrumpft

neben der schon erwähnten großen Vermehrungsfähigkeit die Gefahr der Ausrottung in nichts zusammen angesichts der Tatsache, daß die Weibchen nur dem Liebeswerben der zweijährigen männlichen Vögel Gehör schenken, deren Federschmuck erst halblang ist und für den Paradiesvogel-Jäger als Beute nicht in Betracht kommen kann! Wozu braucht es Jagdgesetze und Schonzeiten — diese sind ja schon von der Natur dadurch gegeben, daß die Männchen alljährlich ihren Schmuck abwerfen und nur einige Monate des Jahres in ihrer vollen Schönheit prangen — wenn nicht die von den Jägern erstrebten vollgeschmückten Männchen für das Fortpflanzungsgeschäft in Frage kommen, sondern die weit dürftiger ausgezeichneten, jüngeren männlichen Vögel!

Freilich sollte nicht jedem Vogeljäger, der nur vorübergehend in der Kolonie weilt, das Abschußrecht erteilt werden, da er nach dem Gewinn seiner hinreichend guten Ausbeute das Schutzgebiet wieder verläßt und den hohen Erlös für die Bälge außerhalb der deutschen Grenzen, zumeist in Australien, verausgabt. Aber den deutschen Pflanzern und Ansiedlern sollte dieses Abschußrecht im weitesten Maß zugestanden werden. Denn der Erlös für den begehrten Vogelschmuck garantiert ihnen das Betriebskapital zur Anlage und zum Durchhalten auf ihren Kokospflanzungen, die erst nach acht bis zehn Jahren schwerer Arbeit einen Gewinn abwerfen, oder vergütet ihnen das große hineingesteckte Kapital. —

Der Nahrungsmangel zwang uns nach Südosten zurück und veranlaßte mich, die Hälfte meiner achtzehn Begleitjungen nach dem Standlager im Burrum-Lande auf dem kürzesten Weg vorauszusenden, damit sie dort unser Mißgeschick berichteten und die zurückgelassenen Jungen wieder versammelten. Ich selbst wollte das Zurückkehren der infolge der Gefechte mit den Australiern in den Wald geflüchteten Papua in ihre Dörfer abwarten, um auch diese Gegenden und ihre Bewohner näher kennenzulernen, vor allem, um das Finisterre-Gebirge, an dessen Hängen wir seit Wochen herumkletterten, zu erkunden.

Das freundlich-scheue Verhältnis mit den Bergbewohnern, die demselben Papuaschlag angehören wie die Kombe und die anderen die Hänge des Saruwaged besiedelnde Bevölkerung, war bald hergestellt, so daß wir sie zu Späherzwecken gegen die Küste zu und zu Führerdiensten für das Hochgebirge gewinnen konnten.

Bis zu den höchsten Gipfeln bewaldet ist das Finisterre-Gebirge, dessen Anstiegsschwierigkeiten rasch mit der Höhenlage zunehmen, dessen grasbewachsene Talschluchten nicht über siebzehnhundert Metern Höhe besiedelt sind. Wie Riesennadeln starren die scharfen Kuppen in die Luft. Von einem der höchsten, mit 3200 Metern gemessenen Kalkfelszacken aus genoß ich die wundervolle Rundsicht nach allen Himmelsrichtungen und bannte sie in mein Skizzenbuch. Im Osten, Südosten, Süden und Südwesten waren es lauter Bekannte, die zu mir herüberwinkten: die einförmige Rey-Küste, mit ihren vorgelagerten Inselchen, das mächtige Saruwaged-Massiv, wo wir so schwere Zeiten erlebt, die Markham-Senke, die von hier aus mit dem breiten Ramu-Tal eine einzige große Ebene zu bilden schien, das hohe Bismarck- und Hagen-Gebirge, an deren Vereinigungspunkt wir vor einem Jahre zusammengebrochen waren. Im Nordwesten verfolgte das Auge die geschwungene Linie der Astrolabe-Bucht, deren Nordende wir vergebens zu Wasser oder zu Lande zu gewinnen versucht hatten. In der etwas westlich davon gelegenen Mittelgebirgs-Landschaft, in die wir wie aus der Vogelschau hineinblicken konnten, saß der Gegner und hatte unserem Durchbruchsversuch zu den kaum tausend Meter hohen selbständigen Bergzügen zwischen Ramu und Küste einen Riegel vorgeschoben. In schmerzlichen Gedanken verfolgte ich das Silberband des Gogol-Flusses, dessen Ufer wir nicht hatten erreichen sollen, und dieser Strom wäre erst der halbe Weg zum neutralen Ziel gewesen!

Der Charakter der näheren Umgebung, der Terrassen, Täler und Hänge des Finisterre-Gebirges weicht nur unbedeutend von dem der zentralen Wasserscheide ab. Wohl durchsetzen

zahlreiche Farngras-Flächen die dichte Bergwalddecke der Hänge und Rückenlinien, die sich gleich jener in drei Hauptterrassen nach allen Himmelsrichtungen abdachen, auch hier. Aber nirgends erreichen sie eine größere Ausdehnung. Auch Fauna und Flora zeigen keine Abweichung; und so darf das Finisterre-Gebirge trotz des weiten Einbruchs zwischen ihm und dem Saruwaged-Massiv wohl kaum als selbständiger Gebirgsstock angesprochen werden, muß vielmehr als ein nach Nordwesten vorgeschobener Strebepfeiler des Saruwaged betrachtet werden, wie ihn der Cromwell nach Osten zu darstellt. Sein Kamm weicht von der der zentralen Wasserscheide und des letztgenannten Hochmassivs insofern ab, als er weder eine scharf ausgeprägte Gratlinie bildet noch plateauartige Verbreiterungen zeigt, vielmehr von etwa 2800 Metern Seehöhe ab von einem Kuppengemengsel zusammengesetzt wird, das in den vom Saruwaged schon vor zwei Jahren aus geschauten schroffen Zacken seine Kulmination erreicht.

Nur widerstrebend gab ich den Befehl, an dem von dem Semiten-Papua-Stamm bewohnten Nordhang entlang den Rückmarsch zu unserem Standlager anzutreten. Es wollte mir nicht in den Sinn gehen, daß wiederum ein mit so vielen Hoffnungen unternommener Durchbruchversuch gescheitert war! Aber seine Fortführung auf dem Wasserwege war wegen der Achtsamkeit des Feindes ausgeschlossen, über Land ohne Heranziehung der vor sechs Wochen zurückgelassenen Soldaten und Träger, ohne Mitnahme des diesen anvertrauten Restes an Munition und Tauschwaren und ohne große Vorbereitungen unmöglich. Und welch neue Enttäuschung würde unser dort harren! Aus den gegnerischen Anstrengungen, uns den Weg zu verlegen, war wohl als sicher anzunehmen, daß das Kriegsende noch nicht nahe gerückt sei. Und woher sollte ich die Mittel nehmen, um ein weiteres Unternehmen, über die Gebirge weg das neutrale Gebiet zu gewinnen, vorzubereiten, da mir jeder Nachschub unterbunden war? Ja, hätten die australischen Abteilungen, die die Küstenstriche zwecks Eintreibung der Kopf-

steuer abwanderten, große Vorräte mit sich geführt, dann hätte es sich schon gelohnt, sie in das Berggewirre hinein zu locken und dort aufzuheben, ohne daß die britischen Kommandanten an den schuldlosen Küstendeutschen hätten Rache üben können. Aber diese kurzfristigen Küstengänge der feindlichen Beamten wurden, wie meine Späher berichteten, fast ohne Mitnahme von Verpflegungslasten ausgeführt. Pinassen und gecharterte deutsche Motorboote pflegten sie von Küstenplatz zu Küstenplatz zu bringen, wo sie sich bei den Missionaren oder Pflanzern einluden und ihre Vorräte requirierten. Wohl würde mich nach der Rückkehr zur Hauptabteilung angestrengtes Arbeiten kartographischer Natur über einige Wochen hinwegbringen und die zermürbende Einsamkeit und Ungewißheit erträglicher machen; aber was dann, wenn das Material aufgearbeitet war, das endlich Klarheit über die orographische und hydrographische Gestaltung der Finchhafen-Halbinsel und des sich zwischen der Rey-Küste und Markham-Ramu-Senke erhebenden Gebirgslandes bringen sollte?

„Master, saucepan belong you me loose em finish!" („Herr, wir haben deinen Kochtopf verloren!"), eine wenig schöne Überraschung, die mir meine Jungen verkündeten. Also auch ärmer an dem notwendigsten Kochmaterial mußten wir zurückkehren; denn alles Suchen nach dem einzigen mir verbliebenen Eisentopf blieb erfolglos. War er bei dem überstürzten Verlassen der Einbäume verloren gegangen? Hatten ihn die Bergbewohner gestohlen, die den unzerbrechlichen Topf so oft mit bewundernder Neugier befühlt und beklopft hatten? Es hieß also von nun ab, auf die Bratröhre der Bergpapua zurückgreifen. Das ist ein Stück Edelbambus von etwa achtzig Zentimeter Länge, das an einem Ende von der Zwischenwand abgeschlossen wird, dessen Mitteltrennungsstück durchstoßen wird, während das andere Ende offen bleibt, um die kleingeschnittenen Fleischstücke hineinschieben zu können. Beim Gebrauch werden die Innenwände dieser Bratröhre oder besser gesagt Dampfröhre in der Regel mit den jungen Wedeln des Farnbaumes ausgekleidet,

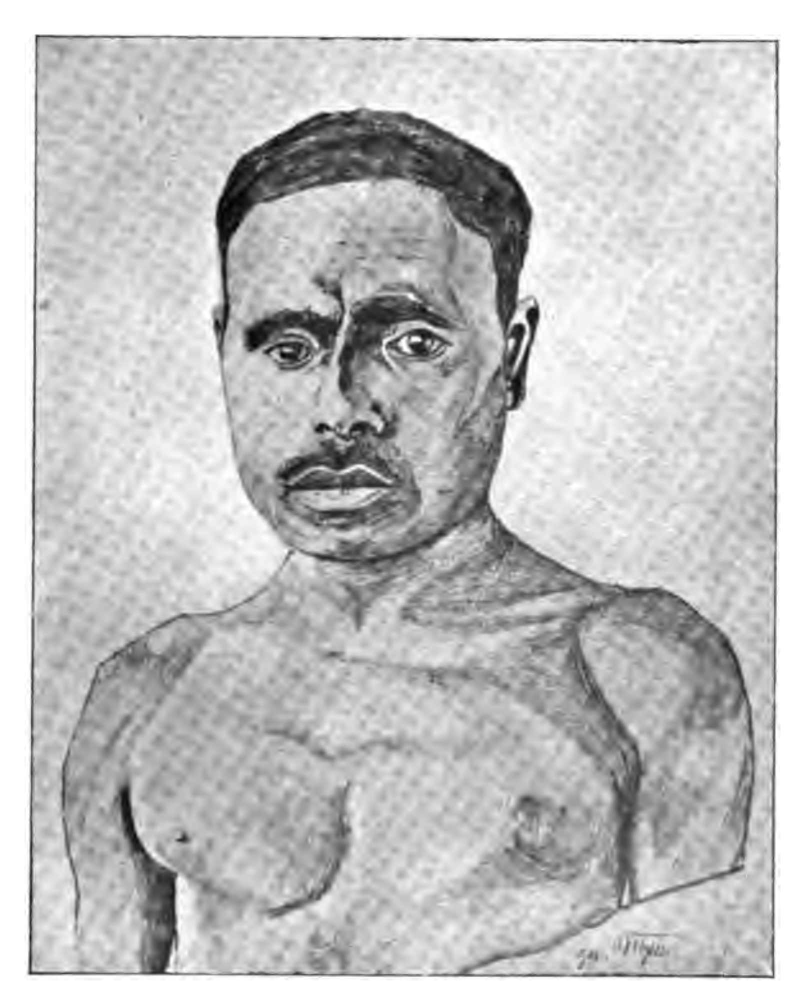
die dem von ihnen umhüllten Fleisch einen würzigeren Geschmack geben. Sodann wird das offene Ende mit Blättern verschlossen, und der Dämpfungsprozeß auf offenem Holzfeuer kann losgehen. Das fortgesetzte Drehen der Röhre verhindert das Durchgebranntwerden der nicht allzu starken Bambuswände, und die Farbigen sind Meister in diesem Kochverfahren, das allerdings der unausgesetzten Beaufsichtigung bedarf. Ihre Erfahrung und fortgesetztes Beklopfen der Wandung sagt ihnen, wann diese dem Durchgebranntwerden nahe ist. Ein letztes Nachwärmen und Drehen in der heißen Asche, und das in seinem eigenen Saft gedämpfte Fleisch ist gar und wohlschmeckend. Bleibt ein Teil des gekochten Fleisches übrig, so wird die Röhre am offenen Ende mit einem Blattstöpsel wieder verschlossen und in der Aschenglut warm gehalten, so daß der Verderbungsprozeß des Fleisches verzögert wird. Oft führte ich für mehrere Tage den fertig gekochten Fleischvorrat in diesen Röhren mit, ohne daß das eingeschlossene Fleisch verdarb oder zu stark austrocknete. Denn auch in den Höhenlagen bis zu 2000 Metern ist in Neuguinea die Dunstfeuchtigkeit der Luft noch derartig groß, daß der Zersetzungsprozeß sowohl des rohen wie des gekochten Fleisches äußerst rasch vor sich geht. —

Es war trotz unseres leichten Gepäcks eine unangenehme Kletterei hinab in die tiefen Talschluchten, hinauf auf die sie einengenden jähen Felswände. In den hohen, rasch aufeinander folgenden Wasserfällen stürzten die Gießbäche nordwärts und führten auch jetzt in der trockenen Zeit des Südost-Monsums noch solche Wassermengen mit sich, daß wir sie nur auf schwanken, glatten Baumstämmen zu überwinden vermochten. Zum rechten Genuß ihrer wilden Schönheit, zu der die fein gegliederten, üppig wuchernden Farne und die mannigfaltigsten Boden- und Baumorchideen nicht den kleinsten Teil beitrugen, fehlte mir ob des erneuten Fehlschlages die Stimmung. Nur zeitweise erfuhr ich durch das wunderbare Schauspiel einiger Aalkolonnen, die von ihren an den Flußmündungen gelegenen Laichplätzen zurückwanderten, etwas Ablenkung. Wie gewandt

diese Raubfische die ihren Bergmarsch sperrenden Kaskaden zu Land umgehen! Eine sorgfältige Erkundung beweist ihnen die Unmöglichkeit, das Felshindernis des Flusses schwimmend zu überwinden; gewandt schnellen sie sich an das Ufer, winden sich in halb wurmartigen, halb schlangenähnlichen Muskelbewegungen, wobei der kräftige Schwanzteil eine besondere Rolle spielt, vorwärts und erreichen in kurzer Landwanderung mit untrüglichem Instinkt und auf dem ihrer Erdbewegungsfähigkeit angemessensten Wege die nächste Stelle oberstrom des Wasserfalles, wo sie sich gierig wieder in ihr eigenstes Element hineinstürzen, um das tage-, wochenlange Zubergeschwimmen, des öfteren von Landmärschen wieder unterbrochen, fortzusetzen und bis zu 1600 Metern Seehöhe ihre Raubzüge in den Gießbächen auszudehnen und keine andere Fischart aufkommen zu lassen. Dem unersättlichen Räuber, der bis 1,80 Meter Länge und bis zu 22 Pfund Schwere erreicht, entgehen nur ganz kleine Fischchen. Der Bergpapua stellt auch diesen kleinsten Fischlein erfolgreich nach, indem er mit Stangen, Zweigen und Blättern das Bachbett abdämmt und gewandt die winzigen Tiere mit der Hand fängt.

Des ewigen Hinauf- und Hinabkletterns über die tiefen Schluchten hinweg überdrüssig — auf Hunderte von Metern boten oft nur Wurzelschlingen, die durch Erdbeben oder von anderen Ursachen stückweise freigelegt waren, den suchenden Händen und Füßen halt —, wißbegierig, ob auch um diese Frühjahrszeit auf den Hochplateaus des Saruwaged Schneefälle vorkämen, und in dem Bestreben, herauszubringen, ob meine früheren Beobachtungen des Sichverfärbens der Känguruhs der Hochfläche bestätigt werden würden, sandte ich einen weiteren Teil meiner Begleiter direkt über das Kombetal in die Burrumlandschaft, während ich selbst mit den vier kräftigsten Jungen nochmals das Saruwaged-Massiv, diesmal von der Nordseite her, zu erklimmen begann.

Prall lag die Tropensonne auf den senkrecht abfallenden Kalkwänden des „Edelweiß"grates, zu dem wir lange vergebens einen Aufstieg suchten. So intensiv warf die durch die Wirkung



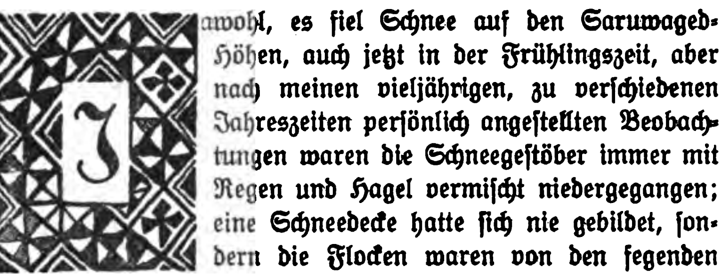
Lozoki (Kâte-Papua)

der Erosion zu mehligem Staub zermalmte, grauweiße, oberste Kalkschicht der Gratwände das Sonnenlicht zurück, daß wir geradezu geblendet wurden und schützend die Hand vor die Augen halten mußten.

Hatte ich da nicht die Lösung des sonst unverständlichen Rätsels gefunden, das die Behauptungen der Missionare und Ansiedler um Friedrich-Wilhelms-Hafen herum in sich bargen, die des öfteren vom Hansemann-Berg aus schneebedeckte Kuppen und Bergwände im fernen Südosten, aus den Bergwänden hervorlugend, beobachtet haben wollten?

21

Über den Saruwaged zu den Kombe



Jawohl, es fiel Schnee auf den Saruwaged-Höhen, auch jetzt in der Frühlingszeit, aber nach meinen vieljährigen, zu verschiedenen Jahreszeiten persönlich angestellten Beobachtungen waren die Schneegestöber immer mit Regen und Hagel vermischt niedergegangen; eine Schneedecke hatte sich nie gebildet, sondern die Flocken waren von den fegenden Winden von den stacheligen Büschelgrasspitzen heruntergeweht und von den wasserhaltigen Spalten und Rissen aufgesogen worden. Und die tägliche Morgenbereifung der 4000 Meter hohen, weit unter der Grenze des ewigen Schnees in den Tropen gelegenen Graskuppen vermochte wohl kaum den nahezu 200 Kilometer entfernten Beobachtern den Eindruck einer Schneeschicht vorzutäuschen. Denn ich habe die Saruwaged-Höhen von günstig gelegenen, weiten Ausblick gewährenden Bergpunkten aus 40, 70 und 90 Kilometern Entfernung klar vor mir liegen sehen, und stets war ich von dem eigenartigen Kontrast der in der Morgensonne hellgrün und gelb leuchtenden Grashänge, die so unvermittelt aus dem dunklen Ur-

wald emporragten, entzückt. Aber nicht ein einziges Mal hatte sich mir ein Vergleich mit einer Schneedecke aufgedrängt. Diese viele Hunderte von Metern, von 4000 auf 3300 Meter Höhe abstürzenden, zermürbten und zermalmten Kalkfelswände jedoch, welche die Strahlen der im Nordosten stehenden Morgensonne so blendend zurückwarfen, konnten in einem sehr ferne stehenden Beschauer gar leicht den Eindruck hervorgerufen haben, daß er eine Schneewand heruntergrüßen sehe.

Lozoki, Beowa und einige andere Getreue harrten unserer bereits am Quoma-See, der das nördliche Sammelbecken des ersten Saruwaged-Blockes bildet, der Quelle des die Kombelandschaft bewässernden Hauptflusses. Sie waren, als ich das Finisterre-Gebirge durchforschte, meinem Befehl gemäß über die Küstengebirge hinweg zum Hube- und Kâteland marschiert und hatten die vor der Kanufahrt zurückgelassenen Soldaten und Träger von dem Scheitern unseres Durchbruchversuches unterrichtet und unsere bald zu erwartende Rückkehr angemeldet. Wichtig und aufgeregt erzählten sie mir: „Master, boy belong me hear em finished belong missionary; German men-of war stop long sodawater and brook finished plenty steamer belong English. Em true, master! Kanaka belong sodawater look em finished too; me think German by and by come and raus em alltogether English!" („Herr, unsere Leute haben von den Missionaren gehört, daß deutsche Kriegsschiffe auf der See seien und viele englische Kriegsschiffe versenkten. Sicherlich, Herr! Auch die Küstenleute haben sie gesehen, wir glauben, daß die Deutschen bald kommen und alle Engländer vertreiben werden!")

Ich lachte sie aus, die guten Jungen, welche in dem Bestreben, mir die Freudenbotschaft möglichst bald zukommen zu lassen, unsere Rückkehr nicht abgewartet hatten und uns, die Kälte der Höhen nicht scheuend, so weit entgegengekommen waren! Nein, nicht nur auslachen tat ich sie, ich schalt sogar die Verdutzten und befahl ihnen, solche Enten anderen aufzubinden, mich aber damit zu verschonen. So weit bereits war es mit mir

schon gekommen! Anstatt mich mit ihnen der wenn auch mir unglaubwürdig erscheinenden Erfolge unserer Blaujacken zu erfreuen — denn dann mußte es ja unserer Marine gelungen sein, die britische Flotte entscheidend zu schlagen; denn dann mußte ja das auf die Überseezufuhr angewiesene England das Ringen binnen kurzem aufgeben! —, verbat ich mir derartige Lügennachrichten unter dem Hinweis, daß, falls die Meldung wahr sei, die australischen Besatzungstruppen längst Reißaus genommen hätten und unserem jüngsten Durchbruchversuch nicht derartig umfassende Maßnahmen entgegengesetzt hätten.

Und doch fraß sich die eben zurückgewiesene Nachricht in mich ein, zwang mich, stets zu ihr zurückzukehren, das Für und Wider zu bedenken; sie ließ ihren Stachel zurück. Vielleicht kam bald eine Bestätigung, vielleicht binnen kurzem eine Widerlegung! Späher in den Küstengegenden, macht eure Ohren weit auf, aber schnappt nicht jede mündlich weiterlaufende Sensationsmeldung auf! Sucht Zeitungen von den Küstenmissionaren zu erhalten, gleichgültig, ob sie veraltet sind, wickelt euren Tabak in Tabakdeckblätter oder die übelriechenden Urwaldbaumblätter, die euch einst ja auch als Deckblätter für eure Zigarren gedient haben, aber verschont die erhaschten Zeitungen und bringt mir die gedruckten Zettel!

Mit dieser Mahnung entließ ich Beowa zu den vorgeschobensten Posten, während ich meine neu gesammelten Vertreter der Hochgebirgsflora meinem als Herbarium dienenden Goethe einverleibte, darunter eine fleischfarbene Trauben-Baumorchis, welche ich auf einem moosumsponnenen Ast auf 3200 Metern Höhe entdeckt hatte. 67 Orchideenarten hatte ich nun in meinem Herbarium vereinigt, und noch manch neue Art sollten mir die folgenden Monate schenken.

Dann ging es wieder zu den Kombe hinab, denen ich schon lange einen Besuch versprochen hatte und die uns mit ihren auf himmelhohen Masten aufgesteckten deutschen Flaggen begrüßten. In ihren Niederlassungen sollten auch die auf dem Saruwaged erbeuteten Känguruhfelle aufgespannt, getrocknet

15*

und mit Asche gegerbt werden. Nicht ein einziges hellgelbes Fell war unter den 20 mitgenommenen Stücken; alle, obwohl in den verschiedensten Teilen des Hochplateaus erlegt, zeigten den goldbraunen Farbenton. Es war nun klar, daß die in den Hochebenen hausenden Känguruhs nicht zwei verschiedenen Arten angehörten, sondern sich mit dem Wechsel der Jahreszeiten verfärbten. Sollten wir es hier nicht mit einem Atavismus zu tun haben? Deuteten diese Farbenveränderungen, wenn auch nicht mehr gar so auffallend ausgeprägt, wie sie wohl in alten Zeiten gewesen waren, auf ein Zuwandern der Känguruhs aus Australien über eine längst versunkene Landbrücke hinweg? Denn in den „Blauen Bergen" dieses Kontinents legen noch heute die großen Känguruhs in der Südwinterzeit ein beinahe weißes Fell an, wenn leichte Schneedecken diese höchsten Gebirge Australiens bedecken. Oder ist es eine Mimikry-Erscheinung? Passen sich diese Tiere hier oben in der trockeneren Jahresperiode der dürren, hellgelben Grasumgebung an?

Die Kombe-Männer oblagen zurzeit eifrig der Jagd auf Kasuare, und überall stellten sie neue Fallen für den Fang von Opossums auf. Der Gewohnheit dieser Tiere, von Baum zu Baum über die Äste und Zweige hinweg zu wandern, folgend, stellen die Eingeborenen durch eine oder mehrere Stangen, die die Kronen benachbarter, von den „Baumbären" besonders gern besuchter Fruchtbäume verbinden, einen bequemen Übergang her, der das Tier zur Benutzung geradezu einlädt. In der Mitte dieser Verbindungsbrücke ist ein starker elastischer Zweig torbogenartig aufgeschnürt, unter dem ein heruntergedrückter, mittels Verschnürungen in der Zwangslage gehaltener Ast durchläuft. Er ist mit einer einfachen Auslösung versehen; drängt sich nun das Opossum durch diesen Torbogen, so wirkt die Auslösung und läßt den heruntergebogenen Ast in die Höhe schnellen; das Tier wird zwischen den Ast und das Tor eingeklemmt. Ich selbst habe nie ein Opfer, in einer solchen Falle sitzend, beobachtet, doch behaupteten die Eingeborenen und meine Jungen, daß sie wohl wirksam sei. Und in der Tat, im Jahre 1918, als

wir infolge der Knappheit an Munition gezwungen waren, nach Eingeborenenart durch Fallen, Schweinegruben und Grasbrände unsere Fleischnahrung zu gewinnen, gelang es meinen Begleitern, auf die oben beschriebene Weise manchen Kabul (so nennen sie das Opossum) zu erhaschen.

Die zahlreichen, um die Niederlassungen und Felder von den Kombe-Leuten angelegten Wildschweingruben — ähnlich unseren Wolfsgruben hergestellt, etwa 1 bis 1,50 Meter tiefe Löcher von ungefähr zwei Metern Durchmesser, auf deren Sohle ein zugespitzter Holzpflock eingetrieben ist — nötigten uns zur vorsichtigen Annäherung an die Gehöfte, weil die Lage der Löcher uns unbekannt und mit einer dem umgebenden Gelände angepaßten Zweig- und Laubdecke unkenntlich gemacht war.

Doch da tauchte ja schon der alte Ngenge auf, der angesehenste Häuptling des oberen Kombe-Tales und ein gefeierter Jäger. Mit den nur dem Eingeweihten kenntlichen Bezeichnungen vertraut, geleitete er uns sicher und rasch zu seinem Dorf, in dessen Männerhaus wir bald um das wärmende Feuer versammelt saßen, während ausgesuchte Yam als Begrüßungsschmaus im Feuer brodelten.

Die Orte der unteren Talgegend seien bereits wieder auf einem Fehdezug gegen das Nachbartal begriffen, doch sein und die in unmittelbarer Nähe gelegenen Dörfer hätten die ungewohnt lange Friedensperiode eifrig zur Jagd ausgenützt, da sie sich trotz der zeitraubenden Umzäunungsarbeit auf den Feldern in diesem Jahre der überhandgenommenen Wildschweine kaum zu erwehren vermöchten. Ob wir nicht einige Wochen hier weilen wollten, um die fürchterlichen Wühler abzuschießen, die ihre nächste Ernte mit Vernichtung bedrohten? So lautete des Häuptlings Bericht.

Das Treiben der Schweine und Beuteltiere mit starken, langen, aus Buschschnüren hergestellten Netzen, wie sie die Kâte benützen, ist hier gänzlich unbekannt. Und nicht allzu oft fällt ein wilder Eber in die mit ihren Stein- und Knochen-Werk-

zeugen mühsam ausgehobenen Schweinegruben, und noch seltener gelingt es, das kräftige, flüchtige und gefährliche Tier mit Pfeil und Bogen zu erlegen. Besonders tüchtige und waghalsige Jäger, wie unser Ngenge es war, suchen, wenn ein starker Regen fällt, die um die Mittagszeit ruhenden, sich gegen den Regen in ein dichtes Unterholz einwühlenden Tiere in ihren vorher sorgfältig erkundeten Lagerplätzen auf, schleichen sich, das Geräusch des niederprasselnden und die Schritte des Jägers übertönenden Tropenregens ausnützend, an die Schlafstellen heran und speeren das Opfer, wenn es faul und von der Vormittagsmahlzeit gesättigt, zu ruhen pflegt.

Nun, wenn auch nicht Wochen, so hatten wir doch einige Tage Zeit, die oberen Kombebewohner in der Vernichtung oder Vertreibung der die Felder zerstörenden Wildschweine mit unseren Schußwaffen zu unterstützen. Neben der Achtung gebietenden Strecke, die sie brachten, hatte unser Vorgehen auch die günstige Nebenwirkung, daß die Rüsseltiere binnen kurzer Zeit die Anwesenheit der Jagdgewehre und ihre vernichtende Wirkung merkten und sich in andere Gegenden zurückzogen, so daß den Dorfleuten für einige Monate Erleichterung geschenkt war.

Der gute Ngenge war aber auf ein edleres Wild aus, wie er uns mit eifrigem Flüstern erzählte. Er hatte ein Kasuarweibchen ausgemacht, das seit einigen Tagen seine Jungen ausführte; und nur sein Leichtsinn, den unfehlbaren Jagdzauber nicht anzuwenden, hatte es ihm versagt, daß schon heute das Fleisch des großen Vogels im Kochtopf brodelte, daß die langen Federn seinen Tanzhelm zierten, die begehrten, ungefiederten Flügelansatz-Stangen seinen Armreif schmückten und daß die jungen Vögel bereits seine Familie bereicherten, um mit Süßkartoffeln aufgezogen zu werden, bis sie, aufgewachsen, einen fetten, auch für unseren Europäergaumen schmackhaften Festbraten liefern würden.

Ja, Ngenge, wie konntest gerade du, der in besonders aufrichtigem Maße auf den Jagdzauber schwört, auf diesen vergessen! Was ist es denn nur, was dir unfehlbar den Jagderfolg

bringt? Ein unscheinbares Knochenstück? Vielleicht ein schwarzglänzendes, zufällig auf einem ergebnisreichen Jagdgang gefundenes Hartholz-Teilchen? Oder eine vererbte Kasuarzehe, eine Opossum-Kralle? So! Ein buntes Steinchen, das du vor vielen Jahren unter einem dicht am Bachlauf stehenden Fruchtbaum aufgelesen hattest, in dessen Nähe ein Kasuar deinem gewandten Pfeilschuß erlag? Nun, Hals- und Beinbruch zu deinem durch den mitgenommenen Zauberstein gesicherten Jagdzug!

So vernünftig und so geistig überlegen seinen Mitdorfbewohnern Ngenge auch war, so glaubte er doch wie alle anderen Papua im Süden und Norden, Osten und Westen der Insel ebenfalls fest an die Kraft dieses Jagdzaubers, den er, sorgfältig in ein Bastrinden-Stück eingewickelt, in seiner allerhand nützliche kleine Stein- und Knochenwerkzeuge enthaltenden Netztasche barg, ehe er am folgenden Morgen zum Abschuß der Kasuarmutter auszog. Am Abend war er nicht zurück; ebensowenig bei Einbruch der Dunkelheit des folgenden Tages. Am dritten Tage seiner Abwesenheit wollte ich, während ich meine Jungen zum Abschuß der bereits selten gewordenen Wildschweine aussandte, mir die Zauberwirkung des Steinchens selbst ansehen und suchte an der Hand der erhaltenen Beschreibung den Wechsel der Kasuarfamilie auf. Da saß er, der Ngenge, an den Stamm eines Baumes gelehnt, dessen große halbharten Früchte der niederen Emu-Art besonders munden, und — schlief, schnarchte, als ob ein Preissägen im Gange wäre. Die herabhängende Hand hielt Bogen und Pfeile umspannt. Häufige frische Losung bewies, daß der Muttervogel oder vielleicht auch andere Kasuare dem Fruchtbaum einen Besuch hatten abstatten wollen, durch den Anblick des Jägers aber vertrieben worden waren.

Ein unter meinen Stiefelsohlen brechender Zweig weckte den Schläfer. Das muß man dir lassen, Ngenge, rasch bist du munter und schußbereit. Aber ich bin nicht das erwartete, von dem Zauberstein angelockte Wild, laß daher deinen bewährten

Arm heruntersinken und gib deinen scharf spähenden Augen den freundlicheren Glanz des Willkommengrußes.

So spotteten wir, luden ihn zum Mit-nach-Hause-gehen ein, er aber blieb. Am nächsten Morgen verkündete sein aus der Ferne herübertönendes Triumphgeschrei, daß der Jagdzauber und seine Geschicklichkeit von Erfolg begleitet waren, daß einige Männer die Beute abholen sollten.

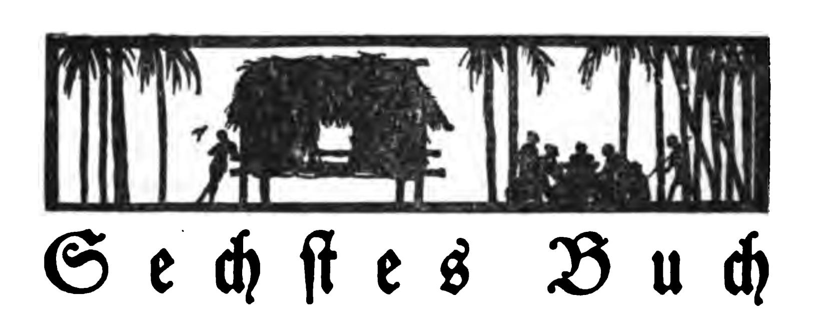
Natürlich war sein und seiner Stammesgenossen Vertrauen in die Kraft des Zaubersteinchens nur noch mehr gefestigt. Daß der Muttervogel, nach dem anfänglichen Rückzug zuletzt dem hungrigen Piepen seiner Jungen nachgebend, die Furcht vor der unbeweglich dasitzenden, in sich zusammengesunkenen Feindesgestalt überwunden hatte, oder daß er machtlos seinen, den begehrten Früchten unbesorgt zustrebenden Jungen folgend, die gefährliche Nähe des Jägers außer acht gelassen hatte und so das Opfer seiner Mutterliebe und seiner nicht mehr beherrschten Gefräßigkeit geworden war, das leuchtete den dickköpfigen Papua nicht ein — nein, die Unfehlbarkeit des Jagdzaubers war aufs neue bewiesen!

Zauber in Liebesdingen, wovon wir noch einige recht drastische Proben erleben sollten, Zauber für und auf den Jagdgängen, von dem wir soeben ein kräftiges Beispiel mitangesehen hatten, Verzauberung bei Krankheiten und natürlichen Sterbefällen, aus der sich die fast ununterbrochenen Fehden entwickeln, Zauber beim Feldbau, von welchem das Gedeihen oder Verderben der notwendigen Lebensmittel abhängt, dazu die unaufhörlichen Bemühungen, die schabernacktreibenden, umgehenden Seelen verstorbener Angehöriger auszusöhnen — das ist die Religion der Bergpapua mit ihren Bitterkeiten und Süßigkeiten.

Tief, tief, sehr tief steht der trotz allem religiöse Aberglaube der Eingeborenen, sowohl der Melanesier an der Küste, auf den Inseln der Südsee und in den breiten Flußebenen von Neuguinea wie auch der die Gebirge besiedelnden Papua; und es ist eine sittliche Pflicht, sie von ihren sie unaufhörlich peinigenden Furchtvorstellungen zu befreien. Aber nichts ist verkehrter, als

diese Stämme veranlassen zu wollen, daß sie auf einmal mit den seit Jahrhunderten eingewurzelten Anschauungen brechen und sie übergangslos zu den hochstehenden ethischen Grundsätzen des Christentums überzuleiten, wie es die Mehrzahl der Laien-Missionen machen. Eine, mit den abergläubischen Vorstellungen stark untermischte Religion, die nichts weniger als den Namen Christentum verdient, ist die unausbleibliche Folge, und im geheimen wuchern die Zaubervorstellungen weiter. Auch hier gilt der Grundsatz, daß für die Erziehung und Belehrung der Neger und Farbigen das Beste gerade gut genug ist. Nur der Gebildete, dem es möglich ist, sich die Anschauungsweise der Eingeborenen zu eigen zu machen, den Wurzeln und Gründen ihres Aberglaubens, ob fetischistischer oder animistischer Natur, nachzuspüren, wird in der Lage sein, die Übergänge zu finden, die den Tropenbewohner von seinen Wahnvorstellungen nach und nach, dafür um so sicherer, befreien. Nur ein unermüdliches Hinweisen auf die so natürlichen Vorgänge in allen Dingen, welche den primitiven Eingeborenen unbegreiflich und daher zauberhaft erscheinen, wird den Erfolg der gänzlichen Loslösung von dem alles durchsetzenden Spuk zeitigen. Und dazu werden, zur Erziehung wie zur selbständigen Arbeitsleistung, viele Generationen von Missionaren und Eingeborenen notwendig sein.

Zum Abschied schenkte mir Ngenge noch eine mit Honig gefüllte Holzmulde. Zu seiner Befriedigung tauchte ich einen Finger in die gelbbraune Masse und schleckte ihn mit gutgespieltem Wohlbehagen ab. Dieser Honigart, von einer ganz kleinen Bienengattung hergestellt, die mit Vorliebe ihre Rohstoffe dazu menschlichem und tierischem Kot entnimmt, konnte ich niemals einen Geschmack abgewinnen, obwohl ich mich doch an Nahrungsmittel hatte gewöhnen müssen, bei deren Nennung einen in früheren Zeiten ein Grauen überlaufen hatte. Dafür schmatzten meine Soldaten und Träger, um den Behälter gedrängt, um so eifriger beim „Genuß“ der klebrigen, schlecht gereinigten Masse.



Sechstes Buch

22

Im Standlager



m Julibeginn 1917 waren wir abermals in unserem Standquartier im Burrumtal eingezogen. Der Südost schien seine ganze Feuchtigkeit auf einmal abladen zu wollen, so daß uns die schweren, andauernden Regengüsse in unsere Hütten bannten, unsere Bewegungsfähigkeiten auf ein Minimum reduzierten. Dumpf rollte das Tosen des angeschwollenen Flusses und seiner zahlreichen Quellbäche aus 700 Metern Tiefe zu uns herauf. Fast täglich rutschten durch die Freßarbeit des Wassers unterwühlte Talhänge ab, die durch die unaufhörlich wiederkehrenden Schüttelbeben tektonischer Natur ihres letzten Haltes beraubt worden waren. Menschenleben waren diesmal nicht zu beklagen, wenn auch mehrere Niederlassungen mit den abstürzenden Steilrändern in der Tiefe verschwanden. In solchen Regenwochen ist es doppelt einsam um einen, die Eingeborenen verlassen dann ihre erwärmten Hütten nur zu den notwendigsten Gängen. Die Besuchsgänge von Dorf zu Dorf sind eingestellt. Stän-

dig auf und nieder gehende Nebelschwaden schließen nicht nur jeden Fernblick ab, sondern verhindern auch den Einblick in die dampfenden Täler, umhüllen einen mit ihren naßkalten Schleiern so dicht, daß das Auge sie kaum auf hundert Meter Entfernung zu durchdringen vermag. An ein Umherstreifen im Wald, um durch Sichversenken in die Natur und ihre Bewohner Ablenkung von der nagenden Ungewißheit, den zermürbenden Mißerfolgen, den antwortlosen Fragen nach dem Ergehen der Heimat, der Lieben und Vertrauten zu finden, ist nicht zu denken. Sogar das ewig schöne und Beruhigung spendende nächtliche Firmament ist durch Nebel und Wolkenwände dem Blick entzogen, auch diese vertrauten Sonnen- und Wandelsterne, diese Lichtboten aus der Unendlichkeit, die den ringenden Brüdern und Schwestern des Vaterlandes am selben Himmelsort erscheinen, wie dem in den fernsten Osten verschlagenen Einsiedler, schienen mich verlassen zu haben. Wie herzergreifend waren einst die Klagen Livingstones zu lesen, als er von den heuchlerischen Arabern am Tanganjikasee drei Jahre lang hindurch festgehalten, drei Jahre lang ohne Lebenszeichen von seinen Angehörigen ausharren mußte, bis ihn endlich Stanley aufsuchte und fand! Der Poststempel meiner letzten Briefe aus der Heimat, aus der bejahrten Mutter Hand, trug das Datum vom 26. April 1914. Heute schrieben wir August 1917, die dreijährige Wiederkehr des Tages, an dem dem Vaterland von einer Welt von mißgünstigen Feinden das Schwert in die Hand gedrückt worden war. Und noch winkte für dieses und für unsere Abgeschlossenheit kein Ende.

Hatten in den vorausgegangenen Monaten und Jahren meine Späher an der Küste immer von neuem berichtet, daß man in jenen Gegenden mit jedem Schiff den Frieden erwarte, so fehlte jetzt diese Hoffnung, dieser Antrieb zum Weiterausharren. Deutsche Kriegsschiffe seien in den Südseegewässern und legten den englischen Handel lahm, erneut wurde mir diese Meldung überbracht, und sie hielt sich hartnäckig, bis die Missionare ihre Bestätigung durch den Führer eines in Friedrich-

Wilhelms-Hafen angelaufenen Motorkutters erhielten, dessen farbige Mannschaften einem meiner Sendboten die lächerliche Angst und die umfassenden Vorkehrungen der australischen Besatzungstruppen schilderten. Aber auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika sollten nun an Englands Seite in den Kampf getreten sein! Wie vermochte ich das Arbeiten deutscher Kriegsschiffe in den fernen östlichen Gewässern mit dieser Nachricht über das Eintreten eines neuen mächtigen Feindes in das Ringen mit unserer Heimat zu vereinbaren?

O großer Livingstone! Es wäre Vermessenheit, das Wenige, was wir Kleinen geleistet, neben deinen bahnbrechenden Forschungszügen zu nennen! Aber, wenn einer, so habe ich deine Klagen des Verzweifelnwollens an den Ufern des Tanganjikasees verstehen lernen. Nicht nur drei, sondern über vier Jahre war ich von der Verbindung mit der Außenwelt, mit meinesgleichen, mit meinen Lieben und der gerade um ihren Bestand schwerringenden Heimat abgeschlossen. Keine noch so dürftige Meldung über die Angehörigen und ihr Geschick drang zu mir in den Bergbusch der großen Insel Neuguinea, welche über 15 000 Seemeilen Meeresfläche von Europa trennt!

In diesen trüben Augustwochen, deren Regenmengen — nicht selten an einem einzigen Tag so groß wie in Norddeutschland während eines ganzen Jahres; das vorbildliche Kanalisationssystem von Berlin vermöchte den Tagesniederschlag nicht zu fassen, und eine katastrophale Überschwemmung wäre die unausbleibliche Folge — auch mich an mein aus Buschmaterial gefertigtes Haus fesselten, bereiteten mir meine Vögel, ein weißer Kakadu und ein kleiner Loripapagei, endlich ein junger Kasuar, der mir überall nachlief und sogar auf kürzeren Märschen mittrollte, manche Freude und einige Ablenkung. Entfernte ich mich in den Regenpausen vom Haus, um mich unter dem Wasserfall zu duschen oder in dem wie eine geräumige Badewanne ausgehöhlten Felsbassin ein Bad zu nehmen, so flogen und kletterten die beiden ersteren auf das aus Sagopalmenblättern hergestellte Spitzdach der Hütte und

blickten mir unter „Guten Tag“-Rufen und Schopfsträuben nach, bis mich der nahe Urwald ihren spähenden Blicken entzogen hatte. „Du Strick“ klang es mir nach, bis das Tosen des Gießbaches jedes weitere Geräusch verschlang. \Setzte ich mich zum Lesen, Arbeiten oder zum Essen an den rohen Tisch, der aus von Urwaldriesen abgesplitterten Brettern und Pfosten zusammengesetzt und mit Rotangbindfaden zusammengehalten war, flugs erkletterte das „Pfäfflein“, wie ich den kleinen stargroßen Papagei ob seines kohlschwarzen runden Pfaffenkäppleins getauft hatte, die Lehne meiner schlechtgezimmerten Bank, arbeitete sich von hier zu meiner Schulter empor, um mit seiner langen, vorn löffelartig geformten Blütenschleckerzunge meine Ohrläppchen zu bearbeiten, während der „Strick“, mein weißer, gelbbeschopfter Kakadu, es sich auf dem Schoß bequem machte, sein Köpfchen beugte, seine Flügel halb aufhob und mir nicht eher Ruhe ließ, bis ich ihn ordentlich kraulte. Und eifersüchtig waren sie aufeinander wie auf jeden neu eingebrachten jungen Vogel, den sie mit ernsthaften Tötungsabsichten sogar in meinem Arm angriffen. Der blendend weiße Kakadu, der dem afrikanischen Graupapagei an Sprechtalent gleichkommt, ihn mit seinen gewandten, ungezwungenen und clownhaften Sprung-, Tanz- und Turnbewegungen und dem zum Lachen reizenden Sträuben des schwefelgelben Schopfes bei weitem übertrifft, und der kleine Billong, wie ihn die Kâte nennen, waren meine Lieblinge. Das Körperlein des letzteren war in der Hauptsache von scharlachroter Farbe, von der sich das runde schwarze Scheitelkäppchen und der stahlblaue Halsring so reizend abhoben; patinagrüne, äußerst bewegliche Flügel deckten den Rücken, während die Schwanzfedern eine ockergelbe Färbung zeigten, die Höschen bayrischblau gefärbt waren und ein bernsteinfarbiges Schnäbelchen die Farbenzusammenstellung dieses zierlichen Vogels vervollständigten. „Strick“ ließ sich von den Niederschlägen, die jetzt so reichlich fielen, unter fürchterlichem Geschrei und Gejuchze das Gefieder verregnen, bis er wie aus dem Wasser gezogen aussah. Doch dann ging das Putzgeschäft

an, das ihn binnen einer halben Stunde, in welcher er nicht einmal für mich zu haben war, blendend rein wiedergab. In trockenen Tagen mußte eine vermehrfachte Schnabel- und Krallenarbeit das Gefieder rein erhalten. „Pfäfflein“ war anspruchsvoller. Während der regenlosen Zeit machte er sich pünktlich um den Mittagsstand der Sonne herum in der Nähe meiner, auf einem kleinen Holzgestell geborgenen Holzwaschschüssel zu schaffen. Ging ich nicht umgehend auf seine Badegelüste ein, dann kletterte er an meinen Beinen empor, welche die äußerst scharfen Krallen nicht allzu angenehm empfanden, so daß ich mich veranlaßt sah, dem kleinen Quälgeist seinen Willen zu tun. Kaum hatte ich den Waschtrog auf das aus einer Edelbambuslage hergestellte Fußbodengeflecht meines auf Pfählen stehenden Hauses gestellt, da stürzte das Pfäfflein schon mit einem kräftigen Anlauf in das Wasser, indem es pustend und wie ein Kind schreiend untertauchte, sich schüttelte und herumwälzte. Dann erst flog er auf seine unter dem verandaartig gebauten Vordach angebrachte Stange, um sich trocken zu putzen und das nasse Gefieder zu reinigen. Auf dieser Stange schlief er auch des Nachts, verbrachte er seine Ruhestunden des Mittags, dorthin mußte ihm seine halbflüssige Nahrung, in der Regel aus zerdrückten süßen Bananen bestehend, gebracht werden.

„Strick“ hatte einen für mich unangenehmeren Platz. Er mußte auf dem Rand meines Bettes sitzen, welches ich mir aus einem auf Pfählen befestigten elastischen Rotanggeflecht hatte errichten lassen, dem eine Kapokmatratze die nötige Weichheit verlieh. Und er tat es nicht anders, er mußte, während ich ruhte, am Kopfende schlafen, was wieder ich nicht wollte, da mich sein häufiges Flügelschlagen in der Nacht weckte. Schob ich ihn an das Fußende, so rückte er unmerklich Schritt für Schritt an den verbotenen Platz heran; die geringste Bewegung meinerseits ließ ihn haltmachen und sein Köpfchen zwischen den Flügeln verstecken, als ob er fest schliefe. Einige Minuten später, und das Heranrücken ging weiter, bis er neben meinem

Kapokkopfkissen angelangt und damit befriedigt war. Es war ein aussichtsloser Kampf gegen seine Hartnäckigkeit, und als der Gescheitere gab ich nach. Mein Ruhelager suchte „Pfäfflein" nur auf, wenn er sich langweilte, und wenn ihn die Spielwut erfaßte, dann kletterte er mühsam, sich mit dem Schnabelende und den Krallen an den dicken Pfosten einhackend, nach oben, legte sich mit dem Rücken auf die Matratze und streckte die kleinen Füßchen in die Höhe und wollte hin und her gerollt sein — ein richtiges, lebendiges Spielzeug.

Aber wehe, wenn ein fremder Farbiger das Haus oder nur seine unmittelbare Nähe betreten wollte. Wütend fielen die beiden Vöglein über ihn her und schlugen ihm mit ihren kräftigen und scharfen Schnäbeln blutige Wunden in Arme und Beine. Meine Hausjungen und ständigen Soldaten und Trägerbegleiter ließen sie ungeschoren aus- und eingehen; es mußte etwas wie eine Hundenatur in diesen Vögeln stecken oder sich entwickeln, wenn sie, noch nicht flügge, aus den Nestern genommen und aufgepäppelt werden. Mit einem Male, gewöhnlich nach acht bis neun Monaten, fangen sie zu schwatzen an, ohne daß ihnen „die Zunge gelöst" werden müßte; bald sprechen sie alles nach, rufen die Jungen bei ihrem Namen, die dann, von der gut nachgeahmten Stimme getäuscht, herbeilaufen, locken die Hühner und lernen bald die schwierigsten Sätze. Die ersten menschlichen Laute meines „Pfäffleins" waren die mit gesträubtem Gefieder und unter Rückwärtsrichten hervorgestoßenen Worte: „Was sind das für Sachen?" Mit diesem Anruf pflegte ich ihn von meinen Blumensammlungen und von meinen Papieren, welche er zu zerzausen suchte, mit drohend aufgehobenem „Taschentuche" (ein Lendentuchfetzen) wegzujagen. Wie erstaunte ich, als ich ihn eines Tages wieder über meinen, auf dem Tisch ausgebreiteten kartographischen Aufzeichnungen antraf, in die Tasche griff, um das Bändigungsmittel herauszuziehen, und der kleine Racker mit dem Ruf „Was sind das für Sachen?" sich in Sicherheit zu bringen trachtete!

Auch die trüben Regen- und Nebeltage nahmen ein Ende,

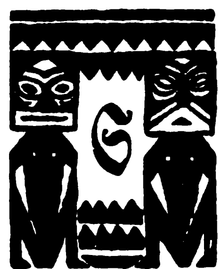
sonnenerhellte Stunden unterbrachen die seltener werdenden Niederschläge; trockene Tage folgten den regenschweren, und das Auge durfte sich wieder an dem frischen Grün der näheren Umgebung entzücken, weit in die Ferne, in die noch immer dampfenden Talschluchten hineinschweifen. Für Stunden zeigte sich durch die Wolkenlücken die ferne, tiefblau gefärbte See, deren dunkelblauer Horizont eine scharfe Trennungslinie zwischen Himmel und Erde zog. Die in den Regentagen stummgewordene Vogelwelt erhob in der Morgenfrühe wieder ihr lautes Konzert, der Wind jagte die Wolken in bedeutendere Höhe und sang in den Urwaldgipfeln sein ewiges Lied, das der Brandung der unsteten See so ähnlich ist. In den Nächten wetteiferten wiederum Millionen von Leuchtkäfern mit dem flackernden Licht der Sternenwelt, welche durch die schattenwerfende Venus, das ruhige Leuchten des Jupiter, das rote Licht des noch kleinen Mars und des hinter den Zwillingen einherziehenden Saturn verschönt wurde. Fast täglich erzitterte die Erddecke unter dem heftigen Beben, dessen Herannahen von meinen unruhig flatternden, hohe Bäume aufsuchenden Hausvögeln schon Minuten vorher angezeigt wurde. Man hört die Beben herankommen; ein unheimliches Sausen geht durch den Urwald, fast taktmäßig wiegen sich die Bäume hin und her, stärker wird das Rauschen der erzitternden Urwaldriesen, ein aus wellenförmig sich heranbewegenden Bodenschwankungen und heftigen vertikalen Stößen zusammengesetztes Schütteln der Erdkruste läßt die Hütte hin- und herschwanken, zuweilen von ihren Pfählen herunterrutschen, einige schwächer werdende Stöße, und alles ist wieder ruhig und fest.

Einige Sonnentage fanden mich auf der sarkophagartig geformten Kuppe des 2800 Meter hohen Cromwell-Stockes, wohin mich die Ungeduld über die noch immer unglaubwürdigen, aber stets stärker nagenden Nachrichten von der Anwesenheit deutscher Kriegsschiffe in den Südseegewässern getrieben hatte. Wir wollten uns die Augen aus dem Kopf schauen, meine Begleiter und ich, so intensiv suchten wir die Seefläche nach Südosten, nach

Norden und Nordwesten ab. Nichts, nicht einmal ein Segelkutter, nicht einmal ein dunkler Punkt, zu welchem ein Hochseekanu, von unserem fernen Standpunkt gesehen, zusammenschrumpfen mußte, war zu sehen. Die glacisartig, bis zu einer unserer hochgelegenen Beobachtungswarte entsprechenden Höhe ansteigende blaue Seefläche lag leicht gekräuselt, aber verlassen im Dreivierteikreis um uns. Man wähnt sich nicht auf dem höchsten Punkt der Krümmungsfläche der Erde zu befinden, sondern scheint in einer tiefen Senke der Erddecke zu stehen, so hoch steigen die Wände der blauglänzenden Meeresfläche zur scharf gezeichneten Horizontlinie an; im tiefsten Punkt, im Zentrum eines Amphitheaters glaubt man zu sein.

23

In Erwartung eines deutschen Kriegsschiffes



Sollte es doch möglich sein, daß deutsche Schiffe den Feind bereits in seinen fernsten Besitzungen belästigen? Sollte die immer nur von meinen Spähern aus dem Mund der Küstenmelanesier gehörte und von den Missionaren bestätigte Meldung dennoch auf Wahrheit beruhen? Dieses fortgesetzte Sichbefragen, Glaubenwollen und Nichtglaubenkönnen füllte immer mehr meine Gedanken aus, wurde nach und nach zu einem Fünklein Hoffnung, das sich immer fester im Herzen und in meinen Entschlüssen für die nächstfolgenden Monate befestigte. Wäre es nicht möglich, daß eines der Schiffe oder eines seiner Pinassen einen Ankerplatz an der allerdings ungeschützten Reyküste, eine Bucht am Ostrand der Finchhafenhalbinsel oder an den den Hüon-Golf im Norden begrenzenden Küstenstrichen anlief, sei es, um Frischwasser einzunehmen, Kokosnüsse und Feld-

früchte zu kaufen oder kleinere, dringend notwendige Reparaturen auszuführen, Nachrichten über den australischen Landgegner von den Eingeborenen zu erfragen?

Neunundneunzig Prozent Unwahrscheinlichkeit, daß sich eines der gemeldeten Schiffe — die Küstenleute wollten sogar ein Tauchbot gesichtet haben — an den Küstenstrichen in meiner Reichweite verirrte; aber ich klammerte mich doch an das eine übrig gebliebene Prozent. Im Geiste sah ich mich bereits in Verbindung mit dem rätselhaften Fahrzeug; es hatte meinen Hilferuf gehört, es nahm mich an Bord, und ich durfte wieder unter deutschen Blaujacken sein und helfen, dem Feind zu schaden!

In jeder Bucht, an jedem Ankerplatz, in der Nähe eines jeden Hafens des mir vertrauten Küstenstriches, südlich von Stephansort bis zur Preußenreede, stellte ich einen zuverlässigen Papuajungen auf, der mittels Relaispostierungen mit meinem Standlager in Verbindung war. Jeder hatte einen Buschbrief in Händen, in welchem ich den Kommandanten anflehte, mich aufzunehmen, mir einen Treffpunkt zu bestimmen, wo ich an Bord gehen könne, falls er nicht die zwei bis drei Tage, innerhalb deren ich in Eilmärschen jeden Küstenpunkt zu erreichen vermochte, liegen bleiben könne. Als Heizer, Kohlentrimmer, wo eben eine Hilfskraft benötigt sei, wollte ich Dienste tun. Nur heraus aus der Untätigkeit, Ungewißheit, der Abgeschlossenheit von der Außenwelt sollte er mich nehmen.

Wochen Hin- und Herziehens dauerte es, bis die Postenkette aufgestellt war; Monate des Harrens voll Hoffnung und voll Angst, daß ich zu spät an meinem Anlegeplatz oder befohlenen Treffpunkt anlangen könnte, verstrichen. Die Unrast trieb mich von einem zum anderen Botenposten, scheuchte mich zurück zum zentral gelegenen Standlager, wo mich eine Nachricht am ehesten erreichen mußte. Ich feuerte die am schärfsten sehenden Farbigen an, ihr Auge anzustrengen, ob sie nicht eine dünne Rauchwolke am Horizont oder auf der weiten Seefläche bemerkten. Die Nerven wollten den Dienst versagen, warfen

mich zuweilen in vollständige Apathie hinein, aus der ich wieder aufschreckte, voll Furcht, eine Gelegenheit versäumt zu haben. Sie sehen ja nicht schärfer die Farbigen und Schwarzen als jeder normal sehende Weiße. Es ist eine Fabel, daß das Sehvermögen der primitiven Völker das unsere überträfe. Nein, unsere unverdorbenen Augen sehen genau so weit, so scharf, wie die der Naturvölker, das durfte ich in diesen Jahren hundertmal vergleichen. Was den Farbigen auszeichnet, was die Ansicht von seiner überlegenen Sehkraft hervorgerufen hat, ist lediglich sein glänzendes Unterscheidungsvermögen, zu dem ihn sein Naturleben, der Zwang, mit allen Erscheinungen der ihn umgebenden Flora und Fauna zu rechnen, nicht zuletzt die Angst vor der durch Feinde, seien es Menschen, seien es Giftschlangen, verseuchten Umgebung von Kindheit an erziehen.

Daß der Eingeborene ein sich im hohen Gras oder durch die dichte Urwaldbodenbewachsung bewegendes Tier „sieht", ist eine Fabel. Was er bemerkt, ist die Bewegung der Grashalme oder der Blätter und Zweige. Daß der Wind eine verschiedene Bewegung hervorruft, weiß er; er kennt von frühester Jugend an die Tiere, welche diese Plätze besuchen, sich hier bewegen. Aus der Art der Bewegung der Grashalme oder des Unterholzes stellt er den Charakter des ihre Ursache hervorrufenden Wildes fest. Die Schlange ruft eine andere Bewegung hervor als das Beuteltier, als der Leguan, als das Känguruh, in Afrika als der Leopard, als die Antilope usw.

„Master, look out, a snake, a scow, a kabul!" („Herr, sieh dich vor, eine Schlange, ein Beuteltier, ein Opossum!"), und der Weiße, der nichts erspähen kann, staunt über die scharfen Augen seines farbigen Begleiters, während er in Wirklichkeit über dessen Scharfsinn verwundert sein sollte.

Mit dem Jagdglas, an dessen Schärfe kein menschliches Auge heran kann, sucht er oft minutenlang den in der dichten Krone eines Baumriesen oder im Unterholz anscheinend versteckt sitzenden Vogel, den der Farbige im Augenblick bemerkt hat. Unrichtig, daraus schließen zu wollen, daß die Augen des

Wilden sogar die scharfe Linse überträfen! Dem Waldbewohner ist die Gestaltung der Krone, die Belaubung ein vertrautes Bild. Der hinter Blättern verborgene oder durch Zweige verdeckte oder durch Parasitenpflanzen gegen direkte Sicht geschützte Vogel ist seinem Auge ein Fremdkörper in der Baumkrone, der im Augenblick seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das Herunterfallen eines winzigen Zweigleins, die durch den Wind nicht begründete Bewegung eines Blattes oder das Schwanken eines Zweiges, das Geräusch des Schnabelwetzens, das Herunterflattern einer Flaumfeder oder das Herabtropfen des Kotes entgeht dem wunderbaren Unterscheidungsvermögen des Eingeborenen nicht. Er vermag den Weißen auf das anscheinend verborgene Tier aufmerksam zu machen, wenn dieser noch lange vergeblich sucht. Oft sieht er es selbst nicht einmal, er weiß nur, daß es da sein muß, da ihn die sonst unerklärliche Blatt- oder Zweigbewegung von der Anwesenheit eines Vogels oder eines Klettertieres überzeugt.

Auch mir schenkten die langen Jahre des Buschlebens, die Notwendigkeit, auf Nahrungssuche auf alle möglichen Tiere auszugehen, dieses Unterscheidungsvermögen, das bald nicht mehr hinter dem meiner Soldaten und Träger zurückstand. Aber meine Sehkraft war nicht verstärkt worden; mein normales Sehvermögen blieb normal. Man halte nur mit den Farbigen Schießübungen ab, stelle kleine Ringscheiben auf und erkläre ihnen den Haltepunkt, weise sie an, den oder jenen schwarz hervorgehobenen Ring anzuvisieren! Vor diesem ihrem Anschauungsvermögen ungewöhnten Ziel läßt sie ihre Sehkraft im Stich; zum mindesten unterscheiden sie die abgetönten Felder nicht schärfer, als es der normaläugige Weiße tut. —

Das Siebengestirn tauchte wieder mit dem Einfall der in den Tropen zwölf Stunden langen Nächte am Osthorizont auf, um, wie alle Gestirne in Äquatornähe, in nahezu mit den Blicken verfolgbarem raschen Emporsteigen seinem Kulminationspunkt zuzustreben. Der Oktobermonat 1917 nahm seinen Anfang, der Südsommer zog herein und mit ihm für die südlich des Saru-

waged und der zentralen Wasserscheide gelegenen Teile von Neuguinea die Trockenperiode, die allerdings wenig gemein hat mit den halbjährigen Trockenzeiten der afrikanischen kontinentalen Inlandsgegenden, in denen vom November bis April nach Beendigung der täglich durch Tornados beunruhigten Übergangszeit fast kein Tropfen Regen mehr auf die durstige Erde fällt. Hier auf der vom ozeanischen Äquatorklima beherrschten Insel und sämtlichen Inseln der ganzen Südsee kennt man wohl auch Übergangszeiten, in denen die südöstlichen und nordwestlichen Winde um die Vorherrschaft ringen, die abwechselnd schöne und regnerische Tage bringen, und in denen das tägliche Donnergrollen nicht mehr aufhören will. Aber die trockene Periode, in der dem feuchten Südostmonsum ausgesetzten südlichen Hälfte der großen Insel vom November bis April, in der dem regenschweren Nordwestwind preisgegebenen nördlichen vom Mai bis September, unterscheidet sich von der „Regenzeit" der entgegengesetzten Jahreshälfte nur durch geringere Niederschläge, die jetzt meistens nur nachts fallen, und durch weniger Nebeltage, welche die nasse Jahreshälfte so trostlos machen.

Jetzt in der Übergangszeit zur trockenen Jahreshälfte heißt es für die Eingeborenen, die Yamfelder bepflanzen, die in den Vorratshäusern aufbewahrten Yamstücke der vorjährigen Ernte, die bereits zu keimen beginnen, in den aufgehäufelten Boden stecken. Denn zum Treiben der an Stöcken hochkletternden Ranken braucht diese schmackhafte Feldfrucht leichten Regen; später will sie Sonne haben, um die großen Knollen zum Ausreifen zu bringen.

Das regelmäßig wiederkehrende Siebengestirn kündet den Eingeborenen den Beginn der trockenen Periode an, die zum Schlagen des Urwaldes oder des auf den alten Feldern emporgeschossenen Sekundärbusches am günstigsten ist, da die heiß niederbrennende Tropensonne den Trocknungsprozeß der Äste und Zweige der gefällten Baumriesen beschleunigt, so daß nach mehreren Wochen zum Brennen übergegangen werden kann,

wobei die Asche dem ausgeruhten oder jungfräulichen Boden einen schätzenswerten Dünger liefert.

Die Kenntnis des auffallenden Sternbildes ließe vielleicht auf eine weitgehende Beobachtungsgabe der Papua bezüglich des Sternhimmels schließen. Dem ist aber nicht so. Wohl beweist der Vergleich der Aufgehungszeit des Siebengestirnes mit der einsetzenden Trockenzeit, daß dieses primitive Volk nicht gleichgültig den Wundern des Firmaments gegenüberstand und steht; wohl könnte man daraus einen Mitbeweis für die glänzenden Ausführungen der Völkerpsychologen, wie Wundt und Schulz, erblicken, denen zufolge der gestirnte Himmel in seiner Unerreichbarkeit für den Menschen und in seiner sich doch unwiderstehlich aufdrängenden Schönheit der Urquell aller Religion gewesen sein soll. Aber die Kenntnis der Papua geht außer dem eine nützliche Zeitangabe gewährenden Siebengestirn, der Sonne und des Mondes mit seinen durch märchenhafte Fabeln erklärten Mondphasen, nicht über die des Jupiter und der Venus hinaus. Den ersteren Planeten nennen die Käte- und Hube-Leute die Hahnenfeder, eine Bezeichnung, für die ich eine Erklärung nicht zu erhalten vermochte. Vielleicht ist eine Augentäuschung daran schuld, da die beiden oberen Zacken bei längerer Betrachtung mit dem unbewaffneten Auge und bei der das Blinken der Sterne vergrößernden feuchtwarmen Tropennachtluft verlängert und an den Enden etwas nach unten gebogen erscheinen, was einen fernen Vergleich mit den Schwanzfedern der Hähne herbeiließe. Alle übrigen Sterne sind ihnen jedoch nur eine Gesamtheit, eine selbstverständliche Beleuchtung des Nachthimmels, eine Menge Feuerchen an dem ihre Heimat nach oben abschließenden Gewölbe.

Meine Soldaten und Träger wußten freilich besser über den Charakter der fernen Lichtboten am gestirnten Himmel Bescheid. Neugierig und mit der Zeit nicht mehr ganz verständnislos lauschten sie in manchen Nächten meinen Erzählungen und der primitiven Beschreibung der unendlich fernen Welten, lernten sie das ruhige Licht der Wandelsterne von dem

Flackern der Fixsterne unterscheiden, wußten sie die Sterne erster Größe zu nennen, ihr täglich früheres Aufgehen und Verschwinden am Horizont zu deuten, in die wechselnden Mondphasen einzudringen und die Gestaltung unserer Erdoberfläche und des Innern unseres Wohnplaneten verstehen. Wie erstaunt horchten sie auf, als ich ihnen erzählte, daß es in Deutschland Nacht sei, wenn bei ihnen die Sonne am heißesten niederbrenne, daß, von einem anderen Planeten aus gesehen, unsere Erde gleichfalls als leuchtender Punkt erscheine, daß man in der Nähe meines Vaterlandes wieder an die Oberfläche gelangen würde, falls man in ihrem Lande immer tiefer und tiefer in die Erde einen Schacht bohrte und ohne zu ermüden fortsetzte.

Stolz erzählten sie ihre neu erworbenen Kenntnisse weiter, ihren sie besuchenden Freunden und Verwandten, ja sogar den Kannibalen des Innern der Insel und lächelten mitleidig, wenn diese ihnen ein verständnisloses Kopfschütteln zur Antwort gaben, oder sie für Erzlügner hielten.

24

Vergebliches Harren



angsam und träge, schier endlos schlichen die Tage dahin, und doch — paradox genug! — schienen, rückwärts geschaut, die Wochen, Monate und Jahre wie im Flug vergangen zu sein. Schon nahezu vier Jahre wanderte ich in dem unbetretenen Innern der fernen Insel umher, über dreieinviertel Jahre wütete bereits der Weltkrieg, ging das gewaltigste Stück Weltgeschichte an mir vorüber, als ob ich selbst auf einem der fernen Planeten säße, von denen ich meinen Jungen erzählt hatte. Aus nahezu hundert Kilometern Entfernung konnte ich die Wogenreihen übersehen, welche der endgültig zur Herrschaft ge-

langte Nordwestmonsun auf der See vor sich her peitschte. Kein Dampfer war zu erblicken, keine Botschaft, daß eines der erwarteten deutschen Kriegsschiffe im Bereich meiner über 200 Kilometer ausgedehnten Postenkette angelaufen war, drang zu mir. Sollte ich einen neuen Kanu-Durchbruch wagen? Der Plan verschwand so rasch, wie er gekommen war, doch fraß er täglich in mir weiter, obwohl ihn der wägende Verstand verwerfen mußte. Wie sollte ich in der Nordwestzeit nach Norden gelangen können, wo der Wind so kräftig blies, und ein derartig starker Meeresstrom von Nordwesten her eingesetzt hatte, daß oft nicht einmal die Dampfer dagegen ankonnten, sie zum Kreuzen oder gar zum Umkehren gezwungen wurden? Und nicht nur die ruhige Überlegung hielt mich von der Ausführung des von vornherein zum Scheitern verdammten Unternehmens zurück, viel stärker wirkte die Befürchtung, daß doch eines der sehnlichst erwarteten Kriegsfahrzeuge kommen und gerade zu der Zeit einen für mich erreichbaren Ankerplatz aufsuchen könnte, in der ich mich mit den widrigen Wind- und Seeverhältnissen herumschlug. Diese letzte Besorgnis war es auch, die noch lange lähmend auf die mit erneuter Kraft erwachenden Pläne wirkte, noch einmal einen Versuch über Land zum holländischen Gebiet zu wagen.

Einige herbeigewehte Zeitungsblätter brachten die ermutigenden Nachrichten von der glänzenden Niederwerfung Rumäniens, von den Erfolgen der Tauchboote, aber auch von den Hoffnungen der Gegner auf die unerschöpflichen Hilfsquellen der Vereinigten Staaten von Amerika, von den Erwartungen, die der Feind noch immer auf das revolutionäre Rußland setzte. Von einem vor der Tür stehenden Kriegsende keine Spur! Ich trank den Inhalt der zerrissenen beschmierten Blätter, las jedes einzelne Wort der englischen Nachrichten, aus denen die bleiche Furcht zwischen den Zeilen heraussah. Ich zog mich in die Urwaldeinsamkeit zurück, um die Druckzeilen hunderte Male neu zu überlesen, zu studieren; lachte und ärgerte mich über das Gift, das der haßerfüllte Hauptfeind über mein Volk und seine un-

vergleichlichen Armeen auszuspritzen versuchte; hielt meinen begierig aufhorchenden Jungen Vorträge über die mir selbst nicht klare Lage in Europa, zeichnete für ihr Verständnis mit Holzstangen und Erdhaufen Landkarten auf den Boden, begann von neuem, wenn die Ablösung der Postenkette einrückte, wenn die Angehörigen zu Besuch in unser Standlager kamen, ließ sie unser Schutz- und Trutzlied „Ich hab mich ergeben" . . . ungezählte Male singen und betäubte mich dadurch selbst, hielt damit gewaltsam die beunruhigenden Fragen nieder: Aber das, was du jetzt hier gelesen hast, ist ja schon so lange her! Wie mag es meinem Vaterland in der Zwischenzeit ergangen sein?

Neigte sich doch das Jahr 1917 bereits seinem Ende zu, wie mir mein täglich geführtes Tagebuch bewies — ob es Sonntag, Freitag oder Mittwoch war, dessen konnte ich mich seit vielen Monaten nicht mehr erinnern. Was verschlug das auch? Wir hatten Ruhetage gemacht, wenn uns die Kräfte versagt hatten, und jetzt waren uns Feiertage nur die, welche mir die Siegesnachrichten ins Innere hineingeschneit hatten. Und diese gingen vorüber, sie waren neuen trüben, ungewissen Wochentagen gewichen, die mich ziel- und planlos, neue unzählige Pläne schmiedend, umherstreifen ließen.

Ich wurde heftig gegen meine treuen Jungen, die meine Aufgeregtheit und Niedergeschlagenheit geduldig ertrugen und mich durch Anschleppen der seltensten Blüten aufzuheitern versuchten. Ich verbot ihnen das Singen, das laute Plaudern am Abend; legte mich, um sie zu täuschen, abends früh aufs Lager, um mich, nachdem die Ruhe eingetreten war, nachdem auch das Flüstern dem Schnarchen und den tiefen Atemzügen Platz gemacht hatte, wieder lautlos zu erheben und in die Nacht hinauszupilgern, zu dem leuchtenden Firmament hinaufzustarren, das ja gerade um diese Jahreszeit am schönsten geschmückt ist. Wie konnten sie nur so ruhig ihr Licht auf die Erde hinuntersenken, die zum Tollhaus geworden war, die von dem Blute von Millionen der kräftigsten Menschenleben getränkt wurde und noch werden würde? Warum zogen sie fried-

lich ihren durch ewige Gesetze vorgeschriebenen Bahnen entlang, wo doch die ganze Erde von Waffenlärm, von dem Stöhnen und Ächzen Fallender und Verwundeter, von den Klagen der zu Witwen und Waisen Gewordenen widerhallte?

Mein mir lieb gewordener weißer Kakadu, der mir durch seine drolligen Späße mit seinen Zärtlichkeiten und gewandten Redensarten soviel Abwechslung verschafft hatte, war eines Nachmittags nicht von seinem Waldspaziergang zurückgekehrt. Ich feuerte meine Soldaten und Träger mit dem Versprechen hoher Belohnungen an — aber ich hatte ja nichts mehr! — ihn zu suchen, ließ Streifen in meilenweiter Entfernung vom Lager abhalten, schalt die Unschuldigen ob ihrer Nachlässigkeit, ob ihrer Blindheit und Unfähigkeit, obwohl es klar war, daß der Vogel einer Schlange oder einer Nachteule zum Opfer gefallen war. Denn Raubvögel pflegte er gründlich abzuraufen, wenn es einem einfiel, ihn anzugreifen. „Die Eule muß ich haben!" und wir bekamen sie auch, die Mörderin.

Unter dem in einem abgestorbenen hohlen Baumstamm versteckten Nistplatz war der abgerissene Kopf meines Lieblings gefunden worden. Schmatzend verspeisten meine Jungen die Räuberin, und ich mußte den Verlust meines Hausgenossen zu verschmerzen suchen. Das kam meinem „Pfäfflein" zugute, das ich jetzt sogar auf meinen Streifereien durch den Bergbusch mitnahm, indem ich es in die Tasche steckte, ein Aufenthaltsort, der ihm nicht wenig zu gefallen schien. Behagte es ihm nicht mehr in dieser Dunkelkammer, so kletterte es an dem Ärmel hinauf auf die Schulter und leckte abwechselnd das rechte oder linke Ohrläppchen ab und kümmerte sich den Teufel um seine in der Freiheit großgewordenen Artgenossen, die den Bergwald bevölkerten und ihre Hälse lang machten, wenn sie den Zähmling bemerkten.

Ein geheimnisvolles Raunen ging durch den Bergwald, die Vogelwelt war still geworden, eine neue Generation der gefiederten Bewohner wurde erwartet, und die Mehrzahl der weiblichen Vögel, von ihren Männchen im Brutgeschäft unterstützt, saß in den Nestern oder machte nur kurze Ausflüge in

der Nähe der Nistplätze. Die Paradiesvogelmännchen hatten ihre langen Schmuckfedern abgeworfen und sahen recht verstümmelt aus. Die weißen Kakadus, die im August und September auf hohen Fruchtbäumen ihre Versammlungen abgehalten hatten, waren nur noch einzeln oder höchstens paarweise zu sehen; das ohrenbetäubende Rauschen der schweren Flügelschläge von Scharen großer Nashornvögel war nicht mehr zu hören, und nur noch vereinzelte Vertreter dieser Vogelart zogen in geräuschvollem Flug und mit abgehackten Rufen über die Baumwipfel hinweg.

Und der Wald blühte und trieb, duftete und rauschte, von dem unausgesetzt wehenden, bald schmeichelnden, bald zornig schüttelnden Nordwestmonsun bewegt. Leuchtend rote Girlanden von Feuerbohnen verbanden die Kronen der Baumriesen, lange Reihen von zartrosa Glöckchen oder mattgelben Rispen, den Blüten der die Stämme kunstvoll umschlingenden oder von Krone zu Krone kletternden Lianengewächse mischten sich in das satte Grün des Laubdaches, das hellere des Unterholzes.

Hier hatte ein mächtiger Weichholzbaum eine weiße Blütenkappe übergezogen, dort legte sich ein braungelber Blütenschleier über das Kleinblattdach eines Hartholzriesen. Stämme mit leuchtend roter Rinde, dem Mahagoni des afrikanischen Urwaldes aus der Ferne zum Verwechseln ähnlich, wechselten mit dem vorherrschenden Grau-Weiß der glatt berindeten Bäume, unter die sich der riesige dunklere Stamm der Steineichen, das seltene Braun der wenigen Nadelholzbäume mischten. Doch meist ist die Beschaffenheit und die Farbe der Rinde gar nicht zu erkennen, so umsponnen von Moos sind Stämme und Äste, soviel Kletter- und Parasitenpflanzen hüllen sie ein, so dicht ist das Kleid des großblättrigen, lichtgrünen Philodendron, welches hier die Stelle unseres Efeus vertritt Ungezählte Farnarten haben sich auf den starken Ästen neben den in allen Farben schillernden Flechtengewächsen einen Platz gesichert. Die Äste ächzen unter der ihnen auferlegten fremden Last, und oft bedarf es nur eines ausgiebigen Nachtregens, der, von dem Moos-

kleid aufgesogen, die Last so schwer macht, daß der nicht gesunde Ast abbricht.

Tropische Überfülle, wohin man schaut! Das Produkt des jungfräulichen Bodens, der Wärme und des Taues! Der Bergwald von Neuguinea bedürfte seiner Blütenpracht gar nicht, er schmückt sich selbst mit seinen farbigen Blättern. Tönungen vom zartesten Pfirsichrot bis zum dunkelsten Violett weisen die jungen Blatttriebe auf, ehe sie zu dem alles überleuchtenden Grün übergehen — und es treibt und erneuert sich der Wald übergangslos, das ganze Jahr hindurch, abgesehen von ganz vereinzelten Baumarten, die ihr Blattdach auf einmal abwerfen und eine kurze Zeitspanne blattlos und traurig dastehen. Andere, in größerer Menge den Wald durchsetzende Baumvertreter verfärben ihre Blätter bis zum leuchtenden Braunrot, das unsere heimatlichen Buchen- und Ahornwälder als Herbstkleid anlegen, aber ein Kahlwerden kennen sie nicht. Ehe sich ihre abfallenden Blätter dem alle Farbentöne widerspiegelnden Blütenteppich des Bodens zugesellen, lugen schon wieder die jungen gelbgrünen Blättchen hervor. Überfülle und Übermaß! Und darin fühlen sich die Orchideen heimisch, deren Artenreichtum dem Südamerikas kaum nachstehen dürfte. Vierundachtzig verschiedene Vertreter habe ich allein in dem von mir durchzogenen Berginnern festgestellt, und sicherlich ebensoviel Arten sind in den feuchtwarmen Küstengegenden der Insel zu finden.

Überall sind sie anzutreffen, finden sie einen Platz und ihre Bedingungen zum Wachstum! Aus sumpfigen Bodenstellen, wo kein Wind hinkommt, recken sie ihre leuchtenden Blütenkelche empor, an trockenen, unfruchtbaren und nur von dürrem Farn bewachsenen Steilhängen schlagen sie Wurzel. Zwischen den wuchernden Flechten- und Moosarten auf feuchten Felswänden schauen ihre Blütenköpfe heraus, aus sandigem Boden treiben ihre langen Stengel, auf heruntergebrochenen abgestorbenen Ästen schlägt der vom Wind verstreute Samen Wurzel. Mitten unter den Schmarotzergewächsen der Urwaldbäume sind sie zu finden, und oft schauen ganze Bündel Orchideen von den höchsten,

windumtobten Gipfeln der Waldriesen hernieder. Hier wie das bescheidene Veilchen der Heimat versteckt, drängen sie sich an einer anderen Stelle prahlerisch hervor, die ganze Umgebung überstrahlend. Von mikroskopisch kleinen Blüten, deren für Orchideen charakteristischen Bau das unbewaffnete Auge kaum festzustellen vermag, wechseln sie zu tulpengroßen Blumen mit ihren vier Blütenblättern und den die Staubfäden ersetzenden Kölbchen im Blütenherzen. Hier hat der Stengel nur die Kraft, eine einzige Blüte zu entwickeln, dort stehen dreißig und vierzig und mehr Blüten kerzenartig um den langen, aus den großen, charakteristischen Blättern emporragenden Stengel herum. Wieder von einer anderen Stelle hängen die Blüten wie Trauben und Dolden von den Ästen der Bäume herunter. In allen Farbentönen erglänzen sie: vom blendendsten Weiß des Maiglöckchens bis zum sattesten Gelb, in leuchtendem Weinrot und dunklem Violett. Meistens duftlos, zählen sie unter ihre Vertreter auch solche, deren Duft so überstark ist, daß eine einzige Blüte im Hause auf die Dauer unerträglich wird. Hier breitet die eine Art ihre Blüte flach wie ein seesternartiges Gewächs aus, dort stehen die Blütenkelche, kaum nach oben geöffnet, bürsten- oder gemsbartartig dicht zusammen; wieder andere neigen ihre Köpfchen wie Glockenblumen, eine andere Gattung formt tulpenartige Kelche.

Voll Neugierde erwartete ich hier das Aufblühen einiger entdeckter Knospen. In einer Nacht öffnen sie sich, und der Morgen zeigt sie in ihrer strahlenden Schönheit; bereits am Abend beginnen sie sich rosa zu verfärben und zu schließen; am nächsten Morgen haben sie schon ihr violettes Sterbekleid angegezogen, und in den folgenden Vormittagsstunden neigen sie sich bereits ganz geschlossen zur Seite, werden schlapper und schlapper, um am Abend lebensmüde von den Stengeln zu fallen — eine Eintagsblüte! Eine andere große weiße Baumorchidee, deren Blüteninneres von dünnen violetten Strichen verschönt war, hatte ich auf dem Marsch ohne Wurzel abgeschnitten, an den Tropenhut gesteckt, in meinem Haus in dem Grasdach

geborgen, um mich ihrer Schönheit zu erfreuen. Nach zwei Monaten war sie noch frisch wie am ersten Tag; das reine Weiß der Blütenblätter hatte sich nicht verfärbt, ihre Gestalt war nicht geschrumpft, offen war die Blüte wie am Fundtag geblieben! So hart, so langlebig ist sie, daß man sie draußen brechen und mit nach der Heimat nehmen kann, um den erstaunten Freunden das Blütenwunder der Tropenwelt lebend zu zeigen. Ein englischer Orchideennarr, der nie ohne Orchis im Knopfloch ausgehen oder eine Gesellschaft besuchen kann, könnte mit dieser Orchideenart eine Menge Geld ersparen. Und auf dem gleichen Baum, an dem sich neben Philodendron und Farngewächsen, Moosgeflechten und Lianen die ersten Wurzeln des Würgers anklammerten, von dessen Ästen Luftwurzeln wie Taue in einem Seilerladen aufgehängt waren, hatte ich noch fünf weitere Orchideenarten schmarotzen gefunden, von denen drei in voller Blüte standen.

25

Um die Jahreswende 1917-18



Auch auf diesem Gebiet wie in der geographischen Gestaltung des ganzen Inselgebietes und in dem Charakter, der Verteilung seiner Bewohner Gegensätze, Überraschungen, Wunder und Rätsel ohne Ende, die sich vermehren, je tiefer man in sie eindringt, je länger man mit ihnen vertraut wird. Sie sind es auch, die mir Ablenkung verschaffen, die mir helfen, die immer unerträglicher werdenden Tage und Wochen vergeblichen Harrens zu überwinden. Der Reiz, den überraschenden Erscheinungen der Flora, den geheimnisvollen Fäden in Tier- und Vogelwelt nachzuspüren, das Rätsel zu entwirren zu suchen, packt einen und läßt einen in seiner Umgebung

alles andere Widrige für Stunden vergessen und eins mit der Natur werden.

Wie erstaunte ich, als ich auf einem dieser Streifzüge durch den Wald einen hohen Baum erklettert hatte, um eine neue nach Harz duftende Orchideenart zu holen, in unmittelbarer Nähe meines schwankenden Standortes einen gedämpften Ruf zu vernehmen, der nur von einem Jahrvogel herrühren konnte, wie der Nashornvogel ob seiner aus dem aufgesetzten Schnabelhorn sich herausbildenden, von Jahr zu Jahr um einen Ring vermehrenden Wülste auch genannt wird. Mein geübtes Auge vermochte das Tier trotz scharfen systematischen Absuchens der benachbarten Baumkronen nicht zu entdecken. Was war das? Dieser Vogel ließ in seiner Scheu doch sonst niemand so nahe an sich heran, wich in der Regel schon auf dreißig bis vierzig Schritte ab, wenn der Jäger sich noch so vorsichtig näherte, und dieses unterdrückte Gekrächze mußte in meiner unmittelbaren Nähe sein. Ich war allein, meine Jungen hatte ich zu Hause gelassen. Da! Dort drüben, kaum zwanzig Meter ab, etwa in halber Höhe eines absterbenden, innerlich schon halb verfaulten Baumriesen schaute das Ende eines elfenbeinfarbigen großen Schnabels aus einem kleinen Loch heraus; es unterlag keinem Zweifel mehr, von dort heraus drangen die Rufe; hinter der ovalen Öffnung von zehn Zentimetern Durchmesser saß ein großer Nashornvogel. Wie war der in den hohlen Baumstamm gelangt; was hatte ihn dazu getrieben? Sollte er irgendwie verletzt von obenher durch eine große Öffnung hineingefallen sein? Eine unwahrscheinliche Annahme! Ich suchte es mir so bequem wie möglich auf meinem luftigen moosfeuchten Standort zu machen, um diese rätselhafte Erscheinung zu beobachten, zu lauern, was folgen würde. Nichts geschah weiter; der Schnabel wurde einige Male noch so weit aus dem Loch herausgestreckt, daß ich zweifelsfrei die Jahreswülste darauf feststellen konnte. Ein zweiter Nashornvogel flog mehrmals über mich hinweg, erspähte mich natürlich und suchte unter Haghag-Rufen das Weite. Meine Gliedmaßen wurden von

der unbequemen Stellung steif, so daß ich nach stundenlangem vergeblichen Warten von der Beobachtungswarte herunterkletterte, mit dem Entschluß, mich in der Frühe des folgenden Morgens erneut auf die Lauer zu legen. Mit dem Haumesser machte ich mir denn auch, als der glutrote Sonnenball über dem Horizont erschien, meinen Lauschersitz zurecht, verkleidete ihn mit Zweigen gegen Sicht nach oben und gegen den mysteriösen Baumstamm und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen, das heißt, er, der Nashornvogel von gestern rauschte mit seinem weit hörbaren Flügelschlag heran, ohne mich zu entdecken. Schon zeigte sich auch wieder das helle Schnabelende in der Öffnung, zwängte sich soweit wie möglich heraus und entnahm dem wohlgefüllten Schnabel des Ankömmlings alle möglichen Leckerbissen und zog sich sofort wieder zurück. Der rotbeinige schwarzgefiederte Versorger flog dann wieder in elegantem Anschwung von dem benachbarten Astende ab und rauschte davon.

So ging es tagtäglich weiter, eines Morgens aber hackte mit wütenden Schnabelhieben der Nahrungsbringer auf die Umrandung der kleinen Öffnung los, sie bröckelte ab — wahrhaftig, es war eine lehmartige gutgebundene Masse, die herunterfiel; ein nahezu nackter zweiter Nashornvogel zwängte sich aus dem vergrößerten Loch heraus und hinter ihm zwei junge, ebenfalls noch recht zerzaust aussehende, aber besser als die Mutter angezogene Nashornjungen. Das Hag! Hag! Hag! wollte nun kein Ende mehr nehmen, das Weibchen putzte sein dürftiges Gefieder, probierte seine Flügelkraft und schwang sich im Gleitflug von Ast zu Ast, dann folgten die Probeflüge für die Jungen, und nach einigen Tagen war die ganze Familie verschwunden.

Nun, diese Flugübungen, welche besonders reizvoll bei den Starenfamilien anzuschauen sind, waren mir nichts Neues. Aber die Tatsache, deren Zeuge ich sein durfte, daß ein Vogelmännchen beim Beginn der Brutzeit sein Weibchen in einen hohlen Baumstamm einmauert und es nicht mehr herausläßt, bis es

seinen mütterlichen Pflichten bis zu den letzten Konsequenzen nachgekommen ist, geht doch eigentlich über das Bohnenlied. Sollten wir Menschen in dieser Beziehung nicht etwas von den Vögeln, insbesondere von den Nashornvögeln Neuguineas, lernen können?

Was mich dieser Fall zunächst lehrte, was ich den Jägern und Siedlern auf der Insel ans Herz legen möchte und bereits nach meiner Rückkehr in die Küstenregionen am Ende des Jahres 1918 getan habe, war die Mahnung, in der Brutzeit keinen einzigen Nashornvogel abzuschießen. Denn alle Nashornvögel, die in diesen Wochen gesichtet werden und die, von der Sorge um den Bestand ihrer hilflosen eingemauerten Familie getrieben, oft ihre gewöhnliche Scheu vergessen und zum Abschuß direkt einladen, sind männliche Tiere. Mit jedem erlegten Männchen geht unfehlbar das eingesperrte Weibchen und die ganze Brut zugrunde, da ihnen nach dem Abschuß des Versorgers nichts als der Hungertod übrigbleibt.

Meine Weihnachtstage um die Jahreswende 1917/1918 waren mit Goethes „Faust" ausgefüllt, ein Weihnachtsgeschenk, das ich mir seit meinen ersten afrikanischen Expeditionen selbst gemacht hatte. Es trug mich über die ganz besonders niederdrückenden Gedanken: Was wird das Jahr 1918 der Heimat und dir bringen? hinweg und milderte die Ungewißheit, die vor mir lag und die schwerer zu ertragen ist als eine fürchterliche Gewißheit.

Aber nicht ganz unbeschenkt ging ich in das neue Jahr hinein. Der brave Halenke aus Tobou brachte mir einen ganz jungen weißen Kakadu als Gabe dar und meinte, er würde mir bald ein so guter Hausgenosse werden, wie der vor wenigen Wochen durch die Eule getötete „Strick" gewesen war. Weniger darüber erfreut war das „Pfäfflein", das nun seine Alleinherrschaft beendet sah und niemals mit dem Neuankömmling warm werden konnte. Doch gelang es, seine in unbeachteten Augenblicken ausgeführten Angriffe auf den noch unbeholfenen

neuen „Strick“ abzulenken, indem ich ihm einen schwarzroten Kakadu als Spielkameraden gab. Dieser hatte neben den purpurnen breiten Querstreifen auf seinen Flügeln knallrote Hosen an, so daß er „Franzos“ getauft wurde. Er lernte niemals sprechen, wetteiferte nie mit den unwiderstehlich zum Lachen reizenden Tanz- und Turnbewegungen der beiden anderen Hausgenossen, zeigte aber eine treue Anhänglichkeit an mich und bewachte so eifersüchtig die Hütte, daß es mir recht leid tat, als er nach drei Vierteljahren steif und tot in der Nähe des Standlagers aufgefunden wurde. Von „Pfäfflein“ ließ er sich geradezu alles gefallen, sich zerzausen und die Schwanzfeder herausreißen, hob geduldig die Flügel auf, damit er am Abend darunter schlüpfe und gegen die Nachtkühle wärmenden Schutz fände. Dafür gebärdete sich der bunte Kleine ganz aufgeregt und wütend, wenn sich sein Spielkamerad mal von seinen Nachmittagsausflügen verspätet hatte. „Franzos! Franzos!“ schmetterte er in die rasch einbrechende Nacht hinaus, flog auf meine Schultern, wenn aus einer tiefen Schlucht heraus das meckernde Gekrächze des Kakadus ertönte. Groß war dann die Freude des Wiederbeisammenseins, nachdem ich den Verlorenen geholt hatte, die sich allerdings bei „Pfäfflein“ etwas eigenartig darin offenbarte, daß er dem vermißten Schlafgenossen einige weitere Federn ausraufte.

Meinen zahmen jungen Kasuar hatte ich töten müssen. Sein durch Süßkartoffeln zart und fett gewordenes Schenkelfleisch zierte als saftiger Braten meine Weihnachtstafel. Er war in den letzten Wochen, mit dem Eintritt in das Stadium der Geschlechtsreife, unleidlich geworden. Sein braunes Federkleid hatte er bereits gegen das schwarze auszutauschen begonnen. Sein wahllos abgelegter Schmutz wäre noch zu ertragen gewesen, aber sein polterndes Eindringen in das Haus, in dem er zur Erprobung seiner Beinkräfte alles kurz und klein zu schlagen begann, sein ohrenbetäubendes Schreien hatte ihn für die Bambusbratröhre reif gemacht. Mangels eines anderen

Übungsobjektes hatte er sich zur Stählung seiner Schenkelkraft die Hüttenwände ausgesucht, die er auch gründlich zerschlug. Dieses dem Aushauen des Pferdes zu vergleichende Anschlagen, zu dem die Kasuarmännchen während ihrer rasenden und weit hörbaren Liebeskämpfe neben den gefürchteten Schnabelhieben greifen, verleiht ihnen eine nicht ungefährliche Verteidigungswaffe gegen ihre Eingeborenenverfolger.

Das sollte mein tüchtiger Jäger Nodju in diesen Tagen am eigenen Leibe erfahren. Nach einem Fehlschuß war es ihm und seinem Gehilfen gelungen, den kräftigen 1,50 Meter hohen Vogel an den Rand eines jäh abfallenden Abgrundes heranzutreiben. Erschlagen oder erschossen werden oder der Todessprung in die jähe Tiefe hinab war die einzige Alternative für den gehetzten Vogel. In der Verzweiflung brach er durch die Kette der Treiber und versetzte Nodju dabei einen so ausgiebigen Beinhieb, daß der Oberschenkelmuskel bis auf den Knochen durchgeschlagen war. Eine bösartig aussehende Wunde das! Mit den letzten der mir zur Verfügung stehenden Lysoltabletten wusch ich sie aus und behandelte sie mit jodoformgetränkten Gazebauschen. Die wunderbare Heilhaut des Farbigen tat das ihrige, und nach wenigen Wochen zeigte nur noch eine große Narbe, wo die klaffende Wunde gewesen war. Nodju nahm Rache für die Verletzung auf der nächtlichen Lauer auf einen Riesenkasuar, dessen er auch Herr wurde. In den ersten Jahren meines Bergaufenthaltes hatte ich die langen, feingegliederten Schwanzfedern der erlegten Vögel, die bis zu 3000 Meter Seehöhe den Bergwald bevölkern, gesammelt. Für ein Pfund Federn waren in Vorkriegszeiten 200 Mark bezahlt worden. Dann aber hatte ich es aufgesteckt und die Eingeborenen damit beschenkt, welche sie neben Menschenhaaren, Paradiesvögeln, Kakadu- und weißen Hahnenfedern zum Schmuck ihrer Tanzhelme verwenden.





Siebentes Buch

26

Nochmals über Land zur holländischen Küste



Gerade begannen die Burrum- und Kua-Leute nächtliche Tanzfeste zu veranstalten, welche den Erfolg ihrer vor sechs Monaten beim Pflanzen der Tarostecklinge angewandten Feldzauber feierten. Es war aber auch eine Prachternte dieser in den Hochtälern an einzelnen besonders fruchtbaren und günstig gelegenen Stellen fortkommenden Feldfrucht. Mannskopfgroße, schmackhafte Knollen boten sie mir zum Verkauf an, wie sie in den Küstengegenden nie so groß vorkommen und deren Gewicht mit acht Kilogramm nicht überschätzt war. Aber mein Denken und Streben war, nachdem der Januar 1918 verstrichen war, ohne daß eines der erwarteten deutschen Kriegsschiffe vor Anker gegangen oder überhaupt nur gesichtet worden wäre, nach einer anderen Richtung abgelenkt und mit neuen Plänen zu einem weiteren Durchbruchsversuch ausgefüllt. Die ruhige Überlegung, derzufolge ein abermaliges Scheitern angesichts meiner gänzlichen Mittellosigkeit unabwendbar sein mußte, schaltete ich aus. Nur das Streben, aus

dem abgesperrten Gebiet, aus der Einsamkeit und der Ungewißheit herauszukommen, beherrschte mich und trieb mich dazu, Vorbereitungen in Angriff zu nehmen, welche lediglich mit Hilfe des Landes selbst getroffen werden konnten.

Den Saruwaged-Hochstock wollte ich dieses Mal, der Gefahr, daß unser Vordringen durch die Alarmtrommeln zur Markhamsenke gemeldet werden würde, nicht achtend, im Norden liegen lassen und die gut besiedelten Südtäler des Gebirgsmassivs überqueren, um die Kräfte meiner Begleiter nicht schon vorzeitig in den eisigen Hochregionen zu zermürben.

Was an Tauschwaren bei den küstennahen Angehörigen und Freunden meiner Kätejungen erstanden werden konnte, wurde angesammelt, erneut kleine Reismengen auf unauffällige Weise an der Küste aufgekauft, bis sie zu einigen Säcken als eiserne Ration angehäuft waren — ein Tropfen auf einen heißen Stein nur! Gewandte, sprachkundige Leute entsandte ich in die Dörfer der zur Markham-Ramusenke streichenden Hochtäler, in welchen wir bekannt waren, und ließ bis zur Wasserscheide zwischen den beiden großen Flüssen heran Feldfrüchte eintauschen und aufstapeln, so daß wir nach jedem dritten Marschtag ein fertiges Verpflegungsdepot vorfinden würden. So sollten die langwierigen Kaufverhandlungen mit den Eingeborenen vermieden und, wenigstens auf der Anfangsstrecke, ein rascher Durchzug gewährleistet werden. Fette Dorfschweine wurden eingehandelt, das Fett ausgelassen und in alten Blechbüchsen verwahrt; hinreichende Salzmengen teils durch die Verwandten einzelner meiner Leute in den Küstenstationen aufgekauft, teils durch meine Späher an der Küste durch Auskochen und Auslaugen des Seewassers gewonnen. Rucksäcke wurden aus Känguruhfellen genäht, Tabaklauge gegen die Blutegel hergestellt und in Dosen verschlossen, Decken geflickt, Gewehre ausgebessert und aus dem letzten Rest von Schwarzpulver, Zündhütchen und Schrot-Jagdpatronen hergestellt. Mit meinem Schuhwerk sah es allerdings übel aus. Aber war ich nicht schon ein-

mal wochenlang barfuß gegangen; warum sollte ich es unbeschuht nicht auch monatelang aushalten können? Salzgetränkte Lappen würden schon die Blutegel abhalten, eine Menge aus der Küstengegend beschaffter frischer Lemonen den Buschmuckern ihre juckende Arbeit stören.

Alle diese Vorbereitungen und Anschaffungen nahmen Zeit, viel Zeit in Anspruch! Besonders umständlich war wieder das Einhandeln der Dorfschweine. Die Burrumleute hatten beim vorjährigen Balum-Fest ihren ganzen Borstentierbestand aufgefuttert, und die Ferkel konnten wir nicht brauchen, weil sie kein Fett hatten; so mußten wir nach anderen Talgegenden handeln gehen. Dickhäuter gab es da genug, aber einige davon zu bekommen, fiel recht schwer. Denn die „kommunistischen" Einrichtungen in ganz Neuguinea lassen nicht einen einzelnen als einen glücklichen Schweinebesitzer zu, die ganze Familie, oft die ganze Sippe, hat nach eingehenden Beratungen mit zu entscheiden, ob das ausgewachsene Tier verkäuflich ist oder nicht. Einmal ist das gemästete Schwein ein Teil des Kaufpreises, den sich die Familie mühsam zusammensparen muß, um das auserwählte Mädchen für den heiratsfähigen Sohn kaufen zu können. Ein andermal wiederum bildet es einen Teil des Sühnepreises für den erschlagenen Feind, dessen Angehörige schon lange Beschlag darauf gelegt haben und bereits ungeduldig darauf warten, bis das Tier das vorgeschriebene Höchstgewicht erreicht hat; denn eher nehmen sie es nicht an. Eine andere Ferkelmutter soll die stolze Gabe der männlichen Familienmitglieder beim nächsten Beschneidungsfest vorstellen. Und so ist über jedes zweijährige Tier bereits lange voraus Bestimmung getroffen, und es bedarf hartnäckiger Bemühungen und eines hohen Kaufpreises, um eines davon gegen ein gleichwertiges Gegengeschenk einzutauschen.

Aber unser Ansehen, unser langjähriges Zusammenleben mit ihnen und die Verdienste, die wir uns durch Abschießen der die Felder verwüstenden Wildschweine erworben hatten und

weiter erwarben, halfen uns auch über diese Schwierigkeiten hinweg, so daß Ende März die Vorbereitungen so weit gediehen waren, daß an das Einziehen und Rückberufen meiner Küstenpostierungen gegangen werden konnte. Denn unter diesen befanden sich die besten und erfahrensten Jungen, welche mich auf meinen vorausgegangenen Durchbruchsversuchen begleitet hatten.

Ihre Rückbeorderung wurde mir nicht leicht. Gab ich doch damit eine, wenn auch nach den langen Monaten vergeblichen Harrens nahezu auf den Nullpunkt gesunkene Hoffnung auf, auf einem kürzeren und weniger entbehrungsreichen Weg aus der Umklammerung der australischen Besatzungstruppen zu entkommen. Wenn nun gerade nach Einziehung der Späher eines der erwarteten Schiffe irgendwo in erreichbarer Nähe einliefe, einen nächtlichen Ankerplatz, eine Lauerstellung suchen würde, nachdem ich eben ins Innere abmarschiert wäre? Doch ein Entschluß mußte gefaßt werden; Schwanken war nie meine Sache gewesen, und so entschied ich mich zu dem erneuten Versuch über Land. Nur beim Einziehen der nördlichen Hälfte meiner Postenkette wollte ich selbst dabei sein, von einem letzten Fünkchen Hoffnung getrieben, daß mir doch einmal eine gute Überraschung blühen könnte, nachdem so vieles fehlgeschlagen war. Konnte ich doch damit auch einen neuen Besuch der Hochregionen des Saruwagebs verbinden, die ich um diese Jahreszeit noch nicht betreten hatte, und damit meine früheren Beobachtungen über diese höchsten Erhebungen unseres Südsee-Schutzgebietes vervollständigen.

Die Postenkette an der Reykküste war eingezogen und damit die letzte Hoffnung auf das Eintreffen eines deutschen Kriegsfahrzeuges fallen gelassen. Die Postenjungen waren gesammelt und marschierten über die besiedelten Hochtäler, über die Rombeniederlassungen zu unserem Standlager, um dort ihre letzten persönlichen Vorbereitungen zu treffen und um vor dem, vierzehn Tage später angesetzten Aufbruch ins Innere noch etwas Ruhe zu pflegen.

Auf dem Saruwaged fiel das Thermometer in diesen Tagen noch dauernder unter den Nullpunkt, Schneegestöber, Hagelschläge, kalte Regenschauer gingen nieder, die Eiskruste der Seen war noch dauerhafter geworden und wurde von dem hochsteigenden, wärmenden Tagesgestirn nur selten geschmolzen. Der Nebelgeist trieb sein Wesen wie zuvor. Enzian, Alpenrosen und -veilchen waren abgeblüht und trugen dicke Samenknoten, die Rhododendronbäume jedoch fingen bereits wieder an, neue Blüten zu treiben. Zuweilen sprang der Wind plötzlich um und blies für einige Stunden aus Südost — die Übergangszeit rückte ja bereits wieder heran. Auch hier oben bringt der unbehindertere Nordwestmonsun die kühlere Jahreszeit, und ich war froh, den Vormarsch nicht über die Hochfläche angesetzt zu haben.

Der 4200 Meter hohen Sturmkoppe, dem höchsten Punkt von Kaiser-Wilhelms-Land, galt mein letzter Besuch; wer wußte, wann ich wieder diesen herrlichen Rundblick genießen würde, den der kalkfelsgekrönte Gipfel in den frühesten Morgenstunden bot? Fragend folgten meine Blicke den aus der Ferne herüberblauenden Konturen des Bismarck-Gebirges und seiner nordwestlichen Fortsetzung. Durften wir es dieses Mal südlich von uns liegen lassen und den Ramu in flotter Kanufahrt abwärts schwimmen, oder mußten wir nochmals den Kampf mit seinen Gratlingen, seinen Bambusdickichten, seinen Blutegeln und seinen scheuen Bewohnern aufnehmen? Werden wir diesmal siegreich aus dem Ringen mit den Überraschungen des Hochgebirges hervorgehen?

Um etwas Wärme in die erstarrten Glieder und den vor Kälte schauernden Körper zu bringen, legte ich selbst Hand mit an, Kalkfelsblöcke heranzurollen und zu schieben, um über der Stelle, wo wir vor zweieinhalb Jahren die mit Namen-, Datum- und Höhenangabe und sonstigen geographischen Notizen versehene Messingplatte versenkt hatten, eine kleine Pyramide zu errichten, welche die höchste Erhebung des östlichen Teiles von Neuguinea festlegen und kennzeichnen sollte. Warm wurde

es einem bei dieser körperlichen Arbeit, aber der Atem ging schwer, und Herz und Schläfen pochten hörbar. Da ergoß sich auf einmal ein Blutstrom über meine Lippen, es sauste in den Schläfen, im ganzen Kopf, konvulsive Bewegungen erschütterten den ganzen Körper. „Quick to much down belong mountain, hurry up!" („Rasch von den Bergen herunter, macht Eile!") war das wenige, was ich aus dem bluterfüllten Mund herausbringen konnte, ein weiterer Bluterguß, dann schwanden mir die Sinne.

Und die Braven haben mich, Tag und Nacht marschierend, zuerst auf ihren vor Kälte und Angst zitternden Armen, dann auf einer aus den letzten beiden übriggebliebenen Zeltbahnen hergestellten Tragbahre über 24 Stunden abwärts getragen, bis wir Gundungeng, das nordwestlichste und höchstgelegene Burrumdorf, erreicht hatten. Dort gönnten sie sich auf 1900 Metern Seehöhe die erste Rast.

„Bongbong like dy; legleg time more he dy finished altogether." („Der Bongbong will sterben; in kurzer Zeit wird er tot sein.") Diese Botschaft verbreitete sich mit Hilfe der Alarmtrommeln und durch Eilboten mit Windesschnelle im Land der Burrum und Kua, der Hube und Käte. Und als die Krankenbahre vor meinem Haus im Standlager abgesetzt wurde, da harrten bereits Hunderte aus den näher gelegenen Gegenden Herbeigeströmter, da zogen schon aus Hube- und Kätedörfern die Luluais und Tultults (Häuptlinge und deren erste Gehilfen) an, um zu helfen, zu raten, dem Master die Hand zu drücken. Tawureh, welcher früher auf der Regierungsstation Eitape als Knabe zum täglichen Hissen und Einholen der Flagge verwendet worden war, setzte, mit seinen Kenntnissen der Weißengebräuche protzend, die Lagerflagge auf Halbmast. Nun, so weit war es noch nicht! Schon während des Heruntergetragenwerdens hatte ich das Bewußtsein wiedererlangt, je tiefer wir stiegen, desto leichter wurde das Atmen, und desto mehr ließen die stechenden Lungenschmerzen nach. Ich war nur von einer

fürchterlichen Mattigkeit befallen, die mir das Aufrichten untersagte und noch wochenlang anhielt, ohne daß die Kräfte wiederkehren wollten.

Scharenweise zogen die Besucher herbei, um den niedergebrochenen „Bongbong" zu sehen, der zuvor noch nie auf das Krankenlager gebannt gewesen war, über dessen zusammengefallenes Aussehen sie draußen vor dem Hause tuschelten und furchtsame Bemerkungen austauschten. Seltene Früchte, die sie mit vieler Mühe von der Küste eingehandelt haben mußten; malaische Rosenäpfel, von der Mission erst eingeführt, Ananas, Edelmangos, saftige Passiflorenfrüchte, die seltenen Bananen, die früher nur die Häuptlinge hatten essen dürfen, Kokos- und Erdnüsse, letztere erst seit kurzem in den Mittelgebirgsgegenden angebaut und gut vorwärts kommend, brachten sie an, um, wenn sie auch nicht zu helfen vermochten, so doch wenigstens ihre sorgende Anhänglichkeit zu beweisen. Ja, einer hatte sogar einige Büchsen corned-beef irgendwo gegen teures Geld erstanden und brachte sie mir als Liebesgabe dar.

Mein Haus glich einem Blumengarten. Meine Vorliebe kennend, suchten sie aus dem tiefsten Bergwald und von den mächtigsten Baumriesen herunter die seltensten Orchideen und zierten damit das Innere der Hütte; darunter war eine ganz kleinblütige, blaßviolette Baumorchis, deren Duft so stark war, daß ich sie entfernen lassen mußte.

„Herr, wenn jetzt die Englisch kommen, was dann? Zum Kämpfen bist du nun unfähig, zum Rückzug in die Hochgegenden zu schwach und zu krank. Wie sollen wir allein den Feind abwehren? Nun wird alles vergebens gewesen sein! Jetzt, wo sie dich krank wissen, werden sie in großer Anzahl kommen und werden dich in den ‚Calabus' schleppen oder gar töten."

Unaufhörlich, von jedem neuen Besucher vernahm ich diese klagende Sorge. Sie war ihre Hauptnot geworden, und nicht nur ein Lächeln, sondern eine tiefe Rührung mußte einen überkommen, wenn man ihren im Flüsterton geführten Plänen

lauschte, die sie ausheckten, um jeden Verrat meines Standlagers zu unterbinden, um Verteidigungsmaßnahmen allein zu treffen, falls doch mein Niederbruch und mein Aufenthaltsort zur Kenntnis des Gegners gelangen sollte. Schwere Strafe wurde dem angedroht, der bei den Unterhaltungen an den Feuerstellen vom „Bongbong“ nur redete; Todesstrafe sollte den treffen, der irgendeine Kunde vom Master weiter verbreitete, gleichgültig, ob die schwatzende Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei. Die Verpflegungskolonnen sollten nur noch des Nachts von ihren Dörfern aufbrechen, die Wegestrecken im Bambusfackellicht zurücklegen, sollten keine halbwüchsigen Kinder mehr mit sich führen, da man ihr Geplauder nicht überwachen könne, und weitere Maßnahmen mehr, mit denen mich die treuen Kerle während der Dauer meines Krankenlagers hermetisch von den Küstengegenden und der Außenwelt überhaupt abzuschließen trachteten.

Und ihre Absicht war ihnen, wie ich später erfuhr, so gut gelungen, daß nicht einmal die auf der Erholungsstation weilenden europäischen Missionsangehörigen je ein Sterbenswörtlein davon erfahren hatten, daß der deutsche Offizier mit seiner Abteilung nur etwa vier Tagemärsche von ihnen entfernt geweilt hatte.

27

Genesungsmonate



So zogen zwei weitere Monate dahin, endlos lang für einen, der fast unbeweglich an sein Lager gefesselt war und auf den die nach der Heimat zielenden Gedanken doppelt quälend wirken mußten. Doch ich überstand auch diese Zeit. Ende Mai — die Regenzeit ließ sich in diesem Jahre recht zahm an und unterschied sich in ihren Niederschlagsmengen kaum von der trockneren Nordwestperiode — konnte ich bereits auf dem

Lagerplatz herumhumpeln. Mit dem Junibeginn machte ich schon kleine Spaziergänge in der näheren Bergwaldumgebung. Der Druck, der auf meinen braven Leuten gelegen hatte, löste sich; ich vermochte doch nun den Engländern im Notfalle auszubüchsen! Fröhlich gaben sie sich den von dem Kätevolk eifrig gepflegten Kreiselspiel auf dem tadellos geebneten Lagerplatz hin und setzten es besonders in den hellen Mondnächten bis in die späten Stunden fort. Hatten sie doch in den Krankheitswochen jedes Geräusch, jedes laute Sprechen vermieden, bereits am frühen Abend schweigsam in ihren Hütten gesessen, um ja den der Nachtruhe bedürfenden Herrn nicht zu stören. Meine Jungen, auch die fremdländischen, hatten sich eine große Gewandtheit in dem Kreiselspiel erworben; sie bedienen sich dazu einer steinharten, oval geformten Baumfrucht, welche sie mit einer aus Rotangfasern hergestellten Schnur antreiben. Es kommt dabei darauf an, den bereits auf der ebenen Fläche surrenden Kreisel des Gegners mit dem eigenen, blitzschnell an der Schnur in Rotation gesetzten und losgelassenen zu berühren und in seiner Drehbewegung zu hemmen. Auch ihre frohen Lieder erschallten wieder, unser Trutzlied: „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand" wurde freudiger als zuvor hinausgesungen, neue Weisen wurden hinzugelernt, die Einzeltaten oder gemeinsame Leistungen besangen.

Auch mein „Hausstand" hatte sich während der Krankenlagerzeit vermehrt. Saß ich da eines Tages auf der Bank vor meinem primitiven Holztisch und träumte zu den Orchideen hinauf, die meine Jungen an die innere Dachfläche gesteckt hatten. Da blieben meine Augen an einer rötlichen, von helleren Tönen untermischten Masse haften, die wie eine Riesenbrezel aussah. Genau senkrecht über meinem Sitzplatz, auf dem Holzkreuz des Dachträgers lag das Ding. Mit einem Stecken stocherte ich an der unbeweglichen Masse herum, doch ohne sichtbaren Erfolg. Aber etwas träges Leben zeigten die verschlungenen Spiralen doch, als ich ein wenig kräftiger zustieß; ein leichtes Zu-

sammenziehen und Strecken von Muskelbewegungen war nicht zu verkennen. Wahrhaftig: eine Schlange, und keine von den kleinsten, war es, die sich da oben ihren für unsere Begriffe nicht allzu bequemen Ruheplatz ausgesucht hatte. Ich kann nicht sagen, daß ich von dieser neuen Errungenschaft besonders erbaut gewesen wäre. Schlangen sind mir immer widerliche Tiere gewesen und geblieben, und schon meiner unruhig werdenden Hausvögel wegen hätte ich sie am liebsten vertrieben oder ihr das Genick abgeschlagen. Aber sie war eine von der harmlosesten, ja direkt nützlichen Art, die alle Eingeborenenhütten, oft auch die europäischen Niederlassungen aufsucht und gern in den Behausungen geduldet wird, denn als Ratten- und Mäusefängerin nimmt sie es mit den schärfsten Hauskatzen auf, und die Mäuseplage, selbst im dichtesten Bergwald, ist entsetzlich. Kaum sitzt man einige Wochen an einem neuen Lagerplatz, so ist er auch von diesen kleinsten Beutlern verseucht. Pfeifend sausen sie in den Nächten in dem Raum umher, jagen, miteinander spielend oder raufend, über Tisch und Bank, scheuen sich nicht, das Bett und den darin Ruhenden zu ihrem Tummelplatz zu machen, gar nicht zu reden von dem Schmutz und dem Kot, den sie zurücklassen, von den Diebereien, die sie in der Vorratskammer ausüben. Ihr größter und unerbittlichster Feind ist diese rotrückige, weißbauchige, ausgewachsen zwei Meter und darüber messende Hausschlange, die den Vorzug hat, daß sie das junge und alte Hühnervolk schont. An meinen gefiederten Hausbewohnern, die sich nach anfänglicher Beunruhigung bald an ihre Anwesenheit gewöhnt hatten, ging sie achtlos vorbei und tat keinem Menschen etwas zuleide. Wie sie blitzschnell des Nachts über die Dachsparren und das Sagoblattdach meiner Hütte raschelte und mit unfehlbarer Sicherheit zustoßend die flüchtenden Mäuse verfolgte und bald derart unter ihnen aufgeräumt hatte, daß sie nur noch vereinzelt ihr Wesen trieben! Mit dick aufgetriebenem Bauch lag sie dann regelmäßig bei Tagesanbruch auf ihrem unbequemen Ruheplatz, und

die „Bretzel" regte sich den ganzen Tag über nicht, mochte auch die Hütte voll von gestikulierenden und schwatzenden Menschen sein, mochten der „Strick" und das „Pfäfflein" auch noch so geräuschvoll herumspielen oder mochte auch ein starkes Erdbeben das Haus nahezu von seinen Pfählen herunterschütteln.

Reizend hatten sich meine beiden Lieblinge entwickelt, ihre Turn-, Tanz- und Spielbewegungen wurden immer grotesker, ihre Zärtlichkeitsbeweise immer aufdringlicher, ihre Eifersucht aufeinander immer stärker, und bald plapperten sie in drei Sprachen, Deutsch, Pidgin-Englisch und Kai, alles nach, was sie in oder außerhalb des Hauses aufschnappten. Vor den das Standlager täglich umkreisenden Raubvögeln hatten sie keine Furcht. „Strick", der weiße, gelb beschopfte Kakadu hatte einmal einen großen angriffslustigen Sperber derartig abgerauft, daß ich auf dem Kampfplatz mehr ausgeraufte Raubvogel- als die blendend weißen Kakadufedern herumgestreut liegen sah. Aber ein andermal wurde ich doch recht ängstlich, als ich einen Räuber mit meinem kleinen „Pfäfflein" in den Fängen abziehen sah. Doch schon nach einer kurzen Strecke ließ der Raubvogel den winzigen Kerl fallen, und, der Stelle zugeeilt, wo das „Pfäfflein" wie ein Bleistück senkrecht heruntergekommen war, fand ich den kleinen Tapferen wohl schwer atmend und kläglich piepsend, aber mit seinem blutigen Schnabelende mußte er den Räuber ordentlich angefaßt haben!

Um so mehr scheuten alle meine zahmen Vögel ein Zusammentreffen mit ihren freien Artgenossen. Bei den weißen Kakadus hatte ich Gelegenheit gehabt, selbst zu beobachten, wie feindselig sich ihre in der Freiheit aufgewachsenen Volksgenossen den in der Gefangenschaft Großgezogenen gegenüber verhalten. „Strick" hatte mich zu meiner, im nahen Wald über einem steilen Bergabrutsch erbauten und eine weite Übersicht über Land und See gewährenden Bank begleitet und sich auf der Krone eines hohen Urwaldriesen niedergelassen. Von dort oben aus bewarf er mich mit Ästückchen oder Rindenteilchen, wohl

aus Übermut oder aus Rache, weil ich ihn, seiner Schmeichelaufforderungen müde, von meinen Knien verscheucht hatte. Es war September, der Monat, in dem die weißen Kakadus vor der Paarungszeit ihre lauten Volksversammlungen abzuhalten pflegen. Da mochten sie den sich so abgesondert haltenden Artgenossen erspäht haben, und neugierig, den Einsiedler kennen zu lernen, kamen zehn bis zwölf Vögel mit lautem Geschrei angeflogen und ließen sich, von „Strick" mit Schopfsträuben, aber sonst schweigsam empfangen, auf derselben Baumkrone nieder. Allseitiges wiederholtes Schopfsträuben — unruhiges von Ast zu Ast Hupfen, drohendes Gekrächze. Dann legte „Strick" mit seinen Sprachkenntnissen los. „Guten Tag", „Danke schön", „Vale, vale!", „Du Strick" usw. tönte es den mißtrauisch äugenden Neuankömmlingen entgegen. Deren Gekrächze wurde immer drohender, sie rückten näher, den meinen mehr und mehr einkreisend, und dann fielen sie über den Abtrünnigen her, der der Übermacht und ihren wütenden Angriffen erlegen wäre, hätte ich nicht durch einen Schreckschuß aus der immer mitgeführten Flinte der Rauferei ein Ende bereitet und sie alle, auch „Strick", panikartig in die Flucht gejagt. Arg zerzaust traf ich den armen Kerl, die von den gegnerischen Schnabelhieben stammenden Wunden leckend, auf seiner Stange an.

Auch „Pfäfflein" war einmal von einem Spazierflug ohne seine reizenden, schwarzgelben Schwanzfedern heimgekehrt; er mochte wohl das gleiche Schicksal erlebt haben und ihm mit knapper Not entronnen sein.

Immer weitere Wanderungen konnte ich unternehmen, nahen und dann weiter gelegenen Dörfern Besuche abstatten, dem hier infolge unserer Schußwaffen spärlich gewordenen Wild wieder nachstellen und mich selbst an der Suche nach den großen, schmackhaften Eiern der mannigfachen Großfuß-Hühnerarten beteiligen.

Wie selbständig stellt doch die gütige Natur die Buschhühnerküken in die Welt hinein! Stieß ich da eines Tages auf

einen besonders großen, vom Wawang, dem kohlschwarzen Großfußhahn zusammengescharrten Haufen verfaulender Blätter, in denen die Henne ihre Eier geborgen hatte. Vier stattliche Stück hatte sie verscharrt. Sie erleichtert sich dadurch eine anstrengende Brutarbeit, daß sie das Ausbrüten der Eier der Wärme überläßt, die sich durch den Fäulnisprozeß des Laubes im Innern des Haufens entwickelt. Sämtliche Eier waren schon angebrütet, eine Tatsache, welche die Eingeborenen nicht abhält, sie mit doppeltem Appetit zu verzehren, die mich aber veranlaßte, auf ihren Genuß zu verzichten und sie fein säuberlich wieder mit dem warmen Laub zu verdecken. Tagtäglich besuchte ich nun das Nest, die Eierbesitzerin traf ich aber nie an; nur frischer Kot bezeigte, daß die Henne täglich nach dem Rechten schaute. Da, eines Tages knisterte es leise; einige Blätter der obersten Schicht hoben sich behutsam, das Köpfchen eines Wawangküken drehte sich neugierig nach allen Seiten; dann flogen weitere Blätter zur Seite, und fort war der neugeborene Vogel, im Unterholz des umgebenden Bergwaldes untergetaucht. Wer lehrt diese Neulinge ihre Nahrung, das ihnen zuträgliche Futter suchen, die schädliche verschmähen? Die eigene Mutter führt sie nicht, hütet sie nicht vor dem Verhungernmüssen und vor dem Raubzeug. Die Allmutter Natur ist es, die sie schon in dem Augenblick selbständig in die Welt stellt, in dem die Küken die sie einschließende Schale zu zersprengen die Kraft haben! An jedem der folgenden drei Tage erlebte ich das gleiche Schauspiel, und meine Freude daran war nicht kleiner als der Genuß an den, in der Zwischenzeit in einem anderen Nest entdeckten frischen Eiern. Das Innere dieser Eier birgt einen hellgelben Riesendotter, welcher fast die Hälfte der Eifüllung ausmacht, und die Schalen sind so dünn, daß man die Eier nur in Gestalt von Spiegel- oder Rühreiern zubereiten kann, da ein Kochen die Schale zerspringen ließe. Drei- bis viermal so groß als das normale Hühnerei ist das Volumen der Großfuß-Hühnereier; und es ist wirklich eine Arbeit, einen aus einem Ei geschlagenen

Papua-Weiber, Verpflegung heranschaffend

Auflauf oder Pfannkuchen hinunterzubringen. Aber auch das Fleisch der Buschhühner darf sich, wenn die Beute jung ist, ruhig neben dem der Perlhühner sehen lassen.

Gar so schlecht waren also die Ernährungsverhältnisse nicht, und ich fühlte, wie meine Kräfte von Tag zu Tag zunahmen. Doch belehrte mich ein Ausflug auf den Cromwellgipfel nur zu eindringlich, daß ich an größere Unternehmungen vorderhand nicht denken konnte. Eine erschreckende Mattigkeit — auf der letzten Strecke mußte ich getragen werden — und Schwindelanfälle, die sich in kurzen Pausen wiederholten, waren die Folge der im Vergleich zu früheren Leistungen sehr leichten Bergbesteigung. Zum Glück war der Rückfall nur leicht und kurzdauernd. Die Freude am wiedergewonnenen Leben trieb mich wieder hinaus in den Wald und ließ mich sogar zuweilen die Einsamkeit, die Ungewißheit, das vergebliche Harren und Hoffen vergessen. Aber auch die Eingeborenen selbst sorgten für Abwechslung.

Eben hatte ich, jede Überlegung ob meines bedenklich schwankenden Gesundheitszustandes zurückdrängend und einem aufkeimenden Hoffnungsschimmer Raum gebend, daß ich vielleicht doch ein Motorboot chartern und über See nach Holländisch-Neuguinea entkommen könne, drei meiner besten Jungen zu dem einzigen deutschen Pflanzer an der Nordküste des Hüon-Golfes entsandt. Vielleicht hatte mir der nun im Juni so kräftig wehende, die Wogen der See in langen Reihen nach Norden wälzende Südostwind den Gedanken eingeblasen; kurz, ich erinnerte mich, daß sich dieser Pflanzer schon seit Jahren einen Motorsegelkutter kaufen wollte. Und von diesem das Fahrzeug zu erbitten, schickte ich die drei Soldaten fort. Da trafen Boten ein, daß sich die Bewohner des unteren Kuaflußtales wieder einmal in den Haaren lägen und die Fehde eine immer größere Ausdehnung annähme. Ursache: Zauberei, natürlich!

„Master, you fellow sick to much, you no can go;

me fellow like go belong Kanaka belong bush; by and by me fellow make em savez." („Herr, du bist zu krank, du kannst nicht gehen, wir wollen zu den Buschbewohnern gehen, in kurzer Zeit werden wir ihnen den Kopf zurechtgesetzt haben.")

Nun, ich marschierte doch nach dem „Kriegsschauplatz" ab, nachdem ich eine Relais-Postenkette eingerichtet hatte, welche mir die Nachricht von einem Erfolg oder Mißerfolg der nach dem Huon-Golf geschickten Jungen auf dem raschesten Weg nachfolgen lassen konnte. Vielleicht gelang es mir doch, die Kua-Fehde einzudämmen und zu schlichten, jedenfalls war ich entschlossen, einen Massenmord zu verhindern.

28

Die Kua-Fehde



Wie die Unparteiischen bei einem Fußball- oder Tenniswettspiel, so sah ich, eben heranrückend, zunächst aus einigen hundert Metern Entfernung, dann aus unmittelbarer Nähe der Einleitung des Ferngefechtes zu, das sich bei unserem Eintreffen zu entwickeln begonnen hatte. Warum verhindern, was nur noch unter Anwendung der Schußwaffen möglich gewesen wäre, was trotz der mehrjährigen Arbeit der farbigen Käte-Missionsgehilfen noch immer fest in ihren abergläubischen Überzeugungen wurzelte? Zum Eingreifen war immer noch Zeit, und ein kleiner Aderlaß konnte den Hitzköpfen nichts schaden. Wie sie sich gegenseitig über das zum Kampffeld ausgewählte Grasfeld beschimpften, einander auf ungefähr 200 Schritt Entfernung drohende und verächtliche Redensarten zuwarfen! Wie die hinter den Kriegerhorden versammelten Weiber ihre Männer anfeuerten und anstachelten, bereit, über jeden mutlos Zurückweichenden mit unflätigen

Schimpfnamen herzufallen, aber auch den Verwundeten Hilfe zu leisten, ihnen die mit Widerhaken versehenen Pfeilspitzen mit scharfen Bambusmessern, Obsidian- oder Flaschenglasstücken herauszuschneiden!

„Bald wirst du über dem Feuer schmoren, und wahrhaftig, du sollst mir besser munden als der halbwüchsige Knabe, den wir vor einigen Tagen gefangen und gebraten haben!“ schallte es von der einen Seite.

„Noch kein Schwein hat mir so gut geschmeckt wie deine Lendenstücke mir schmecken werden, wenn dich unsere Weiber zerteilt und im Kochtopf gedämpft haben werden!“, hallte es zurück.

Und hinter den Reihen, oft einen der bogenspannenden Krieger nach vorn stoßend und zum Angriff drängend, gellte das Geschrei und Geheul der fleischlüsternen Weiber, die ja beim Balum-Fest leer ausgehen, nur selten etwas von der Jagdbeute auf Beuteltiere und Vögel abkriegen, und die heute eine Gelegenheit sahen, ihren Fleischhunger einmal ordentlich zu stillen.

So ekelhaft diese Szene hinter der Front war, so ritterlich gestaltete sich die Gefechtseinleitung der etwa auf 100 Schritte voneinander gerückten, kriegsbemalten, mit all ihrem Zierat behangenen und bis an die Zähne bewaffneten Männer. Mit tänzelnden, körperdrehenden und windenden Bewegungen löste sich der eine und der andere, voran der Häuptling, von der Masse los, sprang in Zickzacklinie, die Bogensehne bis an die Brustwarze gezogen, mehrere Schritte auf den ihm von drüben in derselben Weise entgegentänzelnden Feind zu und ließ den gut gezielten Pfeil abschnellen. Fast gleichzeitig kam das feindliche Geschoß angeflogen, pfiff hart an dem gewandt ausgewichenen Ziel vorbei und biß sich, noch lange federnd, mit seiner geschnitzten Hartholz- oder Knochenspitze in den Grasboden ein. Der mutige Vorkämpfer konnte von Glück sagen, daß der Pfeil ihn gefehlt hatte, denn dieses erste Geschoß hätte sicher ein über zwei Zentimeter breites Brett durchbohrt, wie ich es des öfteren hatte ausprobieren lassen.

Auch der jenseitige Einzelkämpfer tänzelte unversehrt in die Reihe der hinter ihm stehenden Masse zurück, die in fortwährender Hin- und Herbewegung blieb, um den zuerst vereinzelt, dann dichter einschlagenden Pfeilen auszuweichen.

Immer mehr Einzelgestalten lösten sich auf beiden Seiten von dem Gros los, rascher und aufgeregter wurde das Schießen, Johlen und Schreien, hie und da von einem Triumph- oder Wutgeheul übertönt, wenn ein Treffer saß. Näher und näher rückten sich die Parteien, schon flogen einige lange Speere hinüber und herüber, Weiber bemühten sich um die Getroffenen, stießen Zögernde nach vorn, warfen selbst auf dem Boden verstreut liegende Geschosse zurück und riefen ihren Männern zu, doch von der Nahkampfwaffe, den langen Speeren, Steinkeulen und Beilen, Gebrauch zu machen.

Die Gegner hielten sich die Wage, auch die Zahl der Getroffenen — und es waren ihrer bisher nur Leichtverwundete — schien die gleiche zu sein, unentschieden wogte der noch immer aus Einzelferngefechten bestehende Kampf hin und her. Die Entfernung der Gegner hatte sich auf ungefähr fünfzig Schritte verringert, und noch wich keine Seite — — da tauchte von der Bergseite der ringsum von Sekundärwald umschlossenen Grasfläche her eine stattliche Verstärkung der einen Partei auf, die dem Gegner in die Flanke stoßen und ihm den Rückzug abschneiden zu wollen schien. Das Triumphgeschrei der Verstärkten, das Angstgeheul der dem sicheren Untergang geweihten anderen Dorfschaft übertönte unsere Gewehrsalve, die ich über die Köpfe des heranrückenden neuen Gegners hinwegfeuern ließ. Dieser stockte, blieb stehen, machte kehrt und lief, die Wirkung unserer Schußwaffen wohl kennend und wohl wähnend, daß wir als ihre Feinde eingegriffen hätten, in wilder Flucht davon. Auf die kämpfenden Hauptfeinde hatte unser plötzliches Dazwischentreten wie erstarrend gewirkt, sie stellten ihre Gefechtstätigkeit ein, und ihre Aufmerksamkeit wurde von sich selbst auf die sich in der Flanke abspielende Szene abgelenkt. Es war

nun ein leichtes, uns Gehör zu verschaffen, und ich gab in nicht mißzuverstehender Weise den Befehl zum Abbruch des Kampfes und zur Rückkehr in die Dörfer.

Zögernd gehorchte der Sieger, dem der Erfolg im letzten Augenblick entrissen war, freudig die dem Unterliegen nahegewesene Ortschaft. Nur die Weiber, die sich der Befriedigung ihrer bereits sicher gewähnten reichen Fleischbeute verlustig gehen sahen, tobten und hetzten weiter. Einige der Furien, die mit hochgeschwungenen Beilen auf den um mich versammelten Gegner losstürzen wollten, mußten handgreiflich zur Besinnung gebracht werden. Denn sie sind die hartnäckigsten, blutdürstigsten Vertreterinnen des Kannibalismus. Die eingeborenen Männer verbinden mit dem von ihnen nicht abgeleugneten Geschmack an Menschenfleisch wenigstens noch die abergläubische Vorstellung, daß durch das Aufessen des Fleisches des gefällten Feindes dessen gute Eigenschaften in sie übergehen; bei den Weibern ist es aber nur Fleischhunger und lediglich Fleischgelüste, was sie zu den ekelerregenden Hyänen macht, die ich gelegentlich der vielen beobachteten Kämpfe zwischen den Papua der östlichen Hälfte von Neuguinea angetroffen habe. Wo der männliche Eingeborene, sei es durch den wohltätigen Einfluß der Missionare, sei es durch die Maßnahmen der Regierungsgewalt, bereits von dem Kannibalismus zu lassen beginnt, da hetzt das Weib noch eine geraume Zeit weiter und sucht die Männer zur Rückkehr zu der unmenschlichen Sitte zu überreden. Nicht selten kommt es vor, daß diese Teufelinnen auch jene jungen Mädchen, die von den Kriegern als Beute eines erfolgreichen Fehdezuges gefangen in ihr Dorf zurückgebracht und ausdrücklich zum Lebenbleiben bestimmt worden sind, in einem unbewachten Augenblick hinter dem Rücken der Männer niedermetzeln, zerteilen und halb roh aufzuzehren beginnen.

Doch, halt, ich lasse ja an dem weiblichen Eingeborenengeschlecht kein gutes Haar mehr! Und das verdienen sie denn doch nicht. Nicht als ob ich die Übertreibungen bestätigen wollte,

die behaupten, daß die gesamte schwere Feldarbeit den Frauen zufiele, während die Männer und Jünglinge faulenzend, schwätzend, rauchend oder schlafend in den Dörfern herumlungern, falls sie nicht mit ihren durch Hunger scharfgemachten, erbärmlichen, meist zu Skeletten abgemagerten Hunden hinter dem flüchtigen Wild her sind oder sich auf dem Kriegspfad befinden. Nach diesen Ansichten würde das männliche Geschlecht von dem schwächeren gänzlich ernährt werden. Gewiß, eine große Menge, vor allem die dauernde Arbeit auf den Feldern, fällt den Frauen und Mädchen zu. Sie müssen beim Zerkleinern des Astwerkes der gefällten Urwaldbäume tüchtig mithelfen und dabei das Steinbeil und dort, wo die europäischen Eisenwerkzeuge bereits vorgedrungen sind, die Axt handhaben. Sie teilen sich beim Brennen des dürr gewordenen, kreuz und quer liegenden Waldstückes mit dem männlichen Geschlecht in die Arbeit. Ihnen allein fällt das Aufräumen der gebrannten Feldparzelle zu, und sie allein besorgen und pflanzen die Stecklinge, halten die Äcker vom Unkraut rein, ernten die reifgewordene Frucht und schleppen sie ins Dorf. Aber die härteste und schwerste Arbeit, das Fällen des dichten, jungfräulichen Bergwaldes, das Hauen des Sekundärbusches fällt den Männern zu, und ihre Arbeit ist es, den schweren Waldboden mit Stangen umzuwuchten.

Freilich, Zartgefühl oder ein anderer sittlicher Beweggrund ist es nicht, der den Mann davon abhält, nicht auch diese Manneskräfte erfordernde Arbeit dem anderen Geschlecht zuzumuten. Wenn es irgendwie ginge, würde er ihnen auch diese schweren Leistungen aufhalsen. Aber er ist sich wohl nur zu gut bewußt, daß die weiblichen Kräfte nicht ausreichen, daß er zum Hungern gezwungen sein würde, wenn er nicht selbst das Fällen des Urwaldes und das Umgraben der Humusdecke auf sich nähme. Würde er nicht seinen so teuer erkauften Besitz, der ihm doch das Weib ist, bald zugrunde richten, wenn er auch noch die schwersten körperlichen Leistungen von ihm verlangte? Daß

er seine Frau schon dadurch zum frühen Verbrauchtwerden bringt, daß er nicht einmal das täglich benötigte Feuerholz selbst schlägt oder, wenn er es zuweilen in einer guten Laune oder aus Langeweile getan hat, die zentnerschwere Last nicht selbst zur Hütte bringt, will ihm nicht in den Kopf gehen. Es könnte ihn ja jemand bei dieser niedrigen Arbeit beobachten! Wie jämmerlich ist das stets neu zu sehende Bild: das Weib, mit gekrümmtem Rücken und keuchend, die ungeheuer schwere Brennholzlast, dazu den Netzsack voll gewichtiger Feldfrüchte, oben aufgesetzt meist noch ein kleines Kind tragend, sich auf dem in der Regel nicht kurzen Pfad zum Dorf hinschleppend! Wie oft empörte es mich, wenn ich Eingeborenen-Familien — etwa um die Erzeugnisse ihrer Feldarbeit auf den Missions-Stationen gegen Salz, Messer und andere ihnen wertvolle Gegenstände einzutauschen — in langen Kolonnen dahinziehen sah; schwer bepackt das unter den Überlasten ächzende Weibervolk, das sich nur zur Rast hinsetzte, um den mitgeführten Säuglingen die Brust zu geben; rauchend und schwätzend, nur ihre Waffen und ihre kleinen, die unentbehrlichen Gebrauchsgegenstände bergenden Netztäschchen umgehängt, die Männer, langsam und aufrecht des Weges ziehend. Keiner von ihnen hätte daran gedacht, das dem Zusammenbrechen nahe Weib auch nur für eine kurze Strecke abzulösen. Das erlaubt dem Manne sein Stolz nicht, der ihm höher steht als der drohende Verlust seines mit großen Mitteln gekauften Weibes.

Sind so die Frauen bei der Arbeitsteilung auch recht schlecht daran, obschon sie nicht das Hundeleben führen, das ihnen von flüchtigen Beobachtern angedichtet wird, so sind sie andererseits ob ihrer chirurgischen Kenntnisse recht geachtet, und ich hatte, ebenso wie heute, nach dem zum Glück ziemlich unblutig verlaufenen Kampf, oft Gelegenheit gehabt, ihren geschickten Operationen bewundernd zuzuschauen. Mit einer Gewandtheit und Kenntnis der Körperstruktur schneiden sie während und nach dem Fechten den Verwundeten die mit Widerhaken versehenen

Pfeilspitzen aus Armen und Beinen, Gelenken, Halsmuskeln und Unterleib, daß man nur so staunen muß. Und was sind ihre Operationsinstrumente? Nur selten ein paar eingehandelte europäische Küchenmesser; zumeist scharfe Bambusschlingen, Obsidian- und Flaschenglas-Stücke! Dazu blutstillende Blätter, selten etwas Kapok, meist Baumbast zum Verstopfen und Verbandumlegen, endlich die wunderbare Heilhaut des Farbigen — und der eben Verwundete und Geflickte kann sich bald wieder ein neues Loch in die Haut schießen lassen. Freilich, wer könnte besser mit der Lage der Muskel- und Nervenstränge der edlen und unedlen Organe vertraut sein als sie, die die grimmige Wissenschaft des Zerlegens der Opfer für die Kannibalenmahlzeit betreiben!

Auch bei schwierigen Geburten sollen sie zuweilen operativ eingreifen und dem Neuankömmling ans Tageslicht helfen, der übrigens nicht dunkelfarbig zur Welt kommt, sondern rosafarben wie die weißen Säuglinge und noch wochenlang die helle Farbe behält, bis nach und nach das dunkle Pigment hervortritt und den Beweis liefert, daß die dunkelhäutige Welt um eine Seele vermehrt ist. Aber selbst beobachtet habe ich derartige Eingriffe nie, nur feststellen können, daß dem Papuaweibe mehrere Frauen in ihrer schweren Stunde tatkräftig und sachgemäß zur Seite stehen. Somit wird auch die Behauptung hinfällig, daß die Wilden ihre Kinder mit der Leichtfertigkeit der Tiere gebären, und sie ist als eine unbegründete leere Redensart zurückzuweisen. Häufig sind die Todesfälle bei Geburten, oft gehen Mutter und Kind dabei ein.

Vor inneren Krankheiten versagen die Kenntnisse der Eingeborenen, Männer wie Weiber, vollkommen, und ihre Kräutertränke, Salben und sonstigen Hilfsmittel sind lediglich Quacksalbereien, die meist mit ihrem Aberglauben in enger Verbindung stehen. Nur gegen den ansteckenden Ringwurm, den ich bei den küstennahen Papua, wohl durch die ringwurmigen Melanesier eingeschleppt, nicht aber im weiteren Innern der

Insel angetroffen habe, besitzen die die Küstenstriche besiedelnden Leute in den gekochten und ausgelaugten Blättern eines am Rand der Dorfplätze oft angebauten Strauches ein wirksames Heilmittel. Es ist aber so umständlich anzuwenden und führt erst nach so langer Zeit das Abheilen herbei, daß die Kranken die Flechte oft dem langwierigen Heilverfahren vorziehen. Denn wenn auch der Ringwurm sich spiralisch verbreitet und nach und nach die ganze Hautoberfläche überzieht, so zieht er doch, abgesehen von dem Jucken, keine ernsteren Nachteile nach sich.

29

Näher zur Küste



nser Rückmarsch zum Standlager verzögerte sich neben den Verhandlungen, die geführt werden mußten, um die beiden feindlichen Parteien auszusöhnen, durch einen plötzlich einsetzenden Witterungsumschlag. Regenmengen ergossen sich zur Erde nieder, wie ich sie in all den langen Jahren noch nie erlebt hatte, wie sie nur die Tornados von Afrika begleiten. Doch dort setzen die Wolkenbrüche mit derselben Geschwindigkeit wieder aus, mit der sie unter Blitzregen und Donnergegroll gekommen waren; dort lacht gewöhnlich nach zwei Stunden ohrenbetäubenden Niederprasselns wieder der blaue Himmel herab, während es hier nun tagelang ohne Pause „in Kübeln goß". Die dicken Grasdächer der Hütten, die doch ein gutes Maß tropischen Regens aus- und aufhalten können, wurden undicht. Wir waren unausgesetzt auf der Flucht von der einen Hausecke in die andere, um dem durchsickernden kalten Regen auszuweichen, während Eingeborene wie Soldaten Notreparaturen ausführten, um wenigstens die Umgebung des Feuerplatzes

regensicher zu halten. Mächtig dröhnte der angeschwollene Kua aus seinem einige hundert Meter tief eingeschnittenen Kalkfelsbett heraus, sogar das Geräusch der niederprasselnden Regenmengen übertönend, und häufiges kanonenschlagähnliches Gepolter zeugte von der Zerstörungsarbeit der Wassermassen, die ganze Berglehnen in die Tiefe rissen.

„Wie lange wird das Unwetter dauern?“ fragte ich meine schlauesten Kâte- und Hube-Begleiter. „Ich möchte bald zurück zum Mongi-Lager“.

Verlegen schüttelten sie die Köpfe: „Das weißt du besser als wir Kanaka, Herr.“

Eigentümlich, die Papua, die doch mit der sie umgebenden Flora und Fauna so vertraut sind, denen der Instinkt für die Gaben, welche die Natur ihnen spendet, geradezu vererbt ist; die von Kindheit an die Gewohnheiten der Tier- und Vogelwelt genau kennen und mit einer untrüglichen Sicherheit die wenigen wilden Früchte des Bergwaldes zu suchen, zu finden und zu unterscheiden verstehen; die jede Holzart, ihrem Härtegrad entsprechend, zweckmäßig verwenden und zum Gebrauch nur das beste Material auswählen; über deren Pfadführung in dem zerrissenen Gebirgsland jeder Kenner erstaunen muß — dieselben Papua, sage ich, haben nicht das geringste Verständnis für Witterungsbeobachtungen, nicht den kleinsten Schatz an Wettererfahrung. Wie der ihr Land durchziehende Fremdling werden sie durch plötzlich eingetretene Witterungsumschläge überrascht.

Wohl ist es in diesem Land der Gegensätze äußerst schwierig, Wettervorhersagen aufzustellen, unmöglich, allgemeine Grundsätze für Witterungserscheinungen in eine Formel zu bringen; aber für begrenzte Landstriche sind doch die Wetterverhältnisse im allgemeinen wenig abweichend, könnte doch an Hand gewisser Wetterzeichen eine Art „Bauernregel“ aufgestellt werden.

Der aufrichtige Eingeborene hat auf die Frage, ob das trockene Wetter anhalten oder ob der Regen noch lange dauern

wird, immer nur die eine Antwort: „Ich weiß es nicht, Herr, das mußt du als Weißer, der doch alles weiß, besser verstehen." Der Großsprecherische — und gleich sollten wir einen solchen Kerl kennenlernen — gibt ohne Überlegung, nur um sich wichtig zu machen, irgendeine Antwort oder lügt wissentlich etwas vor.

„Frag doch einmal den Silong, Beowa; er ist doch schon lange Häuptling in der Gegend und weiß doch sonst alles am besten", wandte ich mich an einen meiner Jungen. Und der schlaue Kerl war wirklich nicht um die verlangte Aufklärung verlegen. Sämtliche fünf Finger der linken, drei der rechten Hand, nach der Innenfläche eingeknickt, zeigten seine beiden hoch erhobenen Hände. Also noch acht Tage würde es so weiter gehen, eine erfreuliche Aussicht!

„Wie lange, Silong?" erkundigte ich mich nochmals. Und von neuem fing er an zu zählen: eins, zwei — weiter ging die Zahlbezeichnung nicht in seiner Sprache, und schweigend, jedesmal mit dem Kopf nickend, knickte er einen Finger um den anderen, zuerst die der linken, dann der rechten Hand der Innenfläche um, bis nur noch zwei Finger ausgestreckt in die Höhe starrten. Also acht Tage! Silong war wenigstens konsequent und konnte zählen.

Denn damit ist es bei den Papua eine schlimme Sache. Bei sämtlichen Stämmen, die ich kennen gelernt habe, fand ich in keinem der vielen von ihnen gesprochenen Dialekte für Zahlen von vier ab und darüber hinaus Wortebezeichnungen. Manche haben überhaupt nur für die Zahlen eins und zwei je einen Ausdruck, die meisten jedoch auch für drei ein eigenes Wort. Was darüber hinaus ist, sind für die guten Leutchen: viele! Sieben bis neun Frauen, zwölf bis fünfzehn Hühner und dergleichen kennt der Papua nicht; er kann sich diese höheren Zahlen abstrakt überhaupt nicht vorstellen. Drängt man ihn nun, die Anzahl zum Beispiel der von ihm gesehenen Männer oder der zu zahlenden Hundezähne oder der Tage, die er fern zu bleiben gedenkt und so weiter genau anzugeben, so nimmt er

seine Finger und, wenn diese nicht ausreichen, die Fußzehen, die Unterarme und andere Gliedmaßen zu Hilfe, um die gewünschte Zahl sich selbst und anderen praktisch zu veranschaulichen. Verläßt zum Beispiel ein Mann sein Dorf und gedenkt nach einer bestimmten Reihe von Tagen zurückzukehren, so hinterlegt er die entsprechende Anzahl von Grashalmen oder Stäbchen und nimmt den gleichen Satz auf seine Wanderung mit. Die Zurückgebliebenen nehmen dann mit jedem Sonnenuntergang eines der Zeichen weg, der Reisende tut das gleiche, und so trifft der Erwartete pünktlich wieder ein, wenn die Stäbchen zu Ende sind.

Es wäre nun ein falscher Schluß, anzunehmen, daß dem Davonziehenden das Bild der Anzahl der Tage, welche er fern zu bleiben vorhat, im Geist klar gewesen war, als er die Stäbchen abzählte. Dem ist nicht so. Er kennt die Entfernung, weiß von früheren Gängen her, wie weit er von einem zum anderen Ort hat, wo er schlafen muß. Und so rückt er entsprechend den Nachtlagern Stäbchen an Stäbchen.

Selbst die farbigen Jungen, die mehrere Jahre bei den Europäern, sei es auf Pflanzungen, sei es in Regierungsdiensten oder bei der Mission gearbeitet haben, und mit diesen auch die Mehrzahl meiner eigenen Soldaten und Träger, geben auf eine Frage, deren Beantwortung nur mit genauer Zahlangabe möglich war, erst nach längerer Überlegung die Erwiderung. Man kann in dieser Pause beobachten, wie sie unauffällig, meist die Hände auf der Rückenseite verborgen, mit den Fingern dem schwierigen Rechenexempel nachhelfen. Wenn sie fließend bis zu hundert und weiter zählen können, so ist das nur ein mechanisches Hersagen der höheren zweistelligen oder dreistelligen Zahlen, von denen ihnen jede abstrakte Vorstellung fehlt. Und jeder Missionar wird mir bestätigen, daß seine Zöglinge, die das Lesen, Schreiben und andere Dinge oft spielend lernen, mit den Zahlen, geschweige denn mit einfachen Additionen und Substraktionen schlecht fertig zu werden verstehen.

Die Voraussagung des Silong war zum Glück falsch. Schon der seiner Prophezeiung folgende Tag stieg klar und regenlos herauf; und wenn auch die höher steigende Sonne gegen neun Uhr vormittags mit ihrer wärmenden Kraft die feuchten Täler dampfen machte, so blieb es doch heiter und trocken. Nachdem der durch das Hochwasser fortgerissene Steg über den etwa dreißig Meter breiten Kua durch einen neuen Bambusübergang ersetzt worden war, ging es ohne Aufenthalt ostwärts zum Mongi, wohin ich, um näher an der Küste zu sein, das Standlager hatte verlegen lassen.

Mit der Segel-Motor-Pinasse, die ich von dem Hüon-Golf-Pflanzer zu chartern versucht hatte, sei es nichts; die hätte er schon lange an einen auf einer Südsee-Insel wohnenden Händler und Anwerber weiter verkauft, meldeten mir mündlich die bereits in den nächsten Tagen aus dem Süden zurückkehrenden Eilboten. Ein Begleitschreiben brachten sie nicht mit. Also wieder einmal nichts. Es war nur gut, daß ich allmählich daran gewöhnt war, daß jeder meiner Pläne fehlschlug.

Die in dem tadellos hergerichteten, reizend gelegenen neuen Standlager zurückgelassene Hälfte meiner Jungen hatte während unserer Abwesenheit bereits angefangen, ein tüchtiges Stück Urwald zu schlagen. Wir wollten uns eigene Felder anlegen, unsere Feldfrüchte selbst bauen, um die Eingeborenen etwas zu entlasten. Da es mehrere Wochen hindurch trocken blieb und die Sonne, als ob sie das jüngst niedergegangene Unwetter wieder gutmachen wollte, doppelt sengende Strahlen von dem graublauen Himmel heruntersandte, konnten wir bald an das Brennen gehen. Unterstützt von der umwohnenden Bevölkerung, die ihre wenigen, von der Mission eingehandelten Feldhacken mitgebracht hatte, wurde die Asche über das ganze Stück verteilt und der Boden umgehackt. Aber wir griffen auch zu der Papua-Art, die Humusdecke umzugraben. Zwei bis drei Jungen stoßen eine etwa 2,50 Meter lange zugespitzte Stange bis zur Lehmschicht in den Boden und wuchten dann die durch

die Hebelwirkung brechende Scholle um. Andere folgen ihnen auf dem Fuß und zerhauen mit dicken Knüppeln das umgedrehte Erdstück. Wieder andere bohren für die Taro-Stecklinge mit zugespitzten Stecken zwanzig bis dreißig Zentimeter tiefe Löcher, scharren für die Yam-Saat-Stücke kleine Häuflein zusammen, häufen lange Beete für die Bataten. Zuckerrohr, in Reihen gepflanzt, Bohnen und Gurken an den Rändern gesät und natürlich die unentbehrlichen Tabakstauden vervollständigten die kleine „Pflanzung."

Als starker Raucher hatte ich das Fehlen des gewohnten Reizmittels in den langen Jahren der Einsamkeit selbstredend sehr entbehrt. Aber alle meine Versuche, mich an den „Genuß" des Eingeborenen-Tabaks zu gewöhnen, waren fehlgeschlagen. Wenn ich daher hie und da zu einer aus diesem Kraut selbstverfertigten Zigarre griff, so konnte man das als eine Art prophylaktischen Rauchens bezeichnen. Faßte mich die Lust nach einer Zigarre, so drehte ich mir eben eine, machte ein paar Züge — und hatte für die nächsten Wochen genug. Dieses Manöver wiederholte sich alle vierzehn Tage.

„Master, one fellow-boy belong me come back finished belong Rabaul; paper belong him no yet finished when big fellow fight come up, so he stop long Rabaul; he work time belong him belong English, now he come back finish long steamer he like work belong you, master, good fellow-boy tö much." („Herr, ein Dorfgenosse von mir ist aus Rabaul zurückgekehrt, als der große Krieg begann, war seine Arbeitsverpflichtung noch nicht aus, deshalb blieb er dort und arbeitete bei den Engländern, bis seine Zeit um war. Nun ist er mit einem Dampfer zurückgekommen und will sich dir anschließen; er ist ein guter Mann, Herr.") Lozoki war es, der mir auf einem Spaziergang diese Neuigkeit mit wichtiger Miene mitteilte.

Er mochte kommen, vielleicht konnte er uns so manches von Rabaul erzählen. Und er legte los; berichtete mit verächtlichen Handbewegungen und unnachahmlichen Gesichts-

verzerrungen von den „Kanaka-Gewohnheiten“ der Australier, welche „all the same black-fellow-men“ lebten, die meistens betrunken gewesen seien. Er zählte die Soldatenmengen auf, die auf den Inseln der Südsee verteilt seien, von der ständigen Furcht vor dem Auftauchen deutscher Kriegsschiffe, berichtete von dem Unwillen der britischen Soldaten, daß sie so lange in der Kolonie festgehalten wurden, für deren Bewohner sie gar nichts übrighätten, daß sie alle möglichst bald in ihre Heimat zurückkehren wollten.

Wie lauschten wir, als er fortfuhr und angab, daß die eine Hälfte der Engländer in Rabaul fest behauptete, daß sicheren Nachrichten zufolge der deutsche Hauptmann bereits längst auf holländisches Gebiet übergetreten sei, während die andere Hälfte dies widerlegte und die farbigen Jungen glauben zu machen versuchte, daß mein Tod unanfechtbar festgestellt sei, da mein Schädel gemeinsam mit weiteren vier Stück meiner Soldaten in der Nähe von Eitape gefunden und nach Rabaul gebracht worden sei.

Meine Jungen wollten sich wälzen vor Vergnügen über die Nachricht, mir aber wurde erst jetzt die Ursache klar, warum seit dem Scheitern unseres Kanu-Durchbruchversuches nichts mehr gegen mich unternommen worden war. Später, im Januar 1919, wurde mir von deutschen Pflanzern und australischen Offizieren bestätigt, daß man wirklich von meinem Tod überzeugt gewesen sei, da ein Europäerschädel, über dessen Herkunft nichts herauszubringen war, unter mehreren Eingeborenenskeletten an der nordwestlichen Küste von Kaiser-Wilhelms-Land gefunden worden sei. Nur mir und dem Rest meiner Abteilung konnten sie gehört haben!

Ferner schrieb mir bei meinem Eintreffen im Missionsgebiet westlich von Finchhafen der Senior der dort arbeitenden Missionare Ende November 1918, daß er der Überzeugung gewesen sei, daß ich nach Niederländisch-Neuguinea durchgekommen wäre und daß er also an den britischen General berichtet habe.

30

Waldeinsamkeit



ie Feldbestellung war getan, und wir erwarteten einen leichten Regenschauer, damit die jungen Stecklinge nicht verdorrten. Sollten wir die Früchte noch selbst abernten müssen? Sollte meine Hoffnung, daß der Herbst die ersehnte Lösung brächte, wiederum zuschanden werden? Jedem Hackenschlag, jeder umgewuchteten Erdscholle, jedem eingesteckten Tarotrieb und jedem versenkten Jamstück hatte ich den Wunsch mitgegeben: Möchtet ihr den umherwohnenden Dorfleuten gut schmecken! Möchtet ihr so vorzüglich gedeihen, daß die Papua, denen ihr einmal zur Mahlzeit dienen werdet, bei jedem Biß des Masters gedenken, der so viele Jahre mit ihnen gelebt und gearbeitet hatte und der dann schon lange auf der See der Heimat zuschwimmen wird!

Machtlos geworden durch das lange Krankenlager, von der Gewißheit gepeinigt, daß ich infolge der zurückgebliebenen Schwäche auf viele Monate hinaus, wenn überhaupt je wieder, nicht in der Lage sein würde, etwas Größeres zu unternehmen, also auch der Stütze auf die eigenen, unverwüstlich geglaubten Kräfte beraubt, klammerte ich mich an diese Herbsthoffnung. Schon der Gedanke: du wirst in Jahr und Tag noch hier sitzen, war zum Wahnsinnigwerden. Und diese Hoffnung festigte sich zur Zuversicht, zu einer sicheren Erwartung, und ich, der den Aberglauben der Papua verspottete, ihm entgegentrat, wo ich ihm begegnete, wurde selbst abergläubisch, suchte in der mich umgebenden Natur Anzeichen für die Bestätigung meiner Hoffnung.

Die am 13. Juni zum erstenmal von mir gesichtete Nova Aquilae, der im Adlersternbild plötzlich aufgeleuchtete, rasch

alle anderen Fixsterne der nördlichen Firmamenthälfte überstrahlende neue Stern wurde mir zum Boten, daß der deutsche Aar endlich Herr seiner zahlreichen Feinde geworden und der Zeitpunkt in kurzem nähergerückt sei, wo die Gegner um Frieden bitten mußten. Der Freude an dem wunderbaren Naturschauspiel, das wie eine Botschaft aus der Unendlichkeit von Katastrophen erzählte, gegen welche alles Erdgeschehen verschwindend klein ist, folgten bald trübe Gedanken über das rasche Verlöschen dieses Sternes; doch ich bannte sie durch den Selbstbetrug, daß gerade das unvorhergesehene Aufblitzen, das mehrere Tage dauernde helle Strahlen und Wiederverschwinden ein Beweis dafür sei, daß der Himmel ein Zeichen geben wolle.

Wie vermochte mich ein Weißkopfadler mit seinen roten Deckschwingen und den schwärzlichen Bauchfedern aus den trüben Gedanken zu reißen, wenn er in der Nähe unseres Lagers erschien und majestätisch seine Kreise zog! Nur wenn eine Reihe trockener Tage zu erwarten war, dehnt der die Küstennähe bevorzugende große Räuber seine Flüge bis in die weiter westlich gelegenen Bergzüge aus. Ich hatte das schon lange und oft beobachtet; aber jetzt wurde er mir zum schwarz-weiß-roten Boten, aus dessen nicht allzu häufigem Erscheinen ich einen neuen Erfolg des kämpfenden Vaterlandes herauslas.

War ich vorher blind gewesen? Hatte ich unter den unzähligen herrlichen Schmetterlingsarten, die den grün und weinrot gefärbten Priamus, den Goliath aufweisen, dessen schwarz und weiß gefärbtes Riesenweibchen nichts von den für die Schmetterlinge typischen Flatter- und Zickzackflugbewegungen an sich hat, sondern genau wie ein Vogel fliegt, je zuvor den mittelgroßen, die deutschen Farben tragenden Schmetterling geschaut, der mir jetzt so häufig über den Weg flog, an den Windenblüten der von uns gepflanzten Süßkartoffeln nippte und sich sogar einmal in mein Haus verirrte? Kam er nicht eigens zu mir geflogen, um gute Botschaft zu bringen und mich in meinen Hoffnungen zu stärken?

Vergebens verlachte ich mich selbst und meine wahnwitzigen Vorstellungen, der Verstand lehnte dieses Mehr-und-mehr-Versinken im Aberglauben ab, das Herz zog mich immer wieder zu ihnen zurück; ich war eine lebendige Paradoxe geworden. Doch ist das nicht schließlich jedes menschliche Wesen, der Einsame mehr als der in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten Lebende?

Ich floh vor diesen mir selbst lächerlichen und mich doch wieder stützenden Einbildungen in die Natur. Das innige Zusammenleben mit ihr gab ihnen nur noch mehr Nahrung. Ich besuchte die Hube- und Kâtedörfer, um in dem Studium der besonders unter letzteren durch den Missionar Keyßer in treuer vieljähriger Arbeit geschaffenen, bewunderungswürdigen Organisation Ablenkung zu finden. Ich wetterte und höhnte, als ich in einem am oberen Mongi gelegenen Hubedorf wieder einmal auf einen krassen, wenn auch harmloseren Fall von Zauberei stieß.

Ein Mädchen, das eben erst gemeinsam mit den übrigen geschlechtsreif gewordenen Dorfgenossinnen die strenge Zeit der mehrwöchigen Abgeschlossenheit in einer abgelegenen Hütte hinter sich hatte, zu der alle Mädchen der meisten Papuastämme beim Eintritt der ersten Regel verdammt werden, war dem Liebeszauber anheimgefallen. Ein kleines, wertloses Schmuckstück, als dessen Besitzer ihr ein vor wenigen Jahren mannbar gewordener Dorfgenosse bekannt war, hatte diese überraschende Zauberwirkung zustande gebracht. Da, wo sich der Pfad zu dem von ihr täglich besuchten Feld ihrer Familie mit dem Weg zum Wasser kreuzte, hatte sie das Zeichen gefunden und war nun in seinen Besitzer bis über die Ohren verliebt. Alle möglichen Schliche wandte sie an, um dem Bewunderten zu begegnen und seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; sie schob ihm, wenn es die Gelegenheit ergab, die besten Stücke der gekochten Feldfrüchte hin und wußte nicht mehr anders, als daß sie ihm mit Blut und Haaren verfallen sei.

Begehrte der junge Mann selbst das stattliche Mädchen

und hatte er, um ihre früher gezeigte Sprödigkeit zu brechen, den unfehlbaren Liebeszauber angewandt, das wertlose Ding selbst an der Stelle niedergelegt, an welcher die Erwählte tagtäglich vorüberging, so daß das Zeichen nicht unbemerkt bleiben konnte? Oder hatte er es dort verloren, dachte er gar nicht daran, das heranwachsende Weib für sich zu gewinnen? War durch den Fund bei dem Mädchen vielleicht ein leiser Wunsch auf einmal in helle Flammen aufgelodert, die derartig von ihr Besitz ergriffen, daß sie sich für verzaubert hielt? Stark war der Zauber zweifellos, wie aus dem Gebaren der „Jungfrau“ hervorging. Stärker aber die Macht des Oheims und der Eltern, welche die Herangewachsene bereits einem anderen jungen Verwandten versprochen hatten, der sie auch nach wenigen Wochen unter Hinterlegung des geforderten Kaufpreises heimführte.

Hatte ich denn noch ein Recht, über derartige Zaubervorstellungen zu lachen, und ihnen zu wehren, der ich doch selbst begonnen hatte, Sterne und Zeichen zu deuten, ihr Erscheinen zu erwarten, unbefriedigt war, wenn sie nicht eintrafen, froh wurde, wenn ich sie gefunden zu haben wähnte? Welche Bedeutung legte ich nicht den hier und da zartrosa gefärbten Lichtbrücken und Lichtfingern unter, mit denen das bereits hinter dem Westhorizont verschwundene Tagesgestirn bald an einzelnen Himmelsstellen heraufdeutete, bald die ganze lichtblaue Atmosphäre überzog? Was erzählte mir nicht das nur in jenen Breiten so deutlich sichtbare Zodiakallicht, das, die Milchstraße an Helligkeit überstrahlend, wie ein heller als das Dunkelblau des Nachthimmels gefärbter Lichtkeil von Westen heraufstieg und oft bis zweieinhalb Stunden nach Sonnenuntergang zu beobachten war? Oft reichte es mit seiner Spitze bis zum Zenit, und zuweilen war es sogar mit dem etwas matteren Widerschein am Osthimmel durch eine schmale Strahlenbrücke verbunden!

So lebte ich wochen-, monatelang in einer Welt von Wirk-

lichkeiten und Unwirklichkeiten, der ich trotz aller Anstrengung kaum zu entgehen vermochte. Nur zu einer erfreulichen Tatsache brauchte ich keiner spukhaften Vorstellung. Unsere Flagge wehte über viele Tausende von Quadratkilometern der Insel, und wir fühlten noch so viel Kraft in uns, sie zu verteidigen, wenn es notwendig werden sollte. Tagelang war ich unterwegs, um mich ihres Anblickes auch in den abgelegensten Gegenden zu erfreuen, um neue, aus Lendentuchstücken hergestellte zu verteilen, bis über jedem größeren Dorf in der langen Küstengebirgsstrecke eine flatterte. —

„Long time you like look house belong kumul; em stop here on top belong this fellow tree!" („Schon lange hast du ein Nest des Paradiesvogels sehen wollen; hier oben auf dem Baum befindet sich eins davon.") Mit diesen Worten deutete Nodju auf ein dunkles Etwas, das ich, seiner ausgestreckten Hand mit den Blicken folgend, neben dem Astloch eines mittelstarken, dicht belaubten Baumes sofort entdeckte. —

„Now them two fellow pigeon walk about long kaikai; long night merry belong kumul sleep inside long house, man set down em sleep close too long hand belong dewai." („Jetzt sind sie beide zum Futterflug weg; des Nachts schläft das Weibchen im Nest, das Männchen jedoch dicht daneben auf dem Ast des Baumes.")

Und was der naturkundige Jagdjunge behauptete, war richtig, wie meine eigenen Beobachtungen bestätigten. Die Annahme, daß der rote, rotbraune und gelbe Paradiesvogel keine Nistplätze kenne, daß sie nach Art des Kuckucks ihre Eier in fremde Nester legen und von anderen Vogelarten ausbrüten lassen, ist falsch; die gut versteckten Nester des Paradiesvogels mögen zu dieser Behauptung geführt und die eigentümliche Erscheinung, daß die männlichen Vögel auf einem dem Nest nahen Ast übernachten, sie verstärkt haben.

Diese Feststellung könnte vielleicht für die gewinnbringende Zucht der Vögel auf einer abgeschlossenen, küstennahen Insel

von Wert sein; denn der schlechte Flug dieses prächtigsten Vertreters der Vogelwelt würde ein Entkommen unmöglich machen. Ist es doch wohl daraus zu verstehen, daß diese Vogelgattung nur auf Neuguinea vorkommt, nicht einmal auf den nur einige Meilen von der Küste abliegenden Inselchen angetroffen wird. Doch scheinen mir zwei Faktoren die bisher angestellten ergebnislosen Zuchtversuche zum Scheitern gebracht zu haben und auch in Zukunft aussichtslos zu machen. Nach meinen Beobachtungen braucht der Paradiesvogel, obwohl er alles, auch harte, unverdauliche Fremdkörper futtert, zum Gedeihen gelegentlich einer bestimmten Baumfrucht, und dann ist er ein Gesellschaftsvogel, wenigstens zu gewissen Jahresperioden, und geht, wenn ihm diese Versammlungsmöglichkeiten genommen sind, zugrunde. —

Der Julimonat war zu Ende gegangen; zum vierten Male jährte sich der Beginn des Ringens in Europa, das zu einem Ansturm der ganzen Welt gegen Deutschland und seine paar Verbündeten geworden war.

Zuweilen beobachtete ich von einem die östliche Seefläche freigebenden Aussichtspunkt aus einen kleinen dunklen Strich, der, langsam von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden ziehend und einen ganz dünnen Rauchfaden nach sich schleppend, die vom Südostmonsun gepeitschten Wogen durchfurchte. Wohl ein feindlicher Dampfer, der die Verbindung zwischen den von Truppen besetzten Hauptküstenplätzen aufrechterhielt; denn die Hoffnung auf das Erscheinen deutscher Schiffe hatte ich längst aufgegeben, das frühere Gerücht in das Reich der Kriegsfabeln verwiesen.

Und auch der August verstrich, ohne daß etwas von dem Kriegsende verlautete. Würde ein zweiter Dreißigjähriger Krieg dieses Mal nicht nur das Herz, sondern ganz Europa an den Rand des Verderbens bringen? Sollte ich hier im Innern Neuguineas mein Leben beschließen müssen? Eigen-

tümlich, daß mir nicht ein einziges Mal der Gedanke kam, mich dem Feind freiwillig zu stellen!

Horoskope stellte ich nicht mehr; Naturerscheinungen deutete ich nicht mehr um, und die mich umgebende Welt und ihre Bewohner betrachtete ich wieder mit nüchternen Augen und Sinnen. So hatte der Zusammenbruch meiner Hoffnungen auf den „angezeigten" baldigen Frieden, das Nichterfülltsein meiner sicheren Erwartung doch eine heilende Wirkung auf den Einsiedler ausgeübt. Und es brauchte auch keiner selbstkonstruierten Zeichen und Wunder. Was im Menschen webt, außer ihm lebt, hat des Wunderbaren genug. Jenes verkündeten mir Goethe und Shakespeare zum hundertsten Male und doch immer neu; an dieses erinnerten mich meine Beobachtungen der Lebensweise und der staunenswerten Organisation der ungezählten Ameisenarten, die in allen Größen und Farben im Bergwald ihre Zerstörungs- und Totengräberarbeit betreiben. Sklaven hielt sich ein Ameisenvolk, das den Termiten am ehesten zu vergleichen ist. Kleine ziemlich runde, weißgrüne Tierchen sind es, die einen Baumstrunk derartig verbauen und durchsäuern, daß er wie verkohlt aussieht. Und sie, die Kleinen, halten sich große, dünne, bernsteinfarbige Artgenossen als Sklaven, als Arbeiter. Sie schicken sie als Sammler und Verpflegungsholer aus, überwachen deren Arbeitsdienst, nehmen ihnen an den Eingängen zum Bau das oft aus großen Entfernungen Aufgelesene ab, verstauen die Beute in den Vorratskammern und treiben die Großen zu erneuten Erkundungsgängen an. Wehe, wenn einer der Bernsteinfarbenen vor der Abendstunde in den Bau einzuschlupfen versucht! In Massen fallen sie über ihn her und beißen ihn hinaus. Erst nach vollendeter Arbeitszeit dürfen die Sklaven den Zellenstaat betreten, in dem sie ihre eigenen Unterkunftsräume besitzen.

„Gras belong Zaisai good fellow to much now, master; you no like schoot one fellow? By and by me shown you one fellow tree, alltogether morning two fellow Zaisai kaikai on

top. Road b'long this fellow tree long way legleg; may be, me go shoot em!" („Der Zaisai hat nun sein schönstes Federkleid an, Herr, willst du keinen schießen? Ich werde dir gleich einen Baum zeigen, auf dessen Gipfel jeden Morgen zwei ihr Futter suchen. Der Weg zu jenem Baum ist ein bißchen weit, vielleicht gehe ich, den Vogel zu schießen!")

„Laß gut sein, Tawureh, bezeichne mir diese Stelle, ich will allein gehen!"

Und nach einem, in der Morgenfrühe erquickenden starken einstündigen Marsch quer durch den nicht allzu dichten Bergwald, in dem abseits der Pfade einen die Blutegel nicht plagen, da sie nur die oft begangenen Eingeborenenwege verseuchen, hörte ich schon das durchdringende kurze Krächzen des schwarzen Paradiesvogels, den die Kâtesprache als Zaisai bezeichnet. Vorsichtig folgte ich der Richtung des zuletzt gehörten Rufes, um auf Flintenschußweite an den scheuen, meist schon von weitem abstreichenden Vogel heranzukommen. Mit Pausen ertönte sein immer vorsichtiger werdendes Gekrächze, dann blieb es still. Abgestrichen konnte er nicht sein, und so blieb ich unbeweglich stehen. Da, direkt über mir erklang sein gedämpfter Ruf von neuem. Mein geübtes Auge mochte ich anstrengen, wie ich wollte, ich konnte ihn in dem dichtbelaubten Mittelgehölz nicht ausfindig machen. Sollte er sich in dem üppigwuchernden Philodendronbewuchs des einzelnstehenden Waldriesen versteckt haben? Da klang sein Schrei schon wieder; ganz dicht über mir! Warum ergriff er nicht die Flucht? Jedes Geräusch vermeidend umging ich den hohen Baum, ohne Erfolg; nur ein raschelndes, kurzes Flügelschlagen bewies, daß er noch da oben steckte. Sollte der Kerl gar mich zum Narren halten wollen und während meines Rundganges sich mitbewegen, so daß ihn immer der von einer Orgie von Parasitengewächsen behangene Stamm deckte? Was hielt ihn da oben fest? So kam ich nicht zum Ziel; denn trotz mehrmaliger Umkreisung des Stammes hatte ich lediglich einmal ein blitzschnell verschwindendes Flügelende gesichtet.

Ich umkreiste den Baum in weiterem Bogen, so daß die Übersicht besser wurde, an das Schießen dachte ich nun nicht mehr. Das rätselhafte Verhalten des Vogels ließ mich ahnen, daß mir eine neue Überraschung winkte. Das Geräusch, das ich beim Durchbrechen einiger dürrer Zweige verursachte, ließ den Hartnäckigen nun doch abziehen.

Aber was sah ich da, hinter dem dichten Gestrüpp verborgen? Aus dem verwachsenen Waldboden heraus war ein etwa zwei Meter langes und ein Meter breites Rechteck vollständig von dem Unterholz gereinigt und von seiner Moosschicht entblößt worden, und nur noch eine Ecke, in der noch einzelne dürre Laubblätter verstreut umherlagen, bewies, daß hier jemand bei der Arbeit gestört worden war. Wer mochte sich dieses Plätzchen hergerichtet haben? Was für ein neues Geheimnis schlummerte in dieser unerwarteten Erscheinung? Noch stundenlang verbarg ich mich in unmittelbarer Entfernung, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Es war umsonst, und so entschloß ich mich zur Rückkehr mit dem festen Vorsatz, wiederzukehren, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen. War es vielleicht ein Irrtum, wenn ich annahm, daß ich es mit einer ähnlichen Erscheinung zu tun hatte, die ich schon öfters in der Balzzeit des rotbraunen Laubenvogels beobachtet hatte? Dieser Vogel richtet sich, wenn die Paarungszeit heranrückt, im tiefsten Bergwald ein kleines Plätzchen her und baut in dessen Mitte aus kleinen, dürren Ästchen ein winziges „Bäumchen" auf, über dessen Kunstfertigkeit man nur so staunen muß. Zuerst steckt er einen etwa dreißig Zentimeter hohen dürren Zweig senkrecht in den Boden und schleppt dann aus der Umgebung Zweigstücke von allen möglichen Längen an, welche er kunstvoll aneinanderfügend und mit dem Stämmchen verbindend so aufbaut, daß das Gebilde wie ein winziges, aber abgestorbenes Nadelbäumchen aussieht. Und diese ganze Mühe macht er sich nur, um seinem Weibchen zu gefallen. Dieses kommt, wenn das Kunstwerk fertiggestellt ist, herbeigeflogen, besichtigt es und tanzt dann gemeinsam mit dem

Baumeister um das „Bäumchen“ herum, wozu ihnen der gereinigte Platz die nötige Bewegungsfreiheit gibt; ihre Sprünge, ihr Flügelschlagen werden immer aufgeregter, ein Fangenwollen und Sichnichtfangenlassen setzt ein, und endlich findet das Werben des Männchens Gehör. In aller Morgenfrühe des nächsten Tages zurückgekehrt, wartete meiner eine Enttäuschung. Mein Harren blieb abermals umsonst; von dem Baumeister des Plätzchens war nichts zu sehen. Nur aus etwa hundert Metern Entfernung vernahm ich wiederum das vorsichtige Rufen des Zaisai. Sollte ich ihm jetzt schon folgen? Nein, es war besser, die Zeit des Futterfluges abzuwarten, um nicht abermals den sich so fremdartig verhaltenden Vogel zu verjagen. Zur gegebenen Zeit folgte ich dann der Richtung, aus welcher vor einigen Stunden der Ruf erklungen war, und siehe da, ich stieß auf ein neugereinigtes Stückchen Waldboden von derselben Größe und Gestalt wie das zuvor angetroffene. Rasch entfernte ich mich wieder und kehrte noch vor Sonnenaufgang des dritten Tages zurück, richtete mir mit dem Haumesser eine schützende Laubhütte her, in welcher ich, gegen Sicht gedeckt, das Arbeiten des Vogels aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte. Es war wirklich das Männchen des schwarzen Paradiesvogels, das sich, tagtäglich zu unermüdlicher Arbeit wiederkehrend, sein Tanz- und Werbeplätzchen vorbereitete. Auch ich, mit Nahrungsmitteln ausgerüstet, stellte mich täglich wieder ein und beobachtete, staunte über das verständige und eifrige Arbeiten des etwa taubengroßen Vögelchens. Bald war der Boden vollständig gereinigt, und befriedigt stolzierte das Männchen, sein Werk betrachtend, herum. Hier gab es noch ein dürres Blättchen aufzupicken, dort ein Wurzelfäserchen herauszuziehen, und dann flog es davon. Meine Absicht, meine Beobachtung am nächsten Tage fortzusetzen, wurde durch Schwierigkeiten vereitelt, die bei dem Ankauf eines Schweines entstanden. Es ist ganz eigenartig, wie diese Kaufverhandlungen der Papua vor sich gehen. Auf der einen Seite steht der Schweinebesitzer und hält das an

den Beinen gefesselte Borstentier fest. Der Kauflustige legt nun ein Tauschstück zwischen sich und den Verkäufer, der schweigend und mit abgewendeten Blicken tut, als ob ihn die Sache nichts anginge. Ein neues Tauschobjekt legt der Käufer zu, der Schweinebesitzer ändert nichts an seiner Haltung. Eine weitere Draufbezahlung folgt, noch eine, und nun greift der Verkäufer alles zusammen und entfernt sich; der andere nimmt das erstandene Schwein an sich. Aber unsere Schwierigkeiten heute waren anderer Natur. Beowa, dem die Sorge um ein vor Wochen eingehandeltes Schwein anvertraut war, und der schon immer behauptet hatte, daß das Tier krank sein müsse, weil es so schlecht fräße, drang heute darauf, daß der Verkäufer herbeigerufen werde, um das Tier zurückzunehmen. Denn es würde in einigen Tagen eingehen. Der kam denn auch, aufgeregte Verhandlungen folgten, das Borstentier wurde befühlt und betastet, und der Schlußerfolg war der, daß der Eingeborene, der den Kaufpreis, eine Axt und ein großes Haumesser, bei sich trug, das Schwein zurücknahm und anstandslos die Bezahlung zurückerstattete. Bei allen Papuastämmen habe ich dieselben Rechtsanschauungen und Gebräuche angetroffen, auf denen ein Kauf und ein Tauschhandel aufgebaut ist. Sie werden nur unter der Annahme abgeschlossen, daß das Wertobjekt sich als fehlerlos erweist und den anderen Teil befriedigt. Ebensogut, wie wir das Schwein zurückgeben durften, das zweifellos an einer inneren Krankheit litt, hätte der Papuamann den Tausch als ungültig erklären dürfen, wenn es sich herausgestellt hätte, daß wir ihm entweder mit oder ohne Absicht eine schadhafte Axt geliefert hätten, oder wenn erst später gemerkt worden wäre, daß das eingetauschte Haumesser zum Beispiel einen verborgenen Sprung gehabt hätte. Der Tausch gilt dann einfach als ungültig, und beide Teile nehmen ihre Wertobjekte anstandslos zurück, falls nicht Ersatz geleistet wird. Sollten wir Europäer nicht auch so manches von den sogenanten „Wilden" annehmen können?

Schon in der Frühstunde des übernächsten Tages saß ich

wieder auf meinem Beobachtungsposten. Daß das Zaisaimännchen am gestrigen Tage nicht untätig geblieben war, konnte ich an dem veränderten Aussehen seines Arbeitsplatzes feststellen. Und heute durfte ich ihn bei dem zweiten Teil seiner Arbeit mit erneutem Staunen beobachten. Auf und nieder ging es heute, hinauf in die Kronen der Bäume, hinein in das dichte Gestrüpp des Unterholzes und zurück zu dem Plätzchen, auf dem er jedesmal einige kleine, dürre Zweigstücke verstreut niederlegte, die er im Gehölz gebrochen hatte. Nach einigen Stunden sah der Platz aus, als ob eine Konifere ihre Nadeln auf ihn heruntergeschüttet hätte. Dann verschwand der eifrige Vogel auf längere Zeit, um mit einer Masse weißer Urwaldbaumblüten im Schnabel zurückzukehren, die er in der Mitte des Platzes aufhäufte. Jetzt erst erschien das Weibchen. Zuerst schaute es von einem benachbarten Bäumchen den von wildem Gekrächze begleiteten Tanzbewegungen des Männchens zu. Dann kam es angeflogen, stellte sich zu dem Blütenhäufchen und begleitete durch sanftes Trippeln die immer aufgeregter werdenden Sprünge des Männchens. Tag für Tag erfreute ich mich der Liebesspiele der beiden reizenden Vögel, des samtschwarzen Männchens, dessen Köpfchen ein Goldreif ziert, dessen Brustschild in allen Farben schillert und von dessen Ohren auf beiden Seiten je drei lange Federn herunterhängen, deren dünne Kiele nur an den äußersten Spitzen befiedert sind. Das Weibchen trägt ein jedes weiteren Schmuckes entbehrendes, schokoladebraunes Federkleid. — — —





Achtes Buch

31
Beim Stamm der Käte



Viele Monate schon hatten keine australischen Besuche der Küstenplätze der Finchhafen-Halbinsel mehr stattgefunden, wie mir meine Nachrichtenposten meldeten. Nicht einmal die schon für das Frühjahr angesagten Steuersammlungen in den melanesischen Küstendörfern hatten stattgefunden. Was war der Grund davon? Sollte der Krieg eine entscheidende Wendung genommen haben? Sollte etwas Wahres an dem unter den Farbigen umgehenden Gerücht sein, daß nach Aussagen der Eingeborenenbesatzung der Anwerberboote der Friedenszustand bereits eingetreten sei, von den Australiern aber verheimlicht werde?

Zu abgestumpft, solchem mündlich verbreiteten Gerede irgendeine Bedeutung beizumessen, nützte ich meine Tage, um die Hube- und Käteniederlassungen zu durchstreifen, Ausflüge nach Süden zum Rawlinson-Gebirge und nach Norden zu den bewohnten Hängen des Cromwellberges zu unternehmen und so die langsam wiederkehrenden Kräfte zu üben und sie zu der

früheren Leistungsfähigkeit zu stählen. Ich begann mich bereits damit abzufinden, daß auch das Jahr 1918 zu Ende gehen könnte, ohne daß es die Erfüllung der heißen Wünsche und Hoffnungen brächte. Meine Gedanken beschäftigten sich erneut mit Plänen zu einem Durchbruch nach dem neutralen Inselteil. Wenn es gelänge, unbemerkt über Land zur Nordspitze der Astrolabe-Bucht zu dringen? Die zweite Hälfte der Strecke von dort bis zur Humboldt-Bai mittels Kanu entlang der buchtenarmen Küste zu überwinden?

Ein Feiertag, ein Festtag für mich! Zeitungen wurden mir gebracht! Zwei Wochenausgaben des Queensländer Blättchens „The week“! Was verschlug es, daß sie über ein halbes Jahr alt waren, daß sie das Datum der letzten März- und der ersten Aprilwoche trugen? Ihr braven Leute, warum habe ich nichts, nichts mehr, um euch belohnen zu können für das überraschende Geschenk! Vor Erregung zitternd, entfaltete ich die Blätter, gierig las ich die fettgedruckten Köpfe der Spalten: „The Germans break through the lines of the Allies. Amiens in danger to be captured. The decision of the great war in sight“ und so weiter. Trank am Schluß der Zeitungen die letzten Telegramme! Die große um das Märzende 1918 eingesetzte Offensive enthielten sie. Wieder und wieder studierte ich die absichtlich verworren wiedergegebenen Berichte über die riesenhaften, für unmöglich gehaltenen deutschen Erfolge. Wie unsere Armeen die mit allen Mitteln der Verteidigungskunst ausgebauten Linien der Franzosen und Engländer an einem Tag überrannt hatten und in unaufhaltsamer Verfolgung die geschlagenen feindlichen Heere von Linie zu Linie zurückwarfen und gegen den Atlantik zudrängten. Welche Furcht sprach aus diesen Berichten, welcher Haß, Verunglimpfung, Verkleinerung des siegenden Gegners! Welche kläglichen Hilferufe an Amerika, wutuntermischte Vorstellungen an den Bundesgenossen, daß er seine Kriegsmaßnahmen nicht energisch genug betrieben habe und nun zu spät käme, hallten aus den Leitartikeln wider.

Und welche Sprache redeten die langen Tabellen in den Zeitungen, die den Tonnengehalt der durch die deutschen U-Boote versenkten Schiffe wiedergaben! Britische, amerikanische und französische Ingenieure findet bald, aber sehr bald ein Abwehrmittel gegen die Tauchboote, oder Großbritannien wird vom Hunger gezwungen um Frieden bitten müssen! warnten die Experten.

Meine freudige Erregung teilte ich den Jungen mit und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie die augenblickliche Lage sei und welche Folgen die riesenhaften Siege der Deutschen nach sich ziehen müßten. Von allen Gegenden kamen Wißbegierige an, denen ich immer wieder aufs neue das Gelesene vorpredigte, den Kriegsschauplatz durch Zeichnungen auf den Boden veranschaulichte und denen ich durch den Vergleich mit der ungeheuren Menge der Blätter eines Urwaldbaumes die Zahl der gemachten Gefangenen begreiflich zu machen suchte.

Wie ein Rausch hatte es sich meiner und unser aller bemächtigt; die zuvor oft nagende Sorge, daß der Gegner doch zu viele seien, daß die abgeschnittene Heimat doch zuletzt dem Ansturm der gesamten weißen Welt und ihrer farbigen Hilfsvölker erliegen könne, war wie weggefegt. Ich vergaß eine Weile ganz, daß sich diese großen Ereignisse bereits im März und Anfang April abgespielt hatten, und heute schrieb ich in mein Tagebuch den letzten Tag des Septembers.

„Bald werden die deutschen Kiaps wiederkommen, werden die Engländer wieder abziehen!“ Mit dieser Botschaft durchzog ich tagelang die Berggegend und besuchte ich die Dörfer der Käte und Hube.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Was war seit März weiter geschehen? so fragten meine Gedanken; warum war das Kriegsende nicht gefolgt, wenn die große deutsche Offensive wirklich entscheidend durchgeschlagen hatte? Hatte ein gegnerischer Vorstoß eingesetzt, wie die neuesten Telegramme des jüngeren der beiden Zeitungsblätter angesagt hatten? Oder war doch etwas

Wahres in den umlaufenden Gerüchten, daß der Kriegsschluß von den britischen Besatzungstruppen verheimlicht wurde? Fanden vielleicht seit Monaten Friedensverhandlungen statt und hatten die Australier ein Interesse daran, ihren Gang geheim zu halten?

Diese Fragen, die auch den Schlaf der Nächte raubten, blieben ohne Antwort. Die Unrast litt mich nicht mehr im Standlager, dessen Felder bereits der Ernte entgegenreiften. Sie jagte mich von Dorf zu Dorf, hinein zu den westlichen Hube- und Burrumlandschaften, wo die Mütter ihre Kinder schon von frühester Jugend an zu tätowieren beginnen, wo die Männer nie ohne den Oberarmring aus Rotang zu sehen sind, mittels dessen getrockneter Stücke sie unter Zuhilfenahme eines gespaltenen Hartholzes und eines Stückchens Zunderschwamm durch minutenlanges Reiben ihr Feuer erzeugen. Sie trieb mich nach Süden und Osten küstenwärts, wo sich das brave Kâtevölklein unter Anleitung seines verständnisvollen Missionars Keyßer weiter und weiter emporarbeitete.

Hut ab! vor diesem tüchtigen deutschen Mann, der, mit einem seltenen Organisationstalent begabt, unter den ihm unterstellten Papuastämmen ein Werk geschaffen hat, das auf den Missionsgebieten seinesgleichen sucht. Mit großem Verständnis für die Psyche der Bergbewohner hat er die ihm seit neunzehn Jahren ununterbrochen anvertrauten Farbigen ein gut Stück auf dem Weg zu dem Ziel vorangebracht, das sicherlich erst nach treuer Arbeit an mehreren Generationen zu erreichen sein wird, und das vielleicht das Endziel in der Erziehung der farbigen und schwarzen Rassen überhaupt darstellt: die selbstverantwortliche Arbeitsleistung.

Daß die Kâte so weit gebracht worden sind, daß sie die Blut- und Verzauberungsfehden schon seit vielen Monaten verabscheuen und einstellen gelernt haben, daß sie sich in sauber gehaltenen Dörfern zu größeren Gemeinschaften zusammenschlossen, haben auch andere Mitglieder der Mission erreicht.

Daß ihr Bezirk bereits über ein dichtes Netz gut eingeführter, tadellos gereinigter, abgegrabener Wege verfügt, neben denen sich die Wegeanlagen keiner Regierungsstation sehen lassen können, daß die Käte einen Feldbau betreiben, der eines jeden Bewunderung erweckt, und der den benachbarten und ferner abgelegenen übrigen Papuastämmen, ja sogar den Melanesiern zum Vorbild dient, wie ihre häufige Besuche beweisen, sei hier nur nebenbei betont. Daß im ganzen Käteland eine Disziplin und Ordnung herrscht, daß diese Ordnung von sorgfältig ausgelesenen Dorfältesten überwacht, von alljährlich mehrmals einberufenen Versammlungen aller Männer nachgeprüft und verbessert wird, daß als ausführende Aufseherorgane nur die nach der allgemeinen Überzeugung besten Männer des Stammes wirken dürfen, zeugt nur von dem feinen Verständnis Keyßers für die früher hier herrschenden kommunistischen Sitten und Gebräuche.

Aber alle diese hocherfreulichen Einrichtungen und Arbeitsleistungen sitzen auch fest, sind zum inneren Gemeingut der Käte geworden, auf dem sie, weiterbauend, dem Ziel einer mehr und mehr verbesserten Lebensführung und einer ertragreicheren Leistungsfähigkeit selbständig weiter zustreben.

Sie bestellen ihre Felder nach genau festgesetzten Arbeitseinteilungen und Arbeitsplänen; reinigen und verbessern die Wege in dem ihnen von dem Aufseher zugewiesenen Abschnitt, erfüllen die Forderung der Reinlichkeit auf den Dorfplätzen, in den Hütten und am Körper, bestrafen streng die Vergehen wider Zucht und Ordnung auch in den fern abgelegenen Ortschaften und kommen ihren, in vernünftigen Grenzen gehaltenen gottesdienstlichen Übungen nach, auch ohne daß der Missionar oder seine farbigen Gehilfen mahnend und überwachend dahinter ständen. Ein bloß Für-das-Auge-arbeiten oder lediglich für einen Zuschauer berechnete Andachtsübungen, wie sie so oft in den Missionsbezirken der Küste und der anderen Papuastämme anzutreffen sind, kennen sie nicht. Sie sind von der



Der Soldat Tawureh (Melanesier von Berlin-Hafen)

Notwendigkeit der von ihnen geforderten Leistungen, der inneren Berechtigung der ihnen gegebenen Belehrungen und Anweisungen überzeugt. Es ist ihre klare Erkenntnis, daß jene zu ihrem Besten sind und gewesen waren, und daß sie es waren, die sie vorwärts gebracht haben und bringen werden.

Die Melanesier und andere Papuanebenstämme begannen, sich auf das Verbot der körperlichen Züchtigung durch die britischen Behörden stützend, zu faulenzen, sie wurden gegen ihre Arbeitgeber auf den Pflanzungen herausfordernd und unbotmäßig; jede Zucht und Ordnung, die ihnen unter deutscher Verwaltung auferlegt worden war, warfen sie über den Haufen und kehrten zu ihren unterdrückten Eingeborenensitten und -gebräuchen zurück. Das Kâte- und Hubevölklein indessen, dem von dem ehemaligen deutschen Bezirksamtmann, weil ihr Land so schwer erreichbar war, in beschränktem Maße Rechte der eigenen Verwaltung und Strafmaßnahmen zugebilligt waren, hielt treu an diesen Rechten fest und verteidigte sie offen den britischen Distriktsoffizieren gegenüber, als diese ihnen den Weitergebrauch des Züchtigungsrechtes, der Erlaubnis, Vergehen durch Einsperren und Strafarbeiten und durch die Prügelstrafe zu sühnen, unter Androhung schärfster Maßnahmen untersagen wollten. „Wir lassen nicht von den uns vom deutschen ‚Kiap' zugestandenen, von uns als bewährt befundenen Einrichtungen; da kannst du mit uns anstellen, was du willst", war die mutige und bestimmte Antwort auf das den versammelten Männern gegebene Verbot des englischen Offiziers.

Aber was noch höher zu bewerten ist; sie ließen davon nicht ab, obwohl sie genau wußten, daß sie jetzt niemand bestrafen und zur Rechenschaft ziehen würde, wenn auch sie alles drunter und drüber gehen ließen. Streng und gerecht übten sie ihre durch die Erziehung ihres Missionars geklärte Volksjustiz weiter, die, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, auch nicht vor den etwaigen Verfehlungen ihrer Hauptaufseher und Dorfoberhäupter haltmachte. Ja, deren Vergehen wurde

als Bruch des in sie gesetzten Vertrauens noch strenger geahndet und gemaßregelt.

Und wie sie auf ihren Jahresversammlungen solche, die sich dem Fortschreiten in ihrer Lebensführung nur träge und widerstrebend anpaßten, lächerlich zu machen und zu geißeln verstanden! Sie sind große Redner, die Käte, und die Redekunst ist hoch angesehen. Ich konnte Glanzleistungen in ihrer bilderreichen, treffende Analogien bringenden Sprache hören.

Ist es nicht staunenswert, daß sie bei ihren Generalversammlungen nach einem kurzen, einleitenden, aber aufrichtigen Gottesdienst unter anderem immer wieder auf die Erfahrung zurückkommen, die sie mit den von ihnen gestellten Arbeitern auf den Kokospalmpflanzungen der Europäer machten? Trotz ihrer besseren Erziehung zur Arbeit, ihres ernsteren Arbeitseifers blieben deren Leistungen regelmäßig hinter denen der Küstenbewohner zurück. Konnte das der Wechsel vom Berg- zum Seeklima allein ausmachen? Dann hätte nach einem längeren Aufenthalt in den feuchtwarmen, niedriger gelegenen Küstengegenden allmählich ein Ausgleich, eine Besserung eintreten müssen; und diese blieben aus. Und so brachten sie heraus, daß es nur die Ernährungsweise sein konnte, der dieses unbefriedigende, ihren Arbeitsstolz beleidigende Ergebnis zuzuschreiben war. Die Fettnahrung fehlte ihnen hier in den Bergen. Die wenigen Dorfschweine konnten den Reichtum an Fett, dessen sich die Küsteneingeborenen infolge der Kokosnüsse und Seefische erfreuen durften, nicht ersetzen. So berieten sie jahraus, jahrein, wie sie diesem Mangel abhelfen könnten. Sie versuchten, überall an den niedriger gelegenen Berglehnen ihres Wohngebietes die Kokospalme anzupflanzen; doch sie gedieh nicht. Sie kauften den Melanesiern ein Stück Küstenland ab in der Absicht, dort eine größere gemeinsame Kokospflanzung anzulegen; doch wo sollten sie die Arbeitskräfte für deren Instandhaltung hernehmen? Durften sie die jungen Männer, die sie alljährlich der Regierung stellten — und sie halten es für

ihre Pflicht und Schuldigkeit, den deutschen Behörden auf Neuguinea, Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg eine möglichst große Anzahl von Arbeitskräften von Jahr zu Jahr zur Verfügung zu senden — nun zurückhalten und sie auf der abgelegenen Pflanzung verwenden? Nein. Aber mehr Arbeitskräfte vermochten sie nicht abzugeben, wenn sie nicht ihre eigenen Felder, Dörfer und Wegeanlagen vernachlässigen wollten. Und die Sterblichkeit war immer noch sehr groß; ja, im letzten Jahrzehnt, in dem mehrere Epidemien über das Land hereingebrochen waren, hatten sie keinen Geburtenüberschuß, eher einen Bevölkerungsrückgang zu bezeichnen. Die Anregung, es mit dem Anpflanzen von öl- und fetthaltigen Erdnüssen zu versuchen, fand lebhafte Aufnahme. Jedes Dorf mußte ein Feld anlegen. Die erste Ernte war eine gute; aber schon im zweiten Jahr begann ein schwieriger Kampf gegen die zahllosen Schädlinge, die, wie hergezaubert, diese Pflanze verderben. Und wer nahm ihnen den Überschuß ab, wenn sie in unermüdlicher Arbeit dennoch eine befriedigende Ernte erhielten? Sie wollten doch auch materiell vorwärtskommen; wollten doch auch aus dem Erlös der Pflanzungen durch Ankauf europäischer Waren eine bessere äußere Lebensführung herbeiführen! Und Neuguinea hatte ja noch keine Ölmühlen, keine Pressen, in deren Betrieb sie die Nüsse hätten abführen können. Ein Erdnußexport ist ja noch ein unbekanntes Ding in der Südsee! Kopra! Kopra! ist fast die alleinige Losung in diesem östlichsten deutschen Schutzgebiet. Und so blieb ihnen in ihrem zielbewußten Streben nach einer kräftigeren Nahrungsweise nur noch die Viehzucht als Eingeborenenkultur. Sie konnte ihnen die mangelnde Fettnahrung bringen. Jede Ortschaft sparte, legte den Erlös der Arbeitsperiode auf den europäischen Pflanzungen und Stationen, den Gewinn aus den an die Mission verkauften Feldfrüchten zusammen, bis so viel in der Dorfkasse war, um eine Kuh erstehen zu können. Auf der Sattelberger Missionsniederlassung, wo man mit der Kreuzung aus dem australischen und

20*

dem Zebuvieh ganz ausgezeichnete Erfahrungen gemacht hatte, erlernen sie die Tierhaltung, das Einbrechen der Stiere, das Melken, die Butter- und Käsefabrikation, das Einfahren des Viehes, und so arbeitet sich das fleißige Völklein fast aus eigener Kraft vorwärts. Es sieht sein Fortschreiten in christlichen Grundsätzen, vor allem in unentwegter geregelter Arbeit und einwandfreier Lebensführung, die sie auch fern von dem wachsamen Auge ihres Missionars betätigen.

Muß ich noch weiter Beweise dafür geben, daß hier von Missionar Keyßer, aber auch nur von ihm, mit bewunderungswürdigem Verständnis ein Werk vollbracht worden ist, das echte Früchte bringt? Sind doch meine Erzählungen selbst ein Loblied und Preis der Treue des Kätevolkes, ein lebendiges Zeugnis dafür, wie feste Wurzeln die Lehren in ihnen geschlagen hatten, wie stark ihr Deutschtum und Christentum in ihnen geworden war! Die unsäglichsten Strapazen, Hunger und Kälte, die Verweise ihres obersten Missionars, die Drohungen des Feindes hatten sie nicht abzuhalten vermocht, bis zum Ende durchzuhalten.

32

Zum und auf dem Sattelberg



nd das Ende kam plötzlich, überraschend! Atemlos kamen abermals Eilboten an: „Big-fellow-fight finished, master, missionary hear em finished belong boat-kerosin. English belong Morobe make big fellow singsing belong fight finished.“ („Der große Kampf ist aus Herr, der Missionar hat es von einem Motorboot gehört. Die Engländer in Morobe feiern das Kriegsende.“) Der folgende Tag brachte die schriftliche Bestätigung durch den Sattelberger Missionar. Friede, endlich Friede! So lange vergeblich erhofft und er-

wartet, immer wieder hinausgezögert, bis über vier Jahre verflossen waren, bis man überhaupt an ein Kriegsende nicht mehr glauben konnte. Nun vermochte das Herz die Freudennachricht kaum für wahr zu halten, so oft war es bitter enttäuscht worden. Ist es kein Irrtum, kein Hirngespinst, kein Traum? Da stand es schwarz auf weiß! Dazu lärmten die Trommeln Tag und Nacht und brachten die frohe Botschaft mit Windeseile in die westliche Gegend. Die Muschelhörner riefen aus allen Tälern, von jeder Kuppe; der Lärm wollte kein Ende mehr nehmen. Von allen Himmelsrichtungen strömten Dorfleute an, um sich zu vergewissern, um aus des „Bongbong" Mund die Bestätigung der Meldung zu hören. Nun wollten sie sich mit freuen, wollten Feste feiern und wunderten sich über die Ruhe des Masters, der so gar keine laute Freude über die endliche Erlösung aus der jahrelangen Abgeschlossenheit und die baldige Rückkehr in seine Heimat an den Tag legte. War es ein Überwältigtsein, waren es noch Zweifel, trübe Vorahnungen oder Abgestumpftsein, was mich so gelassen, beinahe kühl die Friedensbotschaft anhören ließ? Wer könnte es enträtseln?

Gewißheit! Friede! Zu gleichgesinnten Menschen zurück! Wieder die Muttersprache sprechen hören und in der Heimatsprache Antwort geben dürfen! Es schien zuviel auf einmal! Und dieses Zuviel füllte die Gedanken aus, als die kärglichen Reste meiner Ausrüstung gesammelt und zu Trägerlasten verschnürt wurden, als von den fernsten Kua- und Burrumdörfern die Krieger in ihrer vollen Waffenausrüstung, beladen mit den Tanzschmücken zu den bevorstehenden Festlichkeiten und von ihren unter den Feldfruchtlasten ächzenden Weibern begleitet, im Lager zusammenströmten, um gemeinsam mit uns den Marsch nach Osten zu den Küstengegenden anzutreten, welche die meisten unter ihnen noch nie betreten hatten.

Ohne Kummer verließen wir die nahezu erntereife Pflanzung, von der wir nur die Bohnen und Gurken, das Zuckerrohr und die Bataten geerntet hatten. So war doch noch mein





Wunsch in Erfüllung gegangen, daß ich nicht dabei sein müßte, wenn die vor etwa fünf Monaten gepflanzten Taro- und Yamknollen eßreif wären.

Wie leicht marschierte es sich auf den tadellosen Wegen, die das Land der Kâte nach allen Richtungen gangbar machen und die von den Blutegeln nicht mehr verseucht sind, da sie alle abgegraben sind und kein Laub mehr auf ihnen geduldet wird! Wie herrlich schön grüßte uns die in allen Dörfern hochgezogene Flagge entgegen, unter deren hohem Mast uns die Bewohner freudig begrüßten! Jede Stunde brachte uns tiefer hinab, näher der Küste zu. Nach jeder Ortschaft, die wir durchzogen oder berührten, schwoll die uns begleitende Kolonne an, bis sich über tausend Männer und Frauen in gehobener Stimmung nach Osten, der nächsten Bergstation der Neuendettelshauer Mission zuwälzten.

Über eine halbe Stunde westlich dieser Niederlassung durfte ich Missionar Keyßer mit Frau und Kindern die Hand drücken. Unter Fragen und Gegenfragen ging es auf dem Stationsweg der mit einer wellblechbedachten Häuserreihe bedeckten östlichen Achse der seewärtsschauenden Kuppe des Sattelberges zu. Eine mächtige deutsche Flagge grüßte uns vom hohen Mast; manch anderem Landsmann und Missionar, die auf der 850 Meter hohen Bergstation Erholung von der erschlaffenden Wirkung des Küstenklimas suchten, durfte ich vor dem Hauptgebäude der weitläufigen Anlage den Willkommengruß erwidern. Ein sauberes, nettes Zweizimmerhäuschen, dessen Inneres Frau Keyßer mit Blumen und den deutschen Farben geziert hatte, wurde mir als Unterkunftshaus angewiesen.

Ein sauberes Bett, Waschtisch, von Europäerhand gearbeitete Tische und Stühle, ein Schrank, verschließbare Türen und Glasfenster am Haus, ein festes, auch dem stärksten Tropenregen trotzendes Wellblechdach über dem Haupt, Decke, Wände und Fußboden aus Brettern hergestellt, die aus der kundigen Hand eines Zimmermanns hervorgegangen waren! Ich glaubte



zu träumen; oder war ich aus einem vierjährigen bösen Traum erwacht? In den ersten Monaten des Jahres 1915 hatte ich die weißglänzenden Dächer der Sattelbergstation weit im Norden von der Höhe herab winken sehen und war mehrere Stunden südlich daran vorbei nach Westen in das Hochgebirgsland, ins Ungewisse gezogen. Heute, am 18. November 1918, hatte ich in einem seiner Gasthäuser eine herzliche Aufnahme gefunden, besah ich mir immer wieder von neuem die vierzehn Europäergesichter, die zu einem gemeinsamen Abendbrot versammelt waren, und lauschte den Erzählungen über die Kriegsjahre und das überraschende Ende. Von letzterem wußte man hier nur Dürftiges zu melden. Ein Segelkutter der Neuguinea-Kompagnie hatte auf einer Anwerbefahrt nach dem Huon-Golf die Südstation Morobe angelaufen und war dort von dem gehässigen Gejohle und Beschimpfungen der total betrunkenen australischen Garnison empfangen worden. Der noch etwas nüchterne Kommandant der Besatzung hatte dem Kutterführer an der Landungsbrücke mitgeteilt, daß in der Nacht vom 10. auf 11. November die Nachricht vom Frieden funkentelegraphisch eingelaufen sei. Daraufhin war der Kapitän des Segelkutters sofort wieder in See gegangen, um den an der langen Küste ansässigen Landsleuten die Kunde zu überbringen. Mit Ausnahme der einen Zusatzmeldung, daß die Türkei und Bulgarien von den Zentralmächten abgefallen seien und einen Separatfrieden mit den Alliierten abgeschlossen hätten, war kein weiterer Kommentar mit der Friedensnachricht mitgekommen. Ohne Zweifel sei dieser Zusatz ein weiteres Glied der langen Kette von Lügennachrichten, mit denen die Neuguinea-Deutschen seit viereinhalb Jahren von den Australiern gespeist worden seien. Nach den bisherigen, wenn auch sehr spärlichen Meldungen, sei an einem Sieg des Vaterlandes nicht mehr zu zweifeln.

Aus dieser Überzeugung heraus versammelte daher am kommenden Tag Missionar Keyßer alle Angehörigen und Gäste der Station zu einem Gottesdienst, um den Sieg der Heimat,

des Deutschtums über das von einer Welt von Bundesgenossen und düsteren Hilfsvölkern unterstützte Angelsachsentum zu feiern. In markigen Worten hob er die einzig in der Geschichte dastehenden Leistungen Deutschlands hervor und zeichnete in kurzen, klaren Strichen die großen Aufgaben den Zuhörern vor, welche des Deutschtums nach der Niederwerfung seiner Gegner harrten.

Mir tat dabei das Herz weh; wenn Keyßer nur recht behalten sollte! Ich, der ich weniger unter den Lügennachrichten der Gegner zu leiden gehabt hatte, konnte in keine so rosige Zukunft blicken; der Abfall unserer Verbündeten im nahen Orient umdüsterte meine Freude.

Doch ließ ich mich durch das Aufzählen der zahllosen unwahren englischen Nachrichten beruhigen und half kräftig mit, die Vorbereitungen zu dem Friedensfest zu rüsten, das die Käte im Verein mit den Hube- und Kua- und Burrumleuten auf ihre Art feiern wollten.

Ich selbst suchte ohne Verzögern durch die in Morobe aufgestellte Marconistation, an deren Kommandanten ich ein offenes Schreiben mit dem Ersuchen abgehen ließ, seinen Inhalt durch Funkspruch an den britischen Administrator in Rabaul weiterzugeben, Verbindung mit dem Führer der australischen Besetzungstruppen. Ich ersuchte ihn auf Grund der Friedensnachricht um seine Zustimmung, daß ich meine, im Jahre 1915 auf der Station und auf den ihr benachbarten Missionsniederlassungen Ongga und Zakka zurückgelassenen Ausrüstungsstücke hole. Wenn es angängig sei, möchte er seine Zustimmung zu meiner Weiterreise von dort nach Rabaul, dem Gouvernementssitz der Kolonie, geben, damit ich von diesem Haupthafen aus die Reise nach Europa antreten könne.

Denn mit meinen Kleidungs- und Wäschestücken, dem Schuhwerk und sonstigen Ausrüstungsstücken sah es recht übel aus. Zwar besaß ich noch zwei Khaki-Uniformröcke. Aber der eine war, abgesehen von den durch die Käteweiber immer neu

aufgesetzten Flecken, die allmählich zu einer so dicken Lage angeschwollen waren, daß sie einen auf sie treffenden Pfeil nicht hätten durchdringen lassen, so brüchig geworden, daß beim Hineinschlüpfen jedesmal ein neues Loch einriß. Der zweite, fast nie im Innern getragen, würde wohl noch einige Monate hindurch das grausame Wäscheverfahren der Eingeborenen aushalten. Zwar half mir Missionar Keyßer nach Kräften mit Wäsche, Hosen und Schuhwerk aus, doch sehnte ich mich danach, einmal wieder ein passendes ganzes Uniformstück auf dem Körper zu haben und aus der reichlichen Ausstattung zu schöpfen, die ich am Ausgangspunkt meiner Expedition zurückgelassen hatte. Vor allem aber war es mir um den Wiedererhalt meiner Aufzeichnungen und der Ergebnisse meiner Grenzarbeiten zu tun, für deren Schicksal ich nach den Schilderungen der Missionare über das räuberische Vorgehen der australischen Horden das Schlimmste befürchten mußte.

Der Tag des großen Friedensfestes, das Abschiednehmen von den Inland-Papuastämmen, unter denen ich so lange gehaust und die wieder in ihre Niederlassungen zurückkehren wollten, war herangerückt. Ich hatte einige Kühe, mehrere Säcke Reis und einen großen Sack Salz von der Mission angekauft, damit auch die Magen der braven Kerle und auf meinen besonderen Befehl hin auch die ihrer Weiber in Feststimmung kämen. Wie hatten diese Inlands-Leute die noch nie gesehenen großen Tiere, die Milchkühe und Arbeitsochsen angestaunt! Für sie waren es natürlich nur gehörnte, riesenhafte Schweine, und ihre Sprache gab ihnen die dieser Ansicht entsprechende Bezeichnung. Ihre Augen leuchteten, wenn ich sie beim Abgehen der kauenden, schmatzenden Versammlung fragte, wie ihnen das „gehörnte Schwein" schmeckte, wie ihnen die seltene ungewohnte Reiskost mundete. Einer anderen Antwort waren sie mit dem immer angefüllten Mund nicht fähig. Und dazu die Menge Salz, der höchste Genuß für einen Berg-Papua-Gaumen. Da brauchte es keines alkoholischen Getränkes mehr, das in der gan-

zen Südsee ein unbekanntes Ding ist, um die Stimmung zu erzeugen, die zu den nächtlichen Tanzvorführungen notwendig war.

Gegen acht Uhr abends des 1. Dezember nahm das Fest seinen Anfang. Eine Anzahl von Bambusfackeln, von den im großen Kreis aufgestellten Käte-Männer und Frauen gehalten, beleuchtete den Platz. Der kühlende, aus den Bergtälern wehende Nachtwind ließ sie heftig flackern und gespensterhafte Schatten werfen.

Eine Landschaft nach der anderen kam mit sprunghaften Tanzbewegungen, begleitet von den bald raschen, bald langsamen Schlägen auf die Tanztrommel, angezogen, löste sich in teils ruhig ausgeführten symbolischen Tänzen, teils wilden Kriegs- und Kampfsprüngen ab. Wie gleichmäßig und gut geschult waren die oft wuchtigen, dann wieder tänzelnden Bewegungen und Drehungen der Krieger, denen bald der Schweiß der Anstrengung von den dunkelhäutigen, nackten, vom Fackelschein grell beleuchteten Körpern herunterlief. Wie graziös federten ihre aus Grasgeflecht kunstvoll hergestellten, mit bunten Vogelfedern und Menschenhaaren geschmückten Tanzhelme; nickten die weißen Hahnenfedern oder roten Paradiesreiher bei jeder Kopfbewegung! Melodische Weisen, Einzelgesänge, in welche die rauhen Kehlen des Gesamtchores einfielen, begleiteten die Tänze, die ein immer wilderes und aufgeregteres Tempo annahmen. Körperbewegungen, die nie in unschöne Verzerrungen ausarteten, ließen die Muskeln spielen und hervortreten, daß es nur so eine Pracht war. Die vom Tanz selbst ausgeschlossenen Weiber standen, nach dem Takt trippelnd, sich langsam im Kreise drehend und leise mitsummend, um die Tänzerschar herum.

Zwei Stunden dauerten die Vorführungen, in denen die Hube-, die Kua-, zuletzt die Burrum-Leute ihre Künste zeigten.

Dann trat der Hauptsprecher der Käte in den Kreis und feierte in schwungvoller Rede die Bedeutung des Tages, über-

schlug in treffenden Worten nochmals die verflossenen Jahre, ihre Leiden und Freuden und gab dem Stolz des gesamten Käte-Volkes Ausdruck, daß auch sie ihr Deutschtum hatten beweisen helfen und mithelfen dürfen, die schwarzweißroten Farben in einem großen Teil der mächtigen Insel aufrechtzuerhalten.

„Wir haben jetzt nur noch die eine Hoffnung, die eine Bitte zu ‚Anutu' (Gott), daß die Deutschen bald wiederkommen und dem Land der Farbigen die Ordnung wieder bringen, welche die Engländer über den Haufen gebracht haben", schloß er seine, mit einem Hurra auf den Kaiser ausgebrachte Rede, von dem die Bergwände ein vielfaches Echo zurückwarfen. Nur mit Mühe konnte das Beifall-Rufen und Geschrei unterdrückt und die Ruhe wiederhergestellt werden; dann aber trat lautlose Stille ein.

Im blendend weißen Hängekleid, mit der schwarzweißroten Schärpe angetan, durchschritt ein Kätemädchen den Festplatz und trat vor uns Europäer hin. In deutscher Sprache trug sie ein Gedicht vor, in dem sie im Namen des ganzen Käte-Völkleins der Liebe und Anhänglichkeit der Berg-Papua zum deutschen Vaterland Ausdruck gab und mich bat, aus ihrem Mund die Freude aller Angehörigen ihres Stammes entgegenzunehmen, daß ich glücklich allen Fährnissen des langen Aufenthaltes im Innern entgangen war und wieder in die Heimat zurückkehren dürfe. Und nachdem sie geendet, überreichte sie mir einen schönen geflochtenen Grasbeutel voll Silberlinge.

„Nimm diese kleine Summe, Herr, und bringe sie zu dem großen Mann in Deutschland, der auch für uns Farbige sorgt, und sage ihm, daß dieses Geld unser Beitrag zu dem Denkmal für die vielen gefallenen deutschen Krieger sein soll, welche nicht nur für euch Weiße, sondern auch für uns dunkelhäutige Deutsche gestritten und gelitten haben. Es ist nur wenig, was wir dir geben können, da wir bei den Engländern nicht haben arbeiten

wollen und infolgedessen keine Gelegenheit hatten, mehr zu verdienen. Der kleine Betrag stellt unsere Ersparnisse aus früheren Jahren dar."

Tiefbewegt nahm ich die Gabe an. Was sollte ich ihnen antworten, ihnen, die nicht nur einhellig die Gutscheine zurückwiesen, welche ich ihnen für die durch viele Jahre hindurch geleisteten Dienste geben wollte, sondern mir noch ihre mühsamen Ersparnisse anbrachten? Was ich den braven Leutchen an diesem Abend erwidert habe, weiß ich nicht mehr.

Noch einmal erklang unser Schutz- und Trutzgesang „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand" in die Nachtstille, und dann löste sich die Festversammlung auf. —

„Master Haumann, paper belong you come finished!" Mit dieser Meldung kam Tawureh, der Eitape-Mann, dem die Aussicht, nun bald wieder seine geliebten Inseln in Berlinhafen betreten zu dürfen, sein ganzes Denkvermögen verwirrt hatte, in mein Haus gestürzt.

„What name paper?"

„I think paper belong English", grinste er.

Das schien ausgeschlossen, denn erst gestern hatte ein nach Süden fahrender Motorkutter mein Schreiben nach Morobe mitgenommen.

Und doch war es ein englisches Schreiben, das mir der erste Aufseher des Käte-Volkes überbrachte, wahrscheinlich ein altes, und von den Ereignissen längst überholtes.

Es war jenes Schreiben des Captain Oglwy, des britischen Kommandanten von Friedrich-Wilhelms-Hafen, der im Spätherbst 1916 jene ergebnislose Expedition gegen mich unternommen hatte, während ich mich mit meiner Kolonne viele Hunderte von Meilen im Innern der Insel befand und mich dort mit den Naturschwierigkeiten herumschlug.

Von der Hauptstation der Mission, von Finchhafen aus, war es geschrieben und trug das Datum: 18. Oktober 1916.

Heute schrieben wir den 2. Dezember 1918, es war also mit reichlicher Verspätung in meine Hände gelangt.

Und was war sein Inhalt? Zuerst zogen die dick mit roter Tinte unterstrichenen Satzstellen eines jeden Absatzes meine Blicke auf sich.

„Come in as soon as possible!"

Nicht weniger als achtmal wiederholt sich diese liebenswürdige Aufforderung. Sie bildete den Schlußeffekt eines jeden allerdings weniger freundliche Worte enthaltenden Abschnittes des Schreibens.

Mit Ausnahme des ersten Satzes, der mich über den zwischen dem deutschen stellvertretenden Gouverneur von Neuguinea und dem Führer der britischen Landungstruppen gegen Ende September 1914 abgeschlossenen Übergabevertrag aufklärte und auf die beigelegte Abschrift jener Proklamation verwies, waren es lauter Drohungen, die das Papier bedeckten. Allerdings keine einzige gegen mich selbst, dem die Behandlung als Offizier und Gentleman zugesichert wurde, wenn ich mich ergebe. Alle angedrohten Maßnahmen waren gegen die unschuldigen Landsleute an der Küste, Pflanzer und Missionare, gerichtet.

Die Verhängung des vollständigen Blockadezustandes über ganz Kaiser-Wilhelmsland war angedroht, wenn ich mich nicht innerhalb weniger Wochen stellte.

Ferner: Deportation sämtlicher Deutschen mit Frau und Kind, falls ein begründeter Verdacht bestehe, daß einer unter ihnen mich mit Nachrichten und Lebensmitteln versorge.

Weiterhin: Zerstörung der Eingeborenendörfer und Fortführung ihrer Bewohner, wenn bewiesen würde, daß die Farbigen mich unterstützten. Und so fort!

Hatte das alles nur ein Schreckschuß für mich und für die Deutschen an der Küste sein sollen, oder fehlte dem Kommandanten die Macht, seine Drohungen in die Tat umzusetzen, als ich weder nach Wochen noch nach Monaten meine Übergabe

angeboten hatte? Oder hatte nicht einmal die Gewandtheit der Australier, Tatsachen zu verdrehen, es diesmal fertiggebracht, Unschuldigen eine Schuld anzudichten, falsche Zeugen beizubringen, die eine Verbindung zwischen mir und den nicht allzu zahlreichen Landsleuten an der Küste bewiesen? Genug, daß diese trotz meines Nichterscheinens nicht mehr zu leiden hatten, als sie es so schon hatten tun müssen!

Heute, nachdem seit wenigen Tagen der Eintritt des Friedenszustandes gemeldet war, lächelte ich über den Inhalt. Ob ich ihn vor zwei Jahren angesichts der Verantwortung, die er auf mich legte, ebenso belustigend gefunden hätte?

Zugleich mit den in ihre westlichen Berge zurückmarschierenden Burrum-Kua-Leuten und Hubedorfschaften war bereits eine Anzahl meiner langjährigen Begleiter in ihre Orte zurückgekehrt, um ihre Berufstätigkeit als Missionsgehilfen wieder aufzunehmen, oder sich wieder zu ihren Angehörigen zu gesellen und die friedlichere Haus- und Feldarbeit zu pflegen.

In den folgenden Tagen wurde nun die ganze Abteilung aufgelöst, die Waffen- und Munitionsreste in Verstecke gebracht, damit nichts den Australiern ausgeliefert werden müßte.

„Herr, wenn nun ein Dampfer kommt und du nach Rabaul fährst, nimm mich mit; ich will bei der deutschen Regierung arbeiten."

Tagtäglich kamen junge Männer aus den Käte- und Hube-Dörfern und stellten die gleiche Bitte. Nach vier Tagen waren es bereits fünfzig Jungen, die mich zur Hauptstadt begleiten und ihre Dienste der, wie sie glaubten, rasch wieder eingesetzten deutschen Verwaltung anbieten wollten. Nur mit Mühe ließen sie sich überreden, einstweilen in ihre Dörfer zurückzukehren und dort meinen Ruf abzuwarten. Aber einige, die zu spät zu kommen fürchteten, ließen sich nicht von der Station weisen, wo sie sich auf alle mögliche Art und Weise nützlich zu machen versuchten.

33

Über Morobe nach Rabaul



Kaum waren weitere sieben Tage verstrichen, da kam wieder ein englischer Brief. Diesmal aber war es bereits die Antwort auf mein Schreiben an den britischen Brigade-General Johnson in Rabaul, und sie kam in Gestalt eines australischen Captain, der mir von Finchhafen — also auch er war anscheinend zu bequem, um die sechs- und siebenstündige Bergtour auf die Erholungsstation der Mission hinauf zu machen — folgende Zeilen zusandte

„I received your letter of 21. 11. 18 and I desire now to see you this afternoon at Finchhafen.

Dillane
Captain D. O. of Morobe."

(„Ihren Brief vom 21. 11. 18 habe ich erhalten, und ich wünsche Sie heute nachmittag in Finchhafen zu sehen.")

Zugleich mit dem Schreiben führte ein Junge das Pferd vor, um das ich die Finchhafener Missionsstation für den Fall gebeten hatte, daß ein britischer Offizier oder Beamter im Hafen einträfe.

Als ich dem Ehepaar Keyßer, das mich in so treue Pflege genommen, und den anderen Angehörigen und Gästen der Station zum flüchtigen Abschied die Hand drückte, dachte niemand daran, daß es zu einer langen, noch heute dauernden Trennung sein würde.

Schon nach dreieinviertel Stunden flotten Rittes zur Küste stieg ich vor dem großen Missionsgebäude in Finchhafen vom Pferd und fand einen wohlbeleibten, ständig schwitzenden, australischen Offizier mit Hauptmannsabzeichen vor. Formelle Begrüßung!

„Se. Exzellenz der Administrator hat befohlen, Sie nach Morobe zu begleiten, wo kurz vor Weihnachten ein Dampfer erwartet wird, mit dem Sie nach Rabaul weiterfahren können. Ich beabsichtige, mit Einbruch der Dunkelheit in See zu gehen und bitte Sie, Ihr Gepäck rechtzeitig an Bord bringen zu lassen."

Auf meine Vorstellung hin, daß meine Koffer noch auf dem Sattelberg seien, daß ich lediglich zu einer Besprechung auf Grund des Friedens gekommen sei, zuckte er bedauernd die Achseln. „Befehlen Sie Ihren Leuten, daß sie Ihre Koffer durch Eilboten bringen lassen, wir wollen dann mit der Abfahrt warten, bis das Gepäck da sein wird."

„Dann werde ich selbst zum Sattelberg zurückreiten und mein Gepäck besorgen und Sie an der Preußenreede wieder treffen, wo Sie Ihrer Aussage gemäß in einigen Tagen eine Verabredung haben. Ich werde rechtzeitig dort sein."

„Ich bitte Sie, Ihr Gepäck durch farbige Jungen holen zu lassen, denn für Sie wird das Herunter, Hinauf und wieder Herunter zu viel sein, während die Träger sich in jedem Dorf ablösen können, um die Koffer rasch heranzuschaffen."

„Ich ersuche Sie nochmals, meinen Vorschlag, die Preußenreede als Treffpunkt zu vereinbaren, anzunehmen. Sonst muß ich glauben, daß Sie mich jetzt nach Abschluß des Friedens noch als kriegsgefangen behandeln wollen."

„Ich habe lediglich den Befehl Seiner Exzellenz auszuführen, Sie nach Morobe zu bringen!"

Gut! Die Träger, mit einem Abschiedsbrief für die Sattelberger versehen, stürmten davon und — eine bewunderswerte Leistung! — bereits vor Mitternacht war mein Gepäck zur Stelle.

Am folgenden Morgen ging es in See; drei Europäer, der australische Hauptmann, ich und ein australischer Unteroffizier und sechzehn farbige Polizeijungen. Unser Fahrzeug war dasselbe Segelboot, in dem ich vor nahezu vier Jahren gemeinsam mit dem deutschen Stationsleiter von Morobe nach dem

geglückten Durchbruch durch die drei den Hafen von Morobe sperrenden australischen Zerstörer die Nordfahrt durch den Huon-Golf unternommen hatte.

Das Wetter war klar, die See nur leicht bewegt, eine Nebelkappe verdeckte die Kuppe des Sattelberges, so daß ich nicht einmal mit den Blicken einen Abschiedsgruß hinaufwinken konnte. Hinter uns her erklang noch einmal der Gesang meiner am Strand zurückgelassenen Jungen: „Ich hab mich ergeben", was den australischen Offizier und seine Leute erstaunt zuhorchen ließ.

Die brandumtoste Nordspitze der palmbestandenen Halbinsel Nigidu lag bereits steuerbord achtern, wir nahmen Kurs nach Süden. Da erhob sich Captain Dillane von seinem Sitz, riß seine dicke Gestalt zusammen und sprach zu mir: „Ich bitte Sie, sich als kriegsgefangenen Offizier zu betrachten. Wenn Sie mir Ihr Offizierswort geben, daß Sie während der Fahrt nichts Feindliches unternehmen wollen, wird Ihnen jede Bewegungsfreiheit gestattet werden."

Dann ließ er sich wieder schwerfällig auf seinen Sitz fallen, worin ihn die schaukelnden Bewegungen des Bootes nicht gar zu sanft unterstützten.

„Ich habe während meines vieljährigen Zusammenarbeitens mit englischen Offizieren in Westafrika dieselben schätzen und achten gelernt. Daß diese Hochachtung durch Ihr Verhalten nun auf den Nullpunkt sinkt, daran ist Ihr Benehmen schuld, das eines Gentleman unwürdig ist", war alles, was ich ihm antwortete.

Und er steckte es ein! Fehlte ihm das Gefühl für die bodenlose Gemeinheit seiner Handlungsweise, so konnte er während unserer Fahrt und in den Anlegepausen an Land nicht genug tun, um mir alles, was er an Eßmaterial und Bequemlichkeiten mit sich hatte, anzubieten. Sogar sein Bett stellte er mir zur Verfügung, während er selbst auf dem Hüttenboden des Eingeborenenhauses schlief.

Am 18. Dezember, nachdem ich mich in der Nähe der Preußenreede von Dillane getrennt hatte und mit einem anderen, von einem australischen Steuermann kommandierten Ruderboot allein weitergefahren war, traf ich bereits in Morobe ein. Zum dritten Male seit Januar 1914 und unter welch veränderten Verhältnissen!

Schon während der vom schlechten Wetter unangenehm gemachten Bootsfahrt entlang der mangrovebestandenen sumpfdurchsetzten Küste des Huon-Golfes hatte mich der australische Offizier mit den angeblich neuesten Telegrammen bekanntgemacht. Daß der am 9. November abgeschlossene „Friede" nur ein Waffenstillstand gewesen sei und nicht der Schlußfriede, wie die Missionare auf Grund der ihnen überbrachten Meldungen geglaubt hatten, mußte ich wohl als Tatsache anerkennen. Aber den Übertritt des Kaisers auf neutralen Boden, den Ausbruch der Revolution in Deutschland, den Rückzug nach dem Rhein, diese Meldungen hatte ich damals noch in das Reich der Fabeln verwiesen.

Hier in Morobe, wo mich der stellvertretende Distriktsoffizier, ein Engländer, sehr entgegenkommend aufgenommen und gebeten hatte, in seinem Hause Wohnung zu nehmen, wurden mir die täglich einlaufenden Funksprüche zur Verfügung gestellt, so daß ich an dem Zusammenbruch der Zentralmächte nicht mehr zweifeln konnte.

In denselben Räumen, von denen aus ich die mit so vielen Hoffnungen begonnene Grenzexpedition im Januar 1914 zusammengestellt hatte, in denen ich gegen die Jahreswende 1914/15 den erstaunten Stationsleiter Klink vor Begeisterung gerüttelt und geschüttelt hatte, als der eingelaufene Missionskutter die Nachricht von den großen Anfangssiegen der deutschen Armee und Marine gebracht hatte, mußte ich an den endgültigen Sieg der Feinde glauben lernen! Vor etwa zweieinhalb Monaten waren mir noch Zeitungsausgaben in den Urwald des Inselinnern gebracht worden, welche die in den letzten Wochen des

Februar und der ersten Märzwoche mit so glänzenden Erfolgen begonnene Offensive der Heimat enthalten hatten. Gänzlich unvorbereitet, von dem siegreichen Frieden des Vaterlandes fest überzeugt, mußte ich hier mit dem Eindruck fertig zu werden suchen, den die täglich mehrmals einlaufenden Funksprüche über die Größe des die Heimat betroffenen Unglückes hervorriefen.

Die Tatsache, daß ich nach einer genauen, von dem Distriktsoffizier in entgegenkommender Weise unterstützten Untersuchung und Durchsuchung der Station auch meine in der Umgebung von Morobe zurückgelassene Ausrüstung als gänzlich verloren betrachten mußte, war nicht geeignet, zur Hebung meiner niedergedrückten Stimmung beizutragen. Durch viele Zeugen wurde bestätigt, daß der erste australische Kommandant von Morobe, Captain Nelson, nicht nur mein dienstliches Expeditionsgepäck erbrochen und fortgeführt, sondern unter bewaffnetem Einbruch in die beiden benachbarten Missionsstationen meine dort untergebrachten Privatlasten geraubt hatte. Er hatte sich nicht entblödet, längere Monate hindurch meine Uniformen zu tragen, und noch heute schilderten Missionare wie Farbige, welch lächerlichen Eindruck der baumlange Australier in meiner Uniform gemacht habe; denn ich messe 1,68 Meter, habe also kaum Mittelgröße. Mochte er alle Wertgegenstände an sich genommen und fortgeschleppt haben — er wäre ja sonst eine Ausnahme unter den bei Kriegsbeginn in Neuguinea eingefallenen australischen Horden gewesen! — den Verlust dieser Dinge konnte ich leicht verschmerzen, und sie waren zu ersetzen. Aber daß die umfangreichen Aufzeichnungen, Höhenmessungen, astronomischen Beobachtungen, Skizzen- und Routenbücher, konstruierte Karten und der Schatz an Zeichnungen und Photographien verloren gegangen sein sollten, das schmerzte tief. Der Ungewißheit meiner Durchbruchsversuche hatte ich das Material nicht aussetzen wollen und es, in der Überzeugung, daß die Gegner wenigstens die Missionshäuser achten, an ihnen wenigstens mit ihrer Raublust vorbeigehen würden, dort geborgen. Seiner Gier nach den

vermeintlich vergrabenen oder sonstwo versteckten dienstlichen Geldern und den Postkassen, nach denen er mit Hilfe der bestochenen und bedrohten Eingeborenen eifrig suchte, waren auch die für ihn wertlosen, für die wissenschaftliche Welt neuen und unersetzlichen Resultate meines Eindringens in das Herz der Insel im Jahre 1914 zum Opfer gefallen.

Am 22. Dezember 1918 schiffte ich mich auf dem erwarteten Dampfer „Sumatra", einem der ältesten Lloydschiffe, welche die Südsee befuhren und nun im Besitz der Australier sind, ein. In angenehmer Fahrt, bei ruhiger See, ging es quer durch den Huon-Golf, am Finchhafen vorbei nach Friedrich-Wilhelms-Hafen, wo ich während der Weihnachtstage die mich freudig begrüßenden deutschen Pflanzer und Kaufleute, die mich längst für tot gehalten hatten, an Bord empfangen mußte, da der australische Kommandant es nicht für angängig fand, daß ich die „Garnison" besuchte. Dann ging es weiter, Kurs nach Nordwesten, gegen Eitape zu, der nordwestlichen Station in der Nähe der holländischen Grenze. Wertvolle Erfahrungen über die Tätigkeit der Australier während der Kriegsjahre vermochte ich da zu sammeln, ihre Unfähigkeit im Verwalten und Weiterausbauen tropischer Gebiete, die sie ja bereits in Nordaustralien und dem ihrem Protektorat anvertrauten südöstlichsten Teil von Neuguinea schon hinreichend bewiesen hatten, mit eigenen Augen zu schauen. Die ersten Tage des Jahres 1919 sahen uns den Witu-Inseln nördlich von Neu-Pommern zu steuern, in deren Haupthafen wir Kopra einnahmen. So fest waren die dort trotz der widrigen Verhältnisse fleißig weiterarbeitenden deutschen Pflanzer von meinem und meiner Abteilung Untergang überzeugt gewesen, daß einer unter ihnen trotz meiner deutschen Anrede und meiner deutschen Fragen minutenlang in englischer Sprache antwortete, obwohl ich die deutsche Schutztruppenuniform trug. Erst das helle Auflachen seines vorgesetzten Pflanzungsleiters machte ihn stutzig und ließ ihn seinen Irrtum erkennen.

Am 5. Januar stand ich in Rabaul vor dem britischen Administrator, dem Brigadegeneral Johnson, dem ich dienstlich meine Ankunft meldete. Unter anerkennenden Worten versprach er mir volle Bewegungsfreiheit in Rabaul und Umgebung, falls ich mich durch Offiziersworte verpflichtete, nichts Nachteiliges gegen die jetzige Verwaltung zu unternehmen.

„Tragen Sie Ihre Uniform weiter, man wird Sie achten. Da der Friede doch nur noch eine Frage von wenigen Monaten sein wird, werde ich Sie nicht nach Australien senden. Mögen Sie Gelegenheit finden, von hier aus nach Europa abzureisen!" Dies waren seine in Gegenwart der Offiziere des Stabes gegebenen Versprechungen.

Sie blieben von kurzer Dauer. Bereits nach vierzehn Tagen unbehelligten Aufenthaltes in Rabaul wurde ich auf das Hauptquartier bestellt und ersucht, in Zukunft Zivilkleidung anlegen zu wollen. „Seine Exzellenz kann keine Garantie dafür übernehmen, daß sich nicht der eine oder der andere australische Soldat etwas gegen Sie zuschulden kommen läßt, da der Haß und Zorn noch sehr groß ist, es könnte sich einer hinreißen lassen, Ihre Uniform zu beleidigen." Das war der angebliche Grund dieser überraschenden Anordnung. Die wahre Ursache war eine andere!

Waren schon die Farbigen der Küstenstriche Neuguineas und jetzt die der Blanche-Bucht von meiner Rückkehr erregt, so konnten sie es gar nicht begreifen, daß der deutsche Offizier, dessen sie sich aus Vorkriegszeiten erinnerten, frei und unbelästigt und in Uniform herumlief, in dem besten Haus der Stadt Wohnung genommen hatte. Waren vorher nicht alle deutschen Beamten und Offiziere in den „Calabus" (Gefängnis) gesteckt und dann davongeschafft worden? Unzählige Male wurde ich von den Eingeborenen auf den Straßen angehalten und von ihnen die Frage gestellt: „Bist du der erste deutsche ‚Kiap'? Kommt die deutsche Verwaltung bald wieder zurück? Oh, wie wir sie zurücksehnen!" Ihre Freude, Sympathie und ihre

Hoffnung auf die Wiederkehr der Deutschen war unverkennbar, und sie gaben ihrem Wunsch nach der recht baldigen Ablösung der australischen Besatzung durch deutsche Regierungsbeamte unverhohlen und lebhaft Ausdruck. Dieselben Fragen stellten natürlich die Haus- und Küchenjungen der australischen Offiziere und Soldaten an ihre Herren. Es war kein Zweifel mehr, meine Anwesenheit im Schutzgebiet fing an, unerwünscht zu werden. Daher das Ersuchen, die Uniform abzulegen. Auch die zahlreichen, in einem eigenen Stadtviertel wohnenden Chinesen hielten nicht mit ihrer Hoffnung auf die Wiederkunft der deutschen Regierung zurück und umstanden mich in großer Zahl, wenn ich das Chinesenviertel zu Einkäufen besuchte. Auch dies war natürlich dem Hauptquartier gemeldet worden.

Hatte man mir anfänglich ohne Zögern und bereitwilligst einen Paß nach den nördlich und östlich der Blanche-Bucht gelegenen deutschen Ansiedlungen ausgestellt, so suchte man weitere Besuche zu unterbinden und zögerte unter allen möglichen nichtssagenden Einwänden die Ausstellung der erbetenen Pässe derartig hinaus, daß ich freiwillig darauf verzichtete. Freilich, auch das hatten meine in voller Uniform unternommenen Ausflüge und die mir überall entgegengebrachten Sympathiebeweise der Eingeborenen gezeitigt. Die farbige Mannschaft des „Kormoran", des kleinen deutschen Kreuzers, der mich im Januar 1914 nach Morobe übergesetzt hatte, kam von dem amerikanischen Internierungslager auf der Insel Guam zurück. Prächtig gewachsene, kräftige Jungen, die deutsch sprachen, umstanden mich, sooft ich das Geschäftsviertel der Stadt besuchte, fielen allgemein durch ihre mir erwiesenen strammen Ehrenbezeigungen auf, besuchten mich sogar in meinem Hause und erzählten mir von ihren Erlebnissen, von ihren verehrten deutschen Vorgesetzten, die schon längst nach Amerika geschafft worden seien. Einhellig, wenigstens solange ich noch in Rabaul weilte, wiesen sie alle Versuche der australischen Behörden, welche die schneidigen Jungen für ihren Dienst zu gewinnen versuchten, zurück.

Das schien dem Faß den Boden ausgeschlagen zu haben. Am 31. Januar wurde mir eine kurze Notiz des Administrators übergeben: „You are requested to embarke immediatly on board s. s. ‚Melusia' for Australia which will leave at 11,30 a. m."

Es war zehn Uhr vormittags, als mir dieser Zettel übergeben wurde, also gerade eineinhalb Stunden Zeit, um in aller Eile mein Gepäck zu richten, auf der Bank mein Geld abzuheben und im Galopp zur Landungsbrücke zu fahren, wo die Dampfpfeife bereits die ersten Abfahrtsignale hinausheulte. Nur von wenigen Landsleuten, die mich während meiner Anwesenheit so gastlich aufgenommen und liebenswürdig unterstützt hatten, vermochte ich Abschied zu nehmen, denn sie wußten ja nichts von dem plötzlichen Abreisebefehl.

Schon nach einer Stunde Fahrt holten mich die auf Urlaub fahrenden australischen Offiziere von dem Promenadendeck hinweg, um mit ihnen ein „drink" im Rauchsalon zu nehmen, ehe der Gong zum Mittagbrot ertönte. —

34

Deutsche und australische Verwaltung



Frohe und unfrohe, niederdrückende und aufrichtende Gedanken und Bilder waren mir in dieser Stunde blitzschnell im Geist vorbeigezogen, während unser Schiff mit halber Fahrt dicht an den „Bienenkörben" und der „Vulkaninsel" vorbeistrich, die noch tätigen Vulkane Mutter und Südtochter, die schon versteinte Nordtochter immer weiter zurücktraten. Noch lange gaben sie dem herrlich schönen Panorama, das die Blanche-Bucht gewährt, das Gepräge, als schon der kurze Wellenschlag das Schiff langsam schlingern machte und

anzeigte, daß wir die offene See gewonnen hatten und dem St. Georgskanal zuschwammen

Du herrlich schönes Inselreich, dessen Hauptmasse Neuguinea ich in jahrelangen Kreuz- und Querzügen besser als jeder andere kennengelernt habe, dessen Wert und Entwicklungsmöglichkeit, wenn einem, dann mir bekannt sind, du sollst uns abgenommen, diesen unfähigen Australiern ausgehändigt werden? Sollen deine reichen alluvialen Gold- und Platinfelder, deine Petroleum- und Kohlenlagerstätten von anderen ausgebeutet werden? Deine ausgedehnten Alluvialebenen, deren Boden zum Anbau von Zuckerrohr zum mindesten ebenso geeignet ist wie der von Queensland, von dem Briten bebaut werden? Werden andere die glänzende Großviehzuchtsmöglichkeiten ausnützen, welche deine Küstenstriche, Mittelgebirge und Hochebenen bieten? Soll der Heimat die ungeheuer reiche Öl- und Fettzufuhr genommen sein, welche neben deinen reichen Kokospalmenbeständen des Insel- und Küstengebietes die Hunderttausende wild wachsender, neu vorgefundener Berg-Pandanuspalmen gewährten? Und auf welch reiche Erz- und Mineralienlager läßt das geologische Alter deiner zentralen Gebirgsmassen schließen? Und habe ich nicht auf meinen ausgedehnten Kreuz- und Querzügen bis in das Herz der großen Insel hinein feststellen dürfen, daß genügend Eingeborene vorhanden sind, um die Entwicklung des Schutzgebietes mit einheimischen Kräften durchzuführen, so daß auch das „Arbeiterproblem“ als gelöst angesehen werden könnte?!

Hattest du nicht durch unsere Verwaltung und unsere Arbeit eine stetige Vorwärtsentwicklung gezeigt? Hatte nicht die treue, unentwegte Arbeit der Beamten, der Kaufleute, Pflanzer und der Missionare die Eingeborenen wenigstens an den langen Küstenstrichen auf eine Stufe emporgehoben, die ihnen das Leben lebenswerter, ihre Arbeitskräfte zum Allgemeinbesten von Weiß und Schwarz nutzbar gemacht hatte? Waren deine Hilfsquellen nicht schon so weit erschlossen, daß es den deutschen Pflanzungsfirmen möglich gewesen war, trotz der

vollständigen Unterbrechung mit ihren Heimatzentralen, trotz Fehlens jeden Kredits nicht nur selbst durchzuhalten, sondern auch die Kleinpflanzer zu stützen, so daß keine einzige Palme während des Krieges in fremde Hände übergegangen war?

Die angestrengte, vervielfachte Arbeitsleistung der wenigen zurückgebliebenen Deutschen hatte es fertiggebracht, aus dem Erlös der gerade von dem Jahre 1914 ab in größerem Umfang volltragend gewordenen Pflanzungen und ihrer wertvollen Ausbeute, der Kopra, den Betrieb der großen Firmen sowohl wie die der zahlreichen Kleinpflanzungen in vollem Umfange aufrechtzuerhalten; sie hatten es erreicht, daß die deutsche Mark noch im Februar 1919 nahezu ihren vollen Wert, elf Pence, behalten hatte!

Und wie erschwert waren die Arbeitsverhältnisse in der abgeschlossenen Kolonie geworden! Die Unfähigkeit der australischen Besatzungsbehörden hatte nicht nur jede Vorwärtsentwicklung unterbunden, ein Stillstand und Rückgang in allen Zweigen war zu verzeichnen. Nicht nur in den Augen eines vielleicht beeinflußten Deutschen, der zudem an einen steten Fortschritt gewohnt ist; nicht nur nach dem Urteil eines neutralen Beobachters, eines schwedischen Kapitäns und Pflanzers, der an dem Vergleich der Zustände im Schutzgebiet, derer, die im Jahre 1914 geherrscht und derer, wie sie jetzt eingetreten waren, eine gänzliche Stagnation feststellen zu müssen glaubte. Nein, eine Bittschrift sogar englischer Pflanzer, die auf dem deutschen Teil der Salomoninseln seßhaft sind, gibt den Tatsachen den drastischsten Ausdruck.

„Wir sind unter der deutschen Verwaltung vorwärtsgekommen und sahen einer guten Zukunftsentwicklung entgegen. Mit Besorgnis entnehmen wir den Tageszeitungen, daß das Mandat der Südseeinseln, die Deutschland abgenommen werden sollen, an Australien geht. Wir sehen darin den Ruin der Kolonie und unserer Unternehmungen und sagen voraus, daß es binnen kurzem im deutschen Neuguinea aussehen wird, wie es

in Port Moresby, wo der „Nigger Master" ist, schon lange der Fall ist. Wir bitten, Tonga oder Fidschi unterstellt zu werden, die unter britischer Verwaltung stehen, unter der ein Vorwärtskommen aber möglich sein wird."

Dies der Inhalt der Bittschrift, die während meiner Anwesenheit in Neuguinea lebhafte Kommentare und außerordentliches Aufsehen erregte. Und diese Pflanzer sind Engländer, denen man wohl kaum ein Pro-Deutschtum zutrauen kann.

Drängten sich nicht auch in jedem Winkel der Kolonie Beweise auf, daß es nun dort, wo früher Ordnung herrschte, drunter und drüber ging? Die Kannibalen des Innern in den Eitape-Küstenstrichen und auf Neu-Pommern dehnten ihre Raubzüge bis zur See aus und erschlugen die Pflanzungsarbeiter, machten sogar in manchen Gegenden den Verkehr von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz unsicher, zuweilen unmöglich.

Die australischen Behörden hatten unter dem Vorgeben, deutsche Grausamkeiten ausmerzen zu wollen, bewährt gefundene deutsche Verordnungen mit lautem Geschrei aufgehoben, wieder eingeführt, von neuem geändert, um die ehemaligen nun wieder in Kraft treten zu lassen, bis weder Weiße noch Farbige wußten, woran sie waren.

Das den Schwarzen und Farbigen wohl verständliche und bekannte Strafmittel, die Prügelstrafe, war von den Australiern offiziell aufgehoben worden, weil sie dieselbe als grausam erklärten, aber nur, um sie dann trotzdem auf den Militärstationen oder im geheimen, und dann erst wirklich grausam, weiter zu üben.

Welcher Erfahrene wüßte nicht, daß die durch den längeren Aufenthalt in den Tropen eintretende Nervosität nicht selten dazu führt, daß der Züchtigende zu weit geht, wenn er sich nicht durch ein öffentliches Verfahren und durch die ihm vorgeschriebene Höhe eines Strafmaßes in Schranken gehalten sieht? Wohin muß das geheim geübte Züchtigungsrecht führen?

Bedauernswerte Farbige, ihr solltet diese „Humanität"

eines Mandatars, der die Australneger mit Alkohol und Büchse nahezu ausgerottet hat und die kärglichen Überreste heute noch ganz verkommen läßt, mit Blut und Striemen auf der Haut bezahlen? Ihr müßt seine Ordnungsbestimmungen, denen zufolge kein farbiger Arbeiter entlassen werden darf, wenn er seine Verpflichtungen abgedient hat, ehe ihn nicht der Distriktsoffizier gesehen hat, oft mit dem Tode bezahlen! Denn nicht selten vergehen Monate, bis sich der Distriktsoffizier bemüßigt fühlt, zu erscheinen, um eure seit vielen Monaten fällige Heimsendung zu überwachen. Wieviel eingeborene Jungen, denen die sofortige Rückkehr in die malariafreien Berge Gesundung gebracht hätte, sind schon während dieser Wartezeit eingegangen.

Bedauernswerte Inländer von Neuguinea, auf die jetzt chinesische und malaiische Anwerber bewaffnet losgelassen werden, um Arbeiter „anzuwerben"! Mochte in der Vorkriegszeit an den Anwerbevorschriften der deutschen Verwaltung auch manches auszusetzen, manche Verbesserung notwendig gewesen sein, doch sie hatte das unterbunden, was nun unter den australischen Gewalthabern eingerissen ist, und was nach der Bestätigung Weißer und Farbiger bereits seit Jahren der Fall war: den Sklavenfang und den Sklavenverkauf!

„Folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt", ist der Grundsatz des gelben oder gar schwarzen Anwerbers. Ihm ist es gleichgültig, wieviel Papua er erst abschießen muß, wenn er nur eine größere Menge, meist gefesselt, an die Küste bringt, für die er pro Kopf sechzig Mark Anwerbegebühr einheimst Was liegt dem Malaien oder Chinesen an der Zukunft des Landes und seiner Bewohner? Er verdient sich in möglichst kurzer Zeit so viel Geld, um nach Hause zurückkehren und sich dort eine gute Existenz gründen zu können. Ob er erschossene Menschen, zerstörte Niederlassungen zurückläßt, beunruhigt ihn nicht. Ob der Weiße, der ahnungslos in die von ihnen zuvor beunruhigten Gegenden reist, von den rachedurstigen Eingeborenen niedergemacht wird, weil diese Weiß und Gelb kaum voneinander zu

unterscheiden vermögen, was kümmert ihn das? Auch daß sich die Eingeborenen nun aus Furcht vor dem Europäer immer weiter in die Berge zurückziehen, wo sie infolge Mangels an Ackerfläche zugrunde gehen müssen, oder in der Fehde mit den dort bereits ansässigen Bewohnern dezimiert werden, was fragen diese Schurken danach?! Und der Australier hat es fertiggebracht, Malaien und Chinesen nun die Anwerbung zu gestatten!

Und ihr, deutsche und fremdländische Pflanzer und Angestellte! Wohl hattet ihr euch in Vorkriegszeiten oft mit Recht darüber ärgern dürfen, wenn der „heilige Bureaukratismus" in den Verordnungen und Vorschriften und im Geschäftsgang der deutschen Behörden gar zu stark sein Wesen getrieben hatte. Aber ehrlich war es dabei zugegangen! Das wußtet und erwartetet ihr nicht anders. Und heute unter der gar so freundlichen australischen Besatzung? —

Ihr verblendeten Melanesier, ihr hattet ja nicht allzu lange warten müssen, bis ihr den Unterschied zwischen dem neuen und alten Herrn aus eigenen Erfahrungen feststellen konntet. Von den reichlichen australischen Geldspenden, von seiner Erlaubnis angetrieben, die großen deutschen Warenhäuser und Depots zu plündern, euch zu nehmen, was euch gefiel — der australische Offizier und Soldat raubte ja kräftig mit, obwohl er die Beute nur als „Souvenirs" an sich nahm — von seinen Versprechungen betört, lieft ihr zu dem Briten über! Bald aber hatte er alles, was er euch zugesagt hatte, vergessen; das in den deutschen Kassen vorgefundene Geld war ausgegangen, und er zahlte euch den Lohnsatz wie ehedem. An Stelle der bewährten deutschen Einrichtungen wußte er keine besseren zu setzen und griff auf sie zurück, und in dem entstandenen Chaos ergriff euch die Verachtung für die australischen Weißen. Denn nur aus diesem Grund habt ihr ja für die australische Soldateska den treffenden Ausdruck gefunden: „Kanaka b'long Sydney, Kanaka b'long steal." Und was war der Schluß nach dem fortwährenden Wechsel in den Verwaltungsmaßnahmen? Ihr hattet eure alten

Einrichtungen wieder mit dem Unterschied, daß sich niemand mehr um ihre Ausführung kümmert, und ihr, für die der Australier in seinem Herzen nichts übrig hat, mußtet als die Schwächeren die Leidtragenden sein!

Und jetzt, nein, schon seit Jahren, habt ihr eingesehen, wer der bessere Herr für euch ist, daß es der, wenn auch strenger zufassende Deutsche war und ist, dessen Herz für euch schlägt, der nicht nur zum Nehmen in euer Tropenland gekommen war, sondern auch zum Geben. —

Diese Gedanken, Bilder und Überzeugungen beschäftigten mich, füllten mich aus, als die „Melusia", deren Fahrgäste, fast ausschließlich australische Offiziere, mir in jeder Weise entgegenkamen, in flotter Fahrt nach Süden steuerte, als ich, anstatt den Einladungen einzelner Offiziere, mit ihnen die Tage bis zu meiner Abreise nach Europa zu verbringen, folgen zu können, sofort nach meiner Ankunft in Sydney in das Militär-Untersuchungsgefängnis abgeführt und für eine Reihe von Tagen in einer Zuchthauszelle untergebracht worden war. Sie suchte ich den seit nahezu fünf Jahren hinter dem Stacheldraht schmachtenden deutschen Gefangenen, mit denen ich noch drei Monate das Los der Interniertheit teilen mußte, vor Augen zu führen und klarzumachen. Sie ließen mich auf der schrecklichen, für manchen Deutschen zur Todesstrafe gewordenen siebenwöchigen Überfahrt nach Europa nicht los und gewannen neue Nahrung, nachdem ich von den herrlichen Heldentaten unserer Ostafrikaner gehört hatte.

Um sie und ihre Folgerungen zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes zu machen, reise ich seit Monaten im Lande umher, um sie durch Wort und Schrift zu verkündigen, um zu mahnen und zu ermuntern. Und in sie sollen auch meine Erzählungen ausklingen.

35

Die Berufung der Deutschen zum Kolonialvolk



ist du dir bewußt, deutsches Volk — ja, du mußt es sein! — daß du schon aus materiellen Gründen die dir geraubten Kolonien wieder haben mußt? Denn all dein Vorwärtsstreben, deine Bemühungen für den Wiederaufbau des zusammengebrochenen Reiches werden umsonst, werden vergebliche Arbeit sein müssen, wenn du allein von den Gebieten ausgeschlossen bleibst, wo die zum Wiederaufbau notwendigen Rohstoffe wachsen, allein gedeihen. Alle anderen großen Völker haben sich nur aus dem Grunde und aus der Überzeugung heraus, daß ihr Blühen und Gedeihen von dem Besitz der Rohstoffländer abhängt, weite Kolonialgebiete gesichert und nun noch die deinen hinzugeraubt und unter sich verteilt. Willst du dir den Lebensodem selbst abschneiden, indem du die Hände in den Schoß legst und auf deine erst erschlossenen und doch schon blühenden, einer ungeahnten Entwicklung fähigen Schutzgebiete resigniert verzichtest? Willst du ruhig mitansehen, wie aus den Mandataren einer nicht bestehenden Völkerliga nach und nach Besitzer der ihrer vertretungsweisen Verwaltung anvertrauten Kolonie-Teile werden?

Nein, du willst es nicht, du **darfst** es nicht wollen.

Weißt du es nicht, noch nicht, daß du nicht nur berechtigter als jedes Volk auf der Erde bist, sondern aus inneren Gründen verpflichtet bist, Schutzgebiete zu besitzen und zu erwerben, Kolonialpolitik zu treiben?

Welches Kolonialvolk kann sich rühmen, daß Millionen von Schwarzen und Farbigen ihren Schutzherren in einem viereinhalbjährigen schwersten Ringen um den Bestand nicht nur nicht in den Rücken fielen, sondern ihnen durch Not und Tod

folgten, ihnen die gesamten Hilfsquellen ihres Landes zur Verfügung stellten? Nur ein einziges Volk kann das! Und das bist du, deutsches Volk! Deinen draußen arbeitenden und kämpfenden Männern und Frauen haben die Schwarzen und Farbigen die Treue gehalten, obgleich sie zu Tausenden dem feindlichen Geschoß oder vernichtenden Krankheiten zum Opfer fielen, obwohl sie ihre Felder, Hütten und Dörfer verlassen, jahrelang unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen die wildesten ungewohnten Hochgebirgsgegenden, die verderblichen Sumpfregionen durchziehen mußten, trotzdem sie erkannten, daß es rückwärts und rückwärts ging, daß ein hundertfach überlegener Gegner sie zu umklammern versuchte, sie von Stellung zu Stellung zurückdrängte. Dich, deutsches Volk, haben sie nicht im Stich gelassen. Das Joch des Briten, der für sich den Ruhm des fähigsten Kolonisators in Anspruch nimmt und dem er unbegreiflicherweise von vielen zugestanden war, suchten die dunkelhäutigen Eingeborenen abzuschütteln, obwohl er draußen ständig im Vordringen war, obwohl in seine Kolonien kein weißer Feind eingedrungen war, auf dessen Hilfe die des Engländers überdrüssigen Eingeborenen hätten bauen können.

Hast du, deutsches Volk, es bereits vergessen, daß die Bevölkerung Ostafrikas für dich geblutet und bis zum Waffenstillstand an der Seite deiner Vertreter ausgehalten hat, vergessen, daß die Fullahs und die anderen Inlandstämme in Kamerun Seite an Seite mit deinen Truppen draußen gekämpft haben, daß fünfunddreißigtausend Schwarze mit dem Rest der Schutztruppe, als diese den aussichtslosen Kampf aufgeben mußte, in das neutrale spanische Muni-Gebiet übergetreten sind, entschlossen, die Leiden der Gefangenschaft mit ihren Schutzherren zu teilen, lieber fern von der Heimat zu verderben als sich den Feinden zu stellen? Muß dir in das Gedächtnis zurückgerufen werden, daß die Ovambos, das unter deutscher Herrschaft friedlichste Volk, noch gegen die Engländer weiterkämpften und starben, als die Schutztruppe sich bereits gezwungen gesehen hatte,

das Ringen gegen den zahlreichen Gegner aufzugeben? Und bist du nicht stolz, daß auch die Papua in deinem fernsten Schutzgebiet dir die Treue bis zum Kriegschluß hielten, daß sie nicht Entbehrungen, Strapazen, Krankheiten und Tod, nicht die Drohungen der Australier gescheut haben, um ihre Anhänglichkeit zum Deutschtum zu beweisen?

Hast du nicht den Ruf der anderen vernommen, die, von den in der Kolonie eingefallenen Feinden, durch das Anreizen ihrer niedrigsten Instinkte, durch Geldbelohnungen, durch Erlaubnis zum Rauben und Stehlen, durch Versprechungen verführt, anfänglich zum Gegner übergelaufen waren? Hast du nicht vernommen, daß die Togoleute, die Dualas im Kamerun-Küstengebiet, die Ovambos, und wie sie alle heißen, in Bittschriften um deine Wiederkehr in ihre Länder gebeten haben, nachdem sie jahrelang Vergleiche hatten ziehen können, den Engländer und Franzosen in ihrer wahren Gestalt kennengelernt haben? Und bringt dir dieses Buch nicht die Kunde von der gleichen Sehnsucht der melanesischen Stämme der Südsee, die ihre Rückkehr unter deine Schutzherrschaft erwarten und erhoffen, weil sie aus praktischer Erfahrung heraus erkannt haben, daß nicht der Brite, zu dem sie bei Kriegsbeginn übergegangen waren, weil er ihnen einen Himmel versprochen, sondern du, deutsches Volk es bist, das allein sie vorwärtszubringen vermag?

Ihr staunt vielleicht, deutsche Männer und Frauen, deutsche Jünglinge und Mädchen, und sucht die Lösung des Rätsels, warum die primitiven Völker gerade an dem Deutschen hängen. Hier ist sie:

Dem Deutschen ist in besonderem Maße, wenn nicht gar allein, die Gabe verliehen, den schwarzen und farbigen Völkern und Stämmen nicht nur äußere, sondern auch i n n e r e Werte zu bringen! Deine draußen wirkenden Söhne und Töchter, o deutsches Vaterland, haben sich neben allen anderen Aufgaben, die sie zu erfüllen hatten, auch um die kleinen und großen Nöte der ihnen unterstellten oder anvertrauten Farbigen gekümmert.

Ob der Beamtenschar, ob der Mission, den Kaufleuten, Pflanzern, Händlern oder der Schutztruppe angehörend, sie taten dies, mußten es tun, weil es ihr Charakter, ihre Natur verlangte!

Und dies hat Wurzeln geschlagen, Früchte getragen, wie sie so herrlich nur der unglücklich verlaufene Krieg zeitigen konnte. Der Farbige und Schwarze wußte es nicht anders, als daß er alles, was ihn bedrückte, dem deutschen Herrn vortragen konnte, und er war sicher, gehört zu werden, war überzeugt, daß ihm, wenn möglich, mit Rat und Tat geholfen wurde. In diesem Vertrauen brachte er seine intimsten Familienangelegenheiten vor seinen deutschen Herrn oder seine deutsche Herrin. Von dem Engländer oder gar von dem Franzosen würde er abgewiesen werden, weil es nicht zum Geschäft gehört.

Daher die ostafrikanische Redensart: „Der Deutsche hat eine strenge Rede, aber ein gutes Herz.“ Und das unbegrenzte Vertrauen zu dem guten deutschen Herzen, das bewußte oder unbewußte Fühlen der Farbigen, daß der Deutsche und der Deutsche allein auch sein innerer Wohltäter ist und sein wird, hat sie zu Tausenden an dessen Seite in den Tod gehen lassen, läßt sämtliche Eingeborene unserer Schutzgebiete nach unserer Rückkehr rufen.

Und diese dir verliehene Gabe, deutsches Volk, und ihre Ausnützung und Bestätigung wird zu einer sittlichen Pflicht für dich. Nicht nur die Notwendigkeit, deine Rohstoffgebiete wieder zurückzuerhalten, wenn du nicht verkümmern und ewig vom Ausland — und wie feindlich dir dies gesinnt ist, hast du nun wohl endlich einsehen gelernt — abhängig bleiben willst, sondern vor allem diese Pflicht ist es, die dich wieder hinausführen muß zum Heil der Bewohner der tropischen und subtropischen Erdstriche! Vergeßt nicht, ihr deutschen Männer und Frauen, du heranwachsende Jugend beiderlei Geschlechts, aller Stände und Berufe, wie auch eure innerpolitische Gesinnung sein mag: die Irredenta, die der Haß und die Furcht unserer Feinde geschaffen hat, hört nicht an den Grenzen der von dem Reichskörper ge-

waltsam losgerissenen Provinzen auf. Sie umspannt die ganze, ganze Welt.

Wie unsere deutschen Brüder im Osten und Westen, Südwesten und Norden auf ihre Wiedervereinigung mit uns harren und von uns verlangen, daß wir nicht untätig die Hände in den Schoß legen, so vertrauen auch die deutschen Schwarzen und Farbigen in Afrika und in der Südsee darauf, daß ihre Rufe: „Auf Wiedersehen!", ihre eigenen Anstrengungen und Bittschriften nicht erfolglos verhallen, sind auch sie überzeugt, daß wir alle unsere Kräfte daransetzen, sie wieder unter unserem Schutz zu vereinigen.

Und darum, ihr Deutschen, alle Deutschen, fangt schon heute an zu wirken und zu arbeiten! Laßt den Ruf nach Herausgabe unserer Schutzgebiete als einen Volksruf den Gegnern an die Ohren schlagen: Nicht nur die dringendste Lebensnotwendigkeit, sondern auch eine hohe sittliche Pflicht verlangt unsere koloniale Wirksamkeit.

Und über den uns umschließenden Ring unserer Feinde, der uns einzuengen trachtet, hinaus wollen wir den Ruf der Schwarzen und Farbigen: „Kommt wieder!" mit dem entschlossenen Versprechen beantworten:

„Wir kommen wieder!"

Die folgenden Seiten werden der Beachtung der Leser empfohlen.

